
Digitized by Google

Skizzen

aus

Natur- und Völkerleben

von

J. G. Kohl.

Erster Theil.

Vorwort.

Die hier dargebotenen Skizzen vermischten Inhalts entstanden zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Eindrücken und Umgebungen. Ort und Jahr der Entstehung ist daher bei jedem Aufsatze angedeutet, und man bittet, dieß zu berücksichtigen. Der Verfasser hat sie gesammelt in der Hoffnung, daß die Lectüre vielleicht hie und da Jemanden unterhalten könnte, und empfiehlt sie der Güte und dem milden Urtheile seiner Leser.

Dresden, im Frühjahr 1851.

J. G. Kohl.

Inhalt.

I.

Politische Meditationen.

Geschrieben zu Dresden 1848—1849.

1. Das Göttliche und Unbezwingbare in den menschlichen Dingen.

„Es ist etwas Göttliches und Unbezwingliches in der Entwickelung der politischen Angelegenheiten," dieß ist der berühmte Ausspruch eines großen Staatsmannes, der zugleich Philosoph war.

Es ist nur wenigen Menschen gegeben, die ganze Bedeutung dieses Axioms zu fühlen. Wir Tagesmenschen leben gewöhnlich nur auf der Oberfläche, und da scheint Alles so einfach, so begreiflich. Alles scheint ja eigentlich von uns und unseren Freunden auszugehen und ganz in unsere Willkür gegeben. Da vergessen wir denn leicht, daß der Ocean der Welt noch meilenweit unter uns klafft, und daß Alles aus unergründlichen Tiefen ans Licht steigt. Da finden wir denn Alles, in der Nähe betrachtet, recht prosaisch und einfach, und wir sind fast geneigt, wie jener tapfere Degen Prinz Eugenius, den Schriftstellern und Historikern vorzuwerfen, daß sie sich mit Fleiß die Sache schwer machen, und ihnen zuzurufen: „O wüßtet ihr doch, mit wie wenigem Aufwande von Kraft und Verstand die Welt regiert und die Ereignisse gestaltet werden."

Nur wer wie Cicero die Geschichte studirte, dabei des Menschen Wesen erforschte und zugleich selber es versuchte, die Geschicke der Völker zu lenken, der erkennt das eigenwillige, das übermenschliche Element, das sich in der Entwickelung dieser Geschicke regt, der weiß, wie viel den Menschenverstand Betrügendes, wie viel seiner Leitung Entschlüpfendes darin liegt, wie viel darin unerklärlich und unberechenbar ist, wie stark das ist, was man „etwas Göttliches" nennen kann.

2. Staatsgebäude, Staatsmaschine, Staatsgewächs.

Wir haben uns leider gewöhnt, den unsichtbaren Organismus unserer politischen Verbindungen unter dem Bilde eines Menschenwerks aufzufassen. Wir sprechen von der „Maschine des Staats," von dem „Gebäude der Gesellschaft." Diese Rede- und Vorstellungsweise wird eine Quelle beklagenswerther Irrthümer.

Maschinen und Gebäude sind bloße Producte unseres Verstandes und unserer Berechnung. Wir erkennen genau die Einrichtung eines Gebäudes, die Bestimmung und den Zusammenhang seiner Theile. Wir können das Gebäude willkürlich, sei es ganz, sei es theilweise, zerstören oder umbilden, ihm hinzufügen oder abnehmen, oder auch etwas ganz Neues an seine Stelle setzen. Das Gebäude widerstrebt uns nicht dabei. Ist es zerstört, so erwächst es nicht selber von Neuem, nimmt auch geduldig unsere Aenderungen an. Ebenso erkennen wir das Princip der bewegenden Kraft in einer Maschine, können genau den Ausgangspunkt dieser Bewegung bestimmen und die Art der Fortpflanzung und Mittheilung durch alle ihre Theile. Durch Umänderung dieser Theile vermögen wir die Kraft bald hierher, bald dorthin zu lenken, dürfen auch das ganze Princip der Bewegung ändern, alle Stücke auseinander nehmen, umschmelzen und umschmieden.

Da die Idee, der Staat sei einer Maschine oder einem Gebäude zu vergleichen, fast allgemein von unserem Sprachgebrauche adoptirt und sanctionirt ist und sich, so zu sagen, ganz in unsere Vorstellungsweise eingenistet hat, so verleitet uns dieß auch weiterhin zu dem Glauben, wir vermöchten die Staaten wie Gebäude nach unserem Willen umzubauen, oder ganz wegzubrechen, ihre Thätigkeit, wie die der Maschinen, zu hemmen, zu beschleunigen oder völlig zu vernichten.

Der Sprachgebrauch mag selbst ein Product unserer geistlosen und naturwidrigen Betrachtungsweise der Staaten sein. Aber da er einmal ausgeprägt und unter den Menschen gäng und gäbe geworden ist, so wirkt er dann wieder auf unsere Betrachtungsweise zurück, macht diese noch geistloser und unrichtiger, und erweckt in uns die Einbildung, daß wir Staatskünstler, politische Architekten und Staatsmaschinenmeister seien, daß wir willkürlich die alten Staaten zusammenschmieden, zertrümmern oder umschmelzen, daß wir eine tabula rasa schaffen und Neubauten aufführen können.

In keiner Zeit sind diese Vorstellungen und diese Phrasen so gäng und gäbe gewesen, wie in der jetzigen. In keiner Zeit hat man fast an allen Punkten unseres Welttheils so viele Menschen sich zusammenthun sehen, um gleich Fabrikanten und Maschinenbauern zum Meißel und Hammer zu greifen und Staatsverfassungen zu schmieden, die aber nicht mehr Leben und Haltung hatten, als die aus Sand und schlechtem Material aufgeführten Kirchen und Wohnhäuser, welche unsere heutigen Architekten bauen, und welche bald wieder einstürzen. Haben wir uns, wenn wir diesen freiheitgründenden, staatenvernichtenden, gesetzeschmiedenden, republikenkochenden, kaiserbackenden Bestrebungen unserer Gesetzgeber zuschauten, nicht oft fragen müssen: Sind denn unsere ernsten Weisen zu Kindern geworden, treiben sie nicht Scherz wie diese, und formen sie nicht Schneemänner, welche der erste warme Sonnenstrahl, der sie beleben soll, zusammenschmelzen wird?

Die Staaten haben weit mehr von der Natur einer Pflanze in sich als von dem Wesen eines Mauerwerks. Sie wurzeln tief im Boden der Geschichte, aus dem sie, selbst wider unseren Willen, wieder hervorwachsen, wenn wir auch mit zerstörungslustiger Art den ganzen Baum fällten.

Wie die Bäume eignen sie sich schwer das Neue an, das man ihnen hinzufügen will. Es hilft nichts, daß man auf einmal große neue Aeste anleime und anbinde. Einpfropfen muß man kleine Reiser und Augen und sie nach und nach verwachsen lassen. Allmälig wird dann ein Zweig daraus, der Früchte trägt.

Wie viel treffender, wie viel wohlthuender wäre es daher, wenn wir statt der Staatsmaschinen und der Staatsgebäude die Vorstellung eines Staatsbaumes in unserer Sprache und unserem Ideenkreise adoptiren wollten.

Wie heilsam und vortheilhaft wäre es, wenn unsere heutigen Gesetzgeber, sich etwas mehr von dem Wesen der sinnigen, vorsichtigen und geduldigen Gärtner aneignen könnten. Ein Gärtner mag wohl zuweilen einen kühnen Griff wagen, kann ganze faule Zweige auf einmal unter der Säge fallen lassen, aber er wird sich hüten, den Baum an der Krone und dem Marke seines Lebens zu verwunden.

Wie himmelweit aber war der Charakter der Leute, welche in unserer Zeit aus allen Winkeln der Länder sich über unsere politischen

Pflanzengebilde hermachten, von dem vorsichtigen und sinnigen Wesen der Gärtner verschieden!

Gleich Waldfrevlern machten sie sich mit Messer und Scheere, mit Säge und Axt über die armen Bäume her, und da schnitten, hämmerten und sägten sie, daß es im ganzen Wald erschallte, und die Najaden und Dryaden erseufzten. Mit dem faulen Holze gingen die gesunden Kronen drauf. Dann schleppten sie frische Zweige herbei und klebten und banden sie fest an die verstümmelten Stämme.

Gleichwie die Sturmgötter fuhren sie daher. Die Aeste und Gipfel gaben eine Weile nach und wurden herabgebogen bis auf den Boden. War es da ein Wunder, daß die angestückten Zweige verdorrten, daß die gedemüthigten Kronen zurückschnellten und den sogenannten Gärtnern hie und da ins Angesicht flogen? War es nicht natürlich, daß die Bäume am Ende in betrübteren Zustand geriethen als zuvor?

Die alten Griechen glaubten, in den Eichen und Buchen hause tief verborgen eine Gottheit. Sie fabelten, diese Pflanzengöttin weine, wenn ein Unvorsichtiger ihre Hülle, den Baumstamm, verwunde. Ja gefühlvolle Phantasten machten Verse, in denen sie aus solchen Holz- und Rindenwunden Blut fließen ließen.

Viele von uns sind allerdings weit davon entfernt, sich solchen Phantasmen zu überlassen. Ihnen ist Holz eben nur Holz. Aber auch was Fleisch und Bein, was reiner purer Geist ist, auch das behandeln sie wie Holz. Nicht nur wölbt sich der Staat außer uns und über uns mit tausend Aesten, schattigen Kuppeln und Laubgängen, sondern mit eben diesen Aesten und seinen zahlreichen Wurzeln auch hält er uns umschlungen. Ja unsere Brust ist selber der Grund, auf dem er mit seinen Wurzeln haftet. Wir selber sind der Boden, aus dem er seine Kräfte zieht. Wir sind gleichsam ganz in ihn hineingesponnen, und aus unserer Seele strömt der Geist hinüber in den großen Organismus des Ganzen, so wie es wieder aus ihm zu uns herüberfließt. Kann man da etwas verrücken, ohne viele Herzen zu verletzen? Kann man da aushauen und sägen, ohne viele Wunden klaffen, viel Blut vergießen zu machen?

Die Satzungen und Gesetze, aus denen der Staat gebildet ist, sind nichts als unsere Gewohnheiten, unsere verkörperten Ideen und Meinungen. Wir sind selber die Bausteine, aus denen dieß

lebendige Bauwerk besteht. Unser Fleisch und Blut ist der Stoff, aus dem Alles gewebt ist. Und ein solches Gebilde, das jenen aus verwebten Menschenseelen componirten Ringen, Rädern, jenen Guirlanden und Ketten gleicht, welche der Maler auf dem berühmten Campo Santo von Amalfi darstellte, sollte nicht selber lebendig sein, sollte nicht selber eine Seele haben? Die Irländer hüten sich, eine Blume zu zertreten, aus Furcht, einen Naturgeist zu verletzen. Und wir sollten, so zu sagen, mit Fäusten und Hacken auf die Staaten losstürmen, ohne ihre alte, heilige, ehrwürdige Gottheit zu respectiren, ohne ihre Verwundung zu scheuen, ohne ihre Rache zu fürchten?

3. Die Zeichen der Zeit sind trügerisch.

Es zeigen sich oft dieselben Phänomene bei Umwälzungen von ganz verschiedenartigem Charakter, von ganz entgegengesetzter Tendenz.

Dasselbe Chaos, das da war, als auf Gottes Geheiß die schöne Weltordnung ins Dasein treten sollte, wird auch wieder erscheinen beim Untergange der Welt.

Mit Gewittern und Stürmen, mit Donner und Blitz, mit Ueberschwemmungen und Zerstörungen wird die schöne Jahreszeit eingeleitet, die mit Frühlingsblüthen und Sommerfrüchten den wilden Kämpfen des Winters folgt. Und mit eben solchen Stürmen und Krämpfen schließt das warme Leben der goldenen Sommerzeit und versinkt in den unfruchtbaren Schooß des starren Winters, der mit Todtenstille all das rege Treiben überdeckt.

Die Wehen der Mutter, ihr Bangen und Hoffen, ihr Schweben zwischen Pein und Entzücken sind dieselben, mag sie einen lebendigen Engel oder einen todten Wechselbalg zur Welt bringen.

Ein jugendliches Streben ergreift selbst noch kurz vor dem völligen Erlöschen das Alter. Es erinnert sich seiner Kindheit, es schwelgt und hüpft, es klammert sich mit erneuter Liebe ans reizende Leben. Wird der Greis sich verjüngen? Wird er die Bahn von Neuem beginnen? Wird er den Fuß aus dem Grabe zurückziehen, in das er gleich einem Kinde tändelnd und lallend, und fast jubelnd, als wäre es seine Wiege, hineingleitet?

In der moralischen wie in der physischen Welt sind die Zeichen trügerisch. Ueberall haben die Krisen, die Gährungsprocesse

und die Uebergangsperioden zum Bessern oder zum Schlechteren fast dieselbe Physiognomie.

Derselbe Ruf nach Freiheit, dieselbe Zerstörung des Bestehenden, dieselbe Erregung der Leidenschaften, derselbe Kampf der Volkselemente unter den Engländern und Amerikanern, als ihre blühenden Zustände, ihre befriedigenderen Staatsverfassungen aus dem Chaos hervorgehen sollten, wie in Griechenland, wie in Rom, als beide ihrer Auflösung, dem Versinken in Unmacht und dem Alles verschlingenden Abgrunde despotischer Einherrschaft entgegengingen.

Nach der Meinung Vieler sind die Stürme und Fluthen, die uns jetzt umrauschen, luftreinigende Bewegungen, befruchtende Ueberschwemmungen, Frühlingsstürme, die uns eine herrlichere Zeit heraufführen und den Sommer verkünden.

Der Muthvolle und der Verzagte, sie überlassen sich beide so gern der schmeichlerischen Hoffnung. Aber der Besonnene muß es ihnen warnend wiederholen: die Zeichen sind trügerisch. Bedenkt dieß, ehe ihr weiter schreitet

---

4. Verachtung der Geschichte.

Man hat unsere Zeit eine vorzugsweise historische Zeit genannt, vielleicht weil sie selber viel Geschichte macht, vermuthlich aber keineswegs, weil sie einen hohen historischen Sinn offenbart und tiefen Respect vor den geschichtlichen Traditionen und vor den Lehren, welche in den Annalen der Menschheit geschrieben stehen, hegt. — Wenn man erwägt, wie vielfach die Vorzeit jetzt geschmäht wird, mit welchem Widerwillen man alle Argumente annimmt, die von daher entnommen werden wollen, so könnte man unsere Zeit auch wahrhaft antihistorischer Tendenzen beschuldigen.

Wie einige wenige treue Freunde an ihren alten Lehrer in der Zeit der Anfeindung und Verkennung sich um so inniger anschließen, so giebt es zwar auch jetzt noch Manche, die nun, in den Zeiten der Stürme und Zertrümmerungen um so inniger verbunden, sich um die Klio schaaren und den Aussprüchen ihres prophetischen Mundes um so aufmerksamer lauschen. Ihnen erscheint nun Alles, was sie uns überlieferte, doppelt wichtig und bedeutungsvoll, jede Lehre, die sie uns gab, einer neuen Beherzigung würdig, jedes Phänomen, das sie uns vorführt, zwiefach erwägungswerth.

Allein die Mehrzahl der Menschen ist in diesem Wirbelwinde der Gegenwart der Vergangenheit abgekehrt. Unsere Vorväter sind verblichen und verstäubt. Nur wenn es ruhig ist in der politischen Atmosphäre und in der Seele der Menschheit, treten jene Schatten aus dem Dunkel hervor, wie die Geister der Verstorbenen in einer stillen Mondscheinnacht. In dem Treiben und Lärmen des Tages verstummen ihre leise warnenden Stimmen und werden überhört.

Unsere eigene Energie, neue Kräfte sind in uns erwacht. Wir sind „mündig" geworden. Wir wollen die Sachen nun selber machen. Wir haben uns von euch emancipirt, ihr alten Patriarchen der Vorzeit. Laßt uns allein gewähren.

Wir sind neugeborene Menschen, mit ganz eigenthümlichen Bedürfnissen, mit ganz anderen Ideen. Da paßt nichts, gar nichts auf uns, nicht Aegypten und Griechenland, nicht Karthago und Rom, ja nicht einmal Amerika und England! — Noch nie war eine Zeit wie diese da, für die Alles zu enge, Alles inapplicabel ist.

Allein, allein auch das war schon einmal da, daß die Menschen sich für solche Originale hielten, für welche die Vorzeit keinen Maßstab enthalten könne. Ja man kann sagen, daß fast bei jeder Umwälzung, bei jeder neuen politischen Geburt, bei jedem Fortschritt, die Menschheit ein Gefühl des Widerwillens gegen die Vergangenheit überkommt. Es geht den Völkern da so, wie es dem Individuum geht, wenn es in seinem Herzen eine Revolution vollendete, und wie wir es häufig bei uns selber beobachten können.

Sei es, daß wir in eine ganz neue Lebenslage versetzt wurden, sei es, daß es uns in Folge anderer Impulse gelang, einen Sieg über unsere Leidenschaften oder üblen Gewohnheiten zu erringen, gleich stoßen wir in das große Horn. Alsbald denken wir, wir seien ganz umgewandelte Wesen geworden, und triumphiren, wir hätten einen neuen Menschen angezogen.

Dann lieben wir es nicht, daß uns ein Vorsichtiger an die Vergangenheit erinnert und uns warnend ermahnt, selbst jetzt noch auf der Hut zu sein vor dem stets wachenden Versucher. „Dieß sind abgethane Dinge," versichern wir unserem Freunde, „du darfst in mir nicht mehr den erblicken, der ich sonst war."

Da gerade, in solchen Frühlingszeiten der inneren Besserung und Umwälzung, wollen uns die Beispiele, welche man uns an Anderen zu nehmen auffordert, am wenigsten in den Sinn. Wir

Untersinkende an den Strohhalm. Wir fürchten den Verdacht un
Vorwurf der Furchtsamkeit, wenn wir nicht mit einstimmen in de
Jubelgeschrei der Hoffnung. Und so sind denn die Hoffenden s
der oft entweder nur Betrüger oder auch Betrogene. Die Hof-
nung braucht nicht vieler Gründe, um Eingang bei uns zu fin-
den. Auch eine unbegründete Hoffnung schlüpft leicht in unser He
Sie ist schmeichlerisch. Wir überlassen uns ihr. Denn wir hal
nur zu gerne für gewiß, was wir hoffen. Und so wird denn d
Hoffnung verführerisch und statt eines festen Ankers ein schw
kendes Irrlicht. Darum sagte auch Jemand: Ich hasse die Hof-
nung. Sie täuscht und lügt.

---

6. Junge Blüthen am alten Baume.

Wir wollen zwar Niemanden zu dem traurigen Glauben an
ein allgemeines Ragnarokr zwingen, ich brauche mich sogar selbst
nicht darüber zu entscheiden, ob ich diesen Glauben hege oder nicht.
Allein Viele können sich nicht einmal entschließen, einen Untergang
oder wenigstens ein Bergabgehen unserer Zustände für möglich zu
halten. Sie verschließen ihr Ohr ganz gegen solche ernste Mah-
nungen, und die warnende Kassandra wird der Menge zum Spott.

Und das ist denn allerdings schlimmer. Denn möglich muß
man sich eben Alles denken, und eine Anerkennung dieser Möglich-
keit kann man uns allerdings abdringen. Nur der Umsichtige, der,
ohne der Furcht Thür und Thor zu öffnen, sich von keiner Seite
völlig gesichert wähnt, vermag es, auf der Hut zu sein, und wird
keins der noch möglichen Heilmittel versäumen.

Eine der vornehmsten Ursachen der Erscheinung, daß uns der
Glaube an eine allgemeine Verderbniß oder Schwächung, das Zu-
geben der Möglichkeit einer allgemeinen Auflösung so schwer wird,
ist gewiß der Umstand, daß wir uns als Individuen noch so stark
und gesund fühlen. Es protestirt, so scheint es, in unserem Inne-
ren eine Stimme gegen jene Ansicht. Fluthet nicht frischer Lebens-
muth in meinen Adern? Spiegelt sich nicht die volle Menschheit
in mir ebenso ab, wie in meinen Vorältern? Sind wir nicht Got-
tes Ebenbilder, wie Adam und Eva im Paradiese? Sind nicht die
alte Welt, die Sonne, der Frühling, die ganze Natur mit jedem
Morgen für mich jetzt ebenso neu, wie sie es den Menschen vor tau-

und Jahren waren, und ergreife ich nicht an jedem Tage das Leben mit unveränderlicher Wohllust? Sind denn meine Sinne nicht ungeschwächt? Irrt mein Verstand und kränkelt die Vernunft?

Und wir gesunde, lebensfrische, starke, vernünftige Wesen, wir sollten Theile eines siechenden, eines faulenden Körpers, Kinder einer trüben, einer hoffnungslosen Zeit sein? — Und so sind wir denn, unser gesundes Fleisch und Bein betastend, geneigt, alle jene Ansichten als Gespenster und Ausgeburten einer finsteren Imagination zu schelten.

Dieß individuelle Gesundheitsgefühl, das sich in Jedem von uns gegen die Anerkennung einer öffentlichen Krankheit opponirt, ist zwar sehr begreiflich, sehr natürlich, aber es ist auch sehr trügerisch.

Wir wissen es jetzt mit Bestimmtheit, daß die große Völkerwanderung in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt, der allmälige Untergang Roms, ein Untergang der alten Cultur, ein großer Rückschritt der Menschheit für lange Zeit war. Wir sehen es jetzt klar, wie zerfallen und vermodert alle öffentlichen Zustände, wie verderbt die Sitten, wie geschwächt der wahre Patriotismus und die innerste Kraft und Tugend der Nation, wie zerstört der Gemeinsinn und der politische Verstand der Massen waren.

Allein auch damals gab es nur wenige Weitschauende, welche den ganzen Zustand in seiner Bodenlosigkeit erkannten, nur wenige Trauernde, welche warnende Kassandra-Stimmen erhoben. Die Meisten waren sich in dem, Jahrhunderte lang dauernden Zusammensturz der Dinge auch damals nicht bewußt, was mit ihnen geschah.

Mitten in jenem gewaltigen Faulungs-Processe des großen römischen Welt- und Culturreiches wurden immer wieder neue Individuen geboren, die immer wieder hoffend und vertrauend und unbewußt dem Abgrunde zugeführt wurden.

Eine große Calamität trifft gemeiniglich immer nur Wenige als Opfer. Das Individuum rettet sich bei einem Untergange des Allgemeinen immer noch leicht, und da bildet es sich denn wohl ein, daß mit ihm auch das Ganze gerettet sei. Die Last ist auf alle Schultern vertheilt, und Jeder empfindet meistens nur einen kleinen und ertragbaren Theil der entsetzlichen Wehen und Schmerzen, welche das Ganze durchzucken.

Jeder von uns hat an der allgemeinen Trübung nicht mehr Antheil, als ein Tropfen an der Färbung des Oceans. Es ist ein

durchwühltes und schmuziges Meer. Wenn man in einem Glase eine kleine Masse daraus hervornimmt, so erscheint diese zwar fast klar, aber dieß beweist nicht, daß das Ganze nicht doch so trübe sei, wie es ist.

Auch ein altersschwacher, verfaulter und durchlöcherter Baum treibt noch Blätter, Blüthen und Früchte, die fast in nichts von denen des jugendlichen Gewächses verschieden sind. In jeder dieser Blüthen geht die ganze alte Lebensfrische wieder auf, und doch können diese Blüthen und Blätter und Früchte es läugnen, daß der alte Baum, auf dem sie sitzen, hohl sei und faul?

Ich will nicht behaupten, daß alle diese verständigen Männer, diese glühenden Poëten, diese frommen Frauen, diese jugendlichen Schönen, diese kräftig geborenen Kinder, Blüthen und Früchte an einem faulen Baume sind. Aber ich sage, es könnte so sein.

7. Agitatoren.

Die Männer der Bewegung hegen einen unerschütterlichen Glauben an die Güte der menschlichen Natur im Busen oder führen ihn wenigstens als Devise im Schilde. Sie sagen, die Menschheit sei ein Gewässer, das man vor gar nichts weiter zu beschützen und zu bewahren habe, als vor dem Stagniren in einer Lagune, vor dem Versumpfen und Verdumpfen beim Stillstande, um daraus einen kräftigen und nutzbaren Strom zu schaffen. Sie setzen daher, wie Windgötter beständig die Wogen und Fluthen in Bewegung. Sie rühren und regen auf, und halten sich überzeugt, daß dann von selbst ein klarer Wein aus dem gährenden Moste niederschlagen werde. Das menschliche Wesen, sagen sie, ist von Haus aus gut, man muß es nur gewähren lassen! Nur keine Satzung, keinen Zwang! alle Lüfte herein! alle Schleusen geöffnet! alle Fesseln zerbrochen! Wie Oel im Sturme wird das Gute stets, nach einem unabänderlichen Naturgesetze, oben aufschwimmen.

Nicht nur die blinden und eigennützigen Agitatoren, auch viele der Gemäßigten und wohlwollend Gesinnten getrösten sich dessen und denken, daß doch die Tugend fest im Busen der Menschen ankert, daß dieser Anker nicht zerreißen kann und am Ende Alles einen guten Ausgang nehmen muß.

Allein, allein, — haben wir nicht eine alte, heilige Tradition, daß Gott einmal das ganze Geschlecht der Menschen verderbt fand? Und sprach Er, der Herr, nicht selber: „die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. Ich will sie vertilgen von der Erde.“ Und führte Er nicht die Gewässer herbei und ließ alle Menschen umkommen, bis auf einen Frommen?

Zoroaster sah in der Menschheit nur einen Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der hienieden noch nicht entschieden würde, und wie Zoroaster, so haben im Grunde die Weisen aller Völker der Welt nur ein solches Ringen zwischen einem guten und einem bösen Principe in unserer Seele wahrgenommen.

Der Böse geht umher und sieht zu, wo er uns packe, und gewöhnlich faßt er uns von der Seite, wo wir ihn am wenigsten fürchten.

Wollten wir auch auf das Vorsündfluthliche nicht viel Gewicht legen, so lehrt uns doch auch die Geschichte späterer Zeiten, daß unter den Menschen Ausartungen der Sitten und der Moral en gros nicht selten stattfanden. Das große Babylon, das Sodom und Gomorra, die Roma der Neronen und Domitiane, in denen böse Teufel mehr als gute Engel die Oberhand hatten, können uns dieß lehren. Ganze Völker fielen von Gott ab, beteten das goldene Kalb an und verehrten den Teufel. Wir selber bezeichnen ganze Jahrhunderte als goldene, andere ganze Jahrhunderte aber wieder als eherne, finstere und entartete.

Die Griechen, unsere guten Vorväter, die Anbeter des Allvater Odins, und die Weisen der Edda theilten in Bezug auf den Erfolg der Entwickelungen nicht jene Sorglosigkeit, die unseren Agitatoren eigen ist. Die Griechen fabelten, der Typhon und die anderen Ungethüme der barbarischen Vorwelt seien nicht völlig vom Jupiter getödtet. Sie seien, meinten sie, nur gefesselt und lebten noch lebendig, wie das Böse in unserer Brust, unter der Erde, aus der sie in den feuerspeienden Bergen hervorathmeten. Wehe Dem, der die Rasendecke aufwühlt und diese Dämonen, sie befreiend, auf die Oberfläche hervorlockt!

Nach der Meinung unserer Altvordern herrschten zwar Odin und die guten Götter, aber diese waren in beständiger Besorgniß vor den bösen Jotunen. Sie kämpften stets mit dem listigen Locke und seinen Genossen, und von ihnen den Untergang ihrer Herrschaft fürchtend, waren sie auf ihrer Hut. — Glauben wir jetzt zuversichtlicher sein zu dürfen als Odin und Freia und Thor?

Wenn man Manche unter uns von der Unverwüstlichkeit des guten Princips im Menschen sprechen hört, so gedenkt man des Mephistopheles, der auch zum Herrn spricht: „Du sitzest sicher auf Deinem Thron. Erlaube mir dieß kleine Stückchen."

Es ist eben die Natur des Bösen in uns, daß er selbst vom Guten die Maske, von der Tugend den Schein entlehnt. Er zeigt uns die Scylla und führt uns rückwärts in die Charybdis.

Sind wir dem jungen Moste gleich, der ringen und gähren muß, um zur Klarheit durchzudringen, sind wir dem Gewässer in einer Lagune gleich, das sich regen und umtreiben muß, um nicht im Sumpfe zu verkommen, so gleichen wir doch auch einem jungen Weine, den man endlich fassen muß in die Tonnen, damit er nicht in Schaum und Gischt sich verflüchtige. Und wiederum auch gleichen wir einem in glatten, festen Felsenwänden geborgenen See, den wir wie einen schönen Schatz des befruchtenden Naß hüten und bewahren müssen, und der, wenn wir alle Schleusen öffnen, tobend durchbricht, seine Gewässer verschleudernd, die Thäler verwüstet, seine Kräfte erschöpft und endlich vertrocknet.

---

8. Die Korallenthiere.

Wir Menschen und Staatsbürger sind jenen Mollusken vergleichbar, die in den Korallenröhren leben. Diese Thierchen errichten im Laufe der Zeiten, Schale zu Schale fügend, mächtige Gebäude, in denen sie wohnen, und mit denen sie selber mehr oder weniger zusammengewachsen sind. Je nach der Beschaffenheit der Felsen, die zur Unterlage dienen, je nach der Richtung der herrschenden Winde und Strömungen, je nach der Höhe des Meeres-Niveaus, in denen sie bauten, gestalten sich Plan und Einrichtung ihrer Korallen-Festungen verschieden.

Nur vermittelst der geeinigten und compacten Masse, welche die Mollusken mit ihren schlüpfrigen Leibern und dünnen Schalen bilden, sind sie im Stande, die Wogen zu brechen, den Stürmen zu widerstehen. Nur, wenn sie sich innerhalb des engen und sicheren Raumes, der ihnen dort gewährt ist, halten, ist es ihnen möglich, ihrer Existenz froh zu werden.

Es ist, als ob sie dieß wüßten; ein Gott gab es ihnen ein. In unverbrüchlicher Gemeinschaft bauen sie an ihrem Gehäuse fort, es

je nach den Umständen erhöhend, erweiternd oder verengend, und so erhalten sie ihre Brüderschaft und ihr Geschlecht.

Wir Menschen, sage ich, gleichen diesen Korallenthieren. Wie sie, sind wir jeder für uns allein sehr ohnmächtige Wesen, wie sie, schaffen wir nur etwas Großes durch gemeinsame Arbeit und widerstehen nur dadurch den Stürmen und Wogen. Wie sie, können wir unseres Daseins und Lebens nur in dem engen Raume unserer irdischen Zelle froh werden. Die bestehenden Gesetze und Staatsformen sind unser festes Gehäuse. Nur in einem Punkte sind wir ihnen unähnlich, nämlich darin, daß wir nicht so vorsichtig und unverbrüchlich wie sie an dem Ganzen festhalten.

Die Menschen-Mollusken, diese Staatsbürger-Infusorien, ergreift zuweilen der wahnsinnige Drang, aus ihren Zellen heraus und ins Freie zu hüpfen. Unsere Entflammten sind jetzt lustig daran, dieß Manöver zu vollführen. Tausendweise springen sie ins Meer, um einen bequemeren Felsen zur Basis eines neuen Staates zu suchen, um einen weiteren und gemächlicheren Bau zu gewinnen. Aber wehe ihnen, die nächsten Stürme werden sie erfassen, die Wogen sie verstreuen und zerschellen. Die alte Lebensburg wird dann als Ruine dastehen und in Staub zerfallen. Zu ihr, welche das Werk vieler fleißigen Generationen war, zurückzukriechen ist unmöglich, und zu spät werden wir es einsehen, daß auch eine neue Lebensburg nur das Werk vieler Jahrhunderte sein könnte.

---

9. Haarzopf, Locke und Weichselzopf.

Ja, wenn Alles, was man jetzt Zopf nennt, immer nur ein von Menschenhand gekneteter, gepuderter, zusammengebundener und angedrechselter Zopf wäre! — Da könnte man allerdings die Scheere, wie Viele es wollen, nicht schnell genug brauchen; man möchte unbarmherzig diesen Zopf unter der Schneide fallen lassen, um eine naturwüchsige Coiffure herzustellen.

Zuweilen könnte man wohl sogar noch darüber streiten, ob etwas als hinderlicher Zopf oder vielmehr als zierende Locke zu gelten habe. Allein hievon abgesehen und in vielen Fällen den Zopf zugegeben, so ließe sich doch noch die Frage aufwerfen, ob diese entstellenden Haarverflechtungen reine Producte der Willkür und der Mode sind, oder ob die meisten von ihnen nicht in die Classe jener

polnischen Weichselzöpfe zu setzen wären, die aus einer Krankheit und inneren Verderbniß der Säfte des Körpers hervorgehen, ob es nicht Zöpfe sind, die mit unserem Wesen und mit unseren Blutgefäßen mehr oder weniger verwachsen sind, und die, wenn man sie zur Unzeit oder nicht vorsichtig löst, Schwächung und Blutverlust, ja den Tod des Patienten herbeiführen können.

---

10. Die Mißstimmungen des Individuums und der Massen.

Einzelne Menschen haben ihre Launen und wandelbaren Stimmungen. Sie täuschen sich oft über sich selbst, über ihre Kräfte, über ihr Wohl. Sie gerathen in Leidenschaft und Aufregungen, welche sie verblenden und irre führen. Da beschließen sie denn oft in solchen Momenten etwas, was sie nachher gereut. Ja sie sprechen etwas als ihren entschiedenen Willen aus, was nur für den Moment, nicht aber für die Dauer ihr Wille ist. Wir Individuen schätzen oft unser Vermögen zu hoch, oft viel zu gering. Ja es giebt vielleicht nur wenige Augenblicke, in denen wir uns so zu sagen ganz in der Hand haben, in denen wir uns unseres Seins und Strebens, unseres Wollens und Sollens vollkommen klar bewußt sind.

Bei Individuen findet man dieß Alles sehr natürlich. Jeder einzelne Mensch ist gleich einem Atome, gleich einem schwankenden Rohre im Winde. Aber wäre es möglich, daß auch bei großen Massen von Menschen, bei ganzen Gesellschaften und Völkern zu Zeiten dasselbe, was von den vereinzelten, den schwachen Individuen gilt, behauptet werden kann? Haben auch die Völker ihre Launen, ihre Verstimmungen? Kann auch sie Täuschung und Verblendung befangen? Kann auch sie Wahnsinn und Leidenschaft ergreifen?

Es scheint fast unglaublich! — Die Gesinnungen und Temperamente der Einzelnen, aus denen die Masse besteht, sind so verschieden. Der Eine ist leidenschaftlich, der Andere apathisch, der Eine langsam, der Andere rasch. Würfe man sie alle in einen Schmelztiegel zusammen, sollte man da nicht denken, daß daraus dann die rechte gemäßigte Glockenspeise von gutem Klange hervor-

gehen müsse? Wenn man alle die grellen Farben mischte, sollte da nicht die Allen genehme, nicht zu grelle und nicht zu matte, mittlere Farben-Nuance herauskommen? Ist nicht die Menge gleich einer Harfe, auf der jedes Individuum nur einen Ton von sich giebt, während nur auf der ganzen Leiter der hohen und tiefen Töne die herrlichen Accorde gespielt werden, welche jedes Herz entzücken und befriedigen?

Nicht einer der vielen tausend Köpfe denkt und schaut die Dinge ganz auf dieselbe Weise wie die übrigen. Wie Radien eines Fächers streben sie in weiten Richtungen und Tendenzen links und rechts auseinander. Wenn man sie nun alle auf einmal vorspannt, sollte da nicht der große Staatswagen in einer mittleren Linie und mit einer gemäßigten, Alle so viel als möglich befriedigenden Geschwindigkeit sich weiter bewegen?

Die Talente und Anlagen sind so äußerst mannigfaltig. Woran der Eine nicht denkt, das fällt dem Anderen bei. Wofür dieser keinen Sinn hat, das verfolgt Jener mit Leidenschaft. Scheint es darnach nicht, die große Masse des Volks müsse einem mit hundert Augen schauenden Argus, einem mit tausend Armen arbeitenden Riesen ähnlich sein? Ist da nicht gleichsam die ganze Fülle der Ideen und Ansichten in ihr repräsentirt? Und sollte man nicht meinen, daß sie befähigt sein müssen, die Dinge, ähnlich wie die Gottheit, allseitig zu beschauen und zu erwägen?

In der That, so scheint es, und Viele glauben in Wirklichkeit, daß dem so sei. Daher der unbegränzte Respect vor der Menge, daher die fast göttliche Verehrung, die man dem Volke, der Million gezollt hat. Daher die zahllosen Variationen auf das uralte Axiom: **Vox populi vox Dei!** Die Stimme des Volkes die Stimme Gottes!

Welch trauriges Licht hat die Neuzeit auf dieses von uns einst so geliebte Wort geworfen. In wie grellen Contrasten sind die Resultate mit den Verheißungen jener scheinbar so richtigen Theorie getreten. Wie wenig vorzüglich und erhaben über die Individuen erwiesen sich in unserer Zeit die Massen.

Haben sie ihnen nicht vielmehr in vielfachen Beziehungen auf ein Haar sich ähnlich gezeigt? Haben nicht die neuen Ereignisse bewiesen, daß die Millionen ebenso gut ihre Launen, ihre Mißstimmungen, ihre Affecte wie die Individuen haben, daß sie zürnen und rasen können wie diese, daß sie Tyrannei und Grausamkeit üben können, wie diese, daß sie alle eine Farbe annehmen, daß sie alle,

wie aus einem Tone reden, daß sie alle, wie von einem Zuge ergriffen, alle nach einer Seite hin von der rechten Bahn abschweifen können?

Ja das Wunder, welches sich schon ehedem oft bei einzelnen Völkern zeigte, hat es sich in neuerer Zeit nicht mit einer noch nie erlebten Großartigkeit wiederholt? Haben wir es nicht erleben müssen, daß die Bevölkerung unseres ganzen Welttheils, man möchte sagen, die ganze civilisirte Menschheit schlummerte, und daß sie wiederum, aus dem Schlafe plötzlich erwachend, wie im Rausche taumelte?

Die Krankheiten und Uebel, an denen Individuen leiden, sind handgreiflich in die Augen fallend und daher oft beklagt, untersucht und geschildert. Aber die Krankheiten und Uebel, an denen die Massen leiden, sind so gewaltig, so groß und unüberschaulich, dabei zuweilen so unbegreiflich und unerklärlich, daß nur Wenige einen Standpunkt einnehmen, der zum Ueberschauen geeignet ist, einen Blick haben, der scharf genug in die Weite trägt, und eine Feder- und Redekraft besitzen, die der Darstellung des großartigen Gegenstandes genügt. Man kann sagen, daß die Phänomene, welche in der Neuzeit auftauchten, die Experimente, welche wir mit der Masse anstellten, ein ganz neues und ganz außerordentliches Feld für unsere Betrachtung und Speculation eröffnet haben

Sei es ein allgemeiner Mangel an Originalität und Erfindungsgabe, an Selbstständigkeit des Nachdenkens und Forschens, sei es der innige Zusammenhang, die Fusion der Geister, die Gemeinschaft des Leidens und Fühlens, die durch die Zustände unserer Gesellschaft herbeigeführt wird, sei es Furcht vor Widerspruch und Schwäche und Untüchtigkeit der Gesinnung, — kurz die Nachahmungssucht unter den Menschen, die Empfänglichkeit für neue Ideen, die Nachgiebigkeit gegen von irgend einer Seite herkommende Impulse, mit einem Worte die Ansteckungsfähigkeit ist so mächtig unter den Menschen, daß selten ein Weiser oder ein Thor unter uns auftritt, ohne Schüler und Nachahmer zu finden, daß fast nie eine Idee oder Lehre auftaucht, ohne zahlreiche Bekenner und Anhänger nach sich zu ziehen, und nie ein großes Ereigniß statthat, von dem nicht ein weitreichendes Echo von Mund zu Munde ausgeht.

Gleich wie in dem großen Gewässer, das unseren Globus umgürtet, so entstehen auch im Ocean der Geister Strömungen, von denen jeder einzelne Tropfen ergriffen und mit oder wider seinen Willen dahingerissen wird. Wie es in dem Luftmeere, das unsere

Erdrinde bedeckt, plötzliche und allgemeine Erkältungen und Erwärmungen giebt, die sich mit Schnelligkeit mittheilen, und die wunderbar über ganze, weite Ländergebiete hin alles Leben durch Frost oder Hitze ertödten, so giebt es auch in der Atmosphäre der Geisterwelt solche weitgreifende Ereignisse und Umwandlungen, solche wunderbare Mißstimmungen, solche zusammenziehende Erkältungen, solche unerklärliche und unwiderstehliche Stürme, welche die Zweige und Blätter aller Bäume, die Windfahnen und Flaggen aller Thürme in eine und dieselbe Richtung treiben.

Die Millionen haben ihre Thorheiten, ihre Leidenschaften; ja die heutige Zeit lehrt uns, daß sogar die ganze Menschheit von Krankheiten ergriffen wird, so daß sie vor dem Individuum nichts voraus hat.

Ja, weil die Krankheiten und der Wahnsinn der Menge, dieses großen Riesen, viel schwerer zu heilen, viel andauernder und zerstörungsreicher sind als die des Individuums, so erscheint dieses sogar jener „majestätischen" Menge gegenüber noch mit einer besonderen Würde angethan. Es irrt zwar, aber es lenkt bald wieder in die rechte Bahn ein. Es ist viel behülflicher, viel selbstbewußter als die Menge, die das Gleichgewicht, das sie verlor, nur sehr schwer wieder gewinnt, und deren Klarheit und Selbstbewußtsein, wenn es einmal getrübt wurde, sich nur sehr langsam wieder abklärt.

Im Hinblick auf jene Mannigfaltigkeit der Kräfte, auf jene Argusäugigkeit und Hundertgliederigkeit, auf jene prätendirte Gottähnlichkeit der souverainen Menge hat man in ihr eine blendende Majestät bewundert und ist fast anbetend vor ihr niedergefallen. Im Hinblick aber wiederum auf ihre Unbehülflichkeit und ihren schwankenden Wankelmuth, auf ihren Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstbewußtsein hat wiederum das Individuum sich der Menge gegenüber groß gefühlt. Daher die entschiedene Verachtung, welche im Gefühle ihrer Würde einzelne ausgezeichnete Männer gegen die Menge ausgesprochen haben, der sie gegenübertraten, wie leuchtende, ihre eigene Bahn wandelnde Sterne gegenüber riesigen, von Naturgewalten getriebenen Nebelmassen.

---

11. Gott in der Natur und im Menschen.

Die frommen Alten sahen die Gottheit im ganzen Weltall thätig, in den leuchtenden Sphären, die sich harmonisch umeinander bewegen, in den Sternen, der Sonne und dem Monde, und hienieden auf der Erde in dem Wehen der Luft, in dem Rauschen der Gewässer, in dem Leben der Pflanzen, in der ganzen herrlichen Natur.

In Bezug auf die Verehrung des Göttlichen in der Natur stimmen selbst wir Kinder der Neuzeit noch so ziemlich mit den Alten überein. Wir sind wirklich — und dieß ist eine unserer besten Seiten — Freunde der Natur geblieben.

Wir schwärmen in der freien Natur und schwelgen bei ihrem Anblick in himmlischen Gefühlen. Fast können wir uns noch überreden, daß den prächtigen Sonnenwagen eine Gottheit führe, daß im Sturm und Donner eines Gottes Stimme rede.

Aber die einfältigen und bescheidenen Alten gingen noch weiter. Sie vernahmen Gottes Stimme auch in ihren eigenen Herzen. Und hier wird es uns schon schwerer, ihnen zu folgen. Die Alten hatten ein Auge für die wunderbaren Regungen unserer Seele, für den geheimnißvollen Ursprung unserer Gedanken, Gefühle und Thaten. Sie empfanden, daß hier ebenso viel Unerklärliches, ebenso viel Erhabenes und Göttliches, ja noch mehr Wunderbares und Geheimnißvolles sei, als in den Gestaltungen und Phänomenen der Außenwelt.

Sie erkannten, wie wenig der Mensch durch sich selber vermöge. Sie schrieben daher alle ihre guten Gedanken und Einfälle einer Eingebung der Gottheit zu. Vom Dichter oder Künstler, den die Schöpfung eines herrlichen Werkes im Innersten bewegte, sagten sie, er sei des Gottes voll. Ihre Gesetzgeber hatten die Satzungen und Vorschriften, welche sie den Menschen überlieferten, von Gott. Von ihm kam ihre ganze Staatsordnung, von ihm waren ihre Obrigkeiten eingesetzt. Ja in der ganzen Entwickelung ihrer Nationalgeschichte, in den Schicksalen ihrer Gesellschaft und ihres Volkes erkannten sie nur ein Walten Gottes, *seine* strafende Gerechtigkeit, *seine* rettende Hand.

Die Welt ist jetzt nicht minder göttlich, als sie ehemals war. Auch jetzt noch ist der Schöpfer allgegenwärtig und offenbart sich wie ehemals auf tausenderlei Weise, sowohl außer uns, als in der

Tiefe unseres Herzens. Wie in alten Zeiten ziehen auf sein Geheiß die Sphären ihre goldenen Kreise über unseren Häupten. Wie damals regt es sich wunderbar in den Keimen der befruchteten Erde, treibt, wächst, blüht und zerfällt es auf unbegreifliche Weise.

Auch jetzt noch regen sich die Gedanken in unserem Gemüthe, nahen sich, wie ehemals, nicht auf unser Geheiß, sondern wie von der Gottheit geführt. Die Weltseele entfaltet in geheimnißvollem Walten tausend Gebilde. Das Blut wallt in den Adern durch Gottes Gnade. Sein Odem ist in uns, zieht aus und ein.

Auch das Geheimniß der Ursachen, welche den politischen Ereignissen des Tages zum Grunde liegen, ist um nichts erklärlicher geworden. Wie die Staaten sich bilden, wie sie zusammenhalten, wie sie sich auflösen und auseinanderfallen, es ist uns gleich schwer verständlich. Es ist dasselbe alte wunderbare Isisbild der Welt, dessen steinernen Schleier noch Niemand um ein Haar breit weiter gelüftet hat.

Nichts hat sich gewandelt, als unsere Anschauung der Dinge, die prosaischer geworden ist, unsere Stimmung und Gefühlsweise, die das Göttliche nicht mehr empfindet.

---

12. Unsere Wühler und der Kaiser von Rußland.

Die Bestrebungen unserer Demokraten und Gleichmacher erschrecken mich nicht selten wegen einer gewissen oft sehr frappanten Aehnlichkeit, die sie mit den Tendenzen und Maximen despotischer Autokraten, und namentlich des größten und gefährlichsten Autokraten unserer Zeit, haben.

In der That diese Aehnlichkeit der Tendenzen auf beiden Seiten ist in den meisten Punkten so frappant, daß man sich mit Recht besinnt und fragt, ob beide parallele Bewegungen nicht auf ein Ziel hinstreben und am Ende in einem Punkte zusammenlaufen werden.

Einige erfüllt diese Frage mit Hoffnung, weil sie glauben, daß der Autokrat des Ostens von der Ueberschwemmung aus Westen mit fortgespült werden wird, Andere mit Furcht, weil sie sich den Fall

möglich denken, daß umgekehrt der ganze Westen auch leicht von der östlichen Strömung aufgenommen werden könnte.

Schon Napoleon scheint jene Aehnlichkeit der Vorgänge im Osten und Westen Europas entdeckt zu haben, wenn er als seine Meinung die Alternative aufstellte, daß Europa im Laufe der Zeiten entweder republikanisch oder kosakisch werden würde.

Man kann auf die demokratischen Tendenzen unseres Westens gegenüber jener monarchischen und autokratischen des Ostens sehr wohl anwenden, was Aristoteles von der Aehnlichkeit zwischen der Demokratie und dem despotischen Regiment im Allgemeinen bemerkt. „Beide," sagt Aristoteles, „die Demokratie der Massen und die Autokratie eines Einzelnen, haben das Eigenthümliche, daß sie in immerwährendem Kriege mit den vornehmen und reichen Classen sind und Personen aus denselben immer bald heimlich, bald öffentlich aus dem Wege räumen oder verbannen. Der Bewegungsgrund des Despoten hiebei ist eben derselbe, wie der, den das Volk hat. Er sieht nämlich die Aristokraten als seine Nebenbuhler und als Hindernisse seiner unumschränkten Gewaltübung an." „Das Regiment eines Despoten ist gleichsam aus der äußersten Oligarchie und der Ultra-Demokratie zusammengesetzt. Daher sie auch die schlimmste Regierung unter allen für die Unterthanen ist, weil sie zwei der an sich übelsten Verfassungen in sich vereinigt und die Fehler und Unregelmäßigkeiten von beiden hat."

Dieß Alles, sage ich, hat Aristoteles geschrieben, als hätte er dabei expreß unsere europäischen Ultras in Osten und Westen vor Augen gehabt. Und vielleicht ist es wohl der Mühe werth, einmal die Parallele, welche unsere Wühler neben dem Zaren darbieten, etwas genauer auszuführen.

In dem weiten Osten von Europa, in Rußland, gab es ehemals, noch vor wenigen Jahrhunderten, einige angesehene Republiken, sehr verschiedene Fürstenthümer und Völker, die alle ihre besondere Sprache und Sitte oder doch ihre besondere Verfassung hatten. Die Zaren von Moskau nivellirten alle diese Verschiedenheiten im Laufe der Zeit. Sie vernichteten die Republiken, sie vereinigten die Scepter aller Theilfürstenthümer in ihrer Hand und stellten am Ende eine Einförmigkeit der Verfassung und eine Centralisation der Verwaltung im ganzen Lande her, die so groß und stark war, wie sie sonst nur noch unseren westlichen Republikanern in Frankreich herzustellen gelungen ist. Den französischen Repu-

blikanern waren die alten provinziellen Unterschiede in ihrem Lande ebenso zuwider, wie dem Zaren in dem seinigen.

Sie vernichteten sie und theilten Frankreich in Departements, ebenso wie der Zar sein Rußland in Gouvernements zerschnitt, und ebenso wie wir jetzt die alten historisch erwachsenen Provinzial-Abtheilungen Deutschlands in Kreise zerschneiden wollen. Sollte dieß ausgeführt werden, so würde sich ganz Europa von den Pyrenäen bis zum Ural in Bezug auf seine administrative Abtheilung sehr uniformirt haben.

Der russische Autokrat hat allmälig alle Privilegien und Freiheiten der Kosakenstämme, der Tartaren, der Kleinrussen vollkommen beseitigt, er hat den Herzogthümern Kurland, Livland rc. ihre Sonderexistenz bis auf ihren Namen genommen, und die mittelalterlichen Freiheiten, Zünfte, Bürger- und Adels-Corporationen der deutschen Städte Riga, Reval, Dorpat rc. bekämpft er mit eben der Ungunst, wenn gleich mit weniger Erbitterung, wie von unseren Radicalen alle mittelalterlichen Dämme und Umschanzungen niedergerissen werden. Keine Innungen, keine Zünfte, keine geschlossenen Bürgerschaften und Gemeinden, keine Adels-Corporationen, überall „Freiheit der Arbeit," wie sie es nennen, allgemeine Zugänglichkeit aller Dinge und vollkommen gleiche Berechtigung.

Der Kampf, den wir seit der französischen Revolution mit dem erblichen Adel führen, gleicht in seinen Anstrebungen und Erfolgen dem Kampfe, den die Zaren bereits seit einem Jahrhundert mit ihren Bojaren und Großen geführt haben. Wir erblicken in dem Adel unseren Feind. Aus seinem Schooße haben wir uns gewöhnt alle Verschwörungen zur Unterdrückung der Volkssouverainetät hervorgehen zu sehen. Durch den Adel wurde stets, so glauben wir, die Volksfreiheit verrathen und gemordet. — Unsere Demagogen schmeicheln daher der Masse des geringen Volks, um es gegen die höheren Stände aufzureizen. Dasselbe thun die Zaren, deren souveraine Herrschaft, deren Leben stets durch Adels-Conspirationen bedroht und aufgeopfert wurde. Sie schmeicheln dem Volke, sie begünstigen den Bauer und Bürgersmann. Sie zielen auf die Befreiung der Leibeigenen hin, um dadurch dem Adel die Hauptgrundlage seiner Macht zu entziehen. Sie suchen sogar einen dritten Stand, einen Stand freier Bürger, als Stütze für sich gegen den Adel zu schaffen.

Wie wir im Verlaufe des fortschreitenden Kampfes gegen den Adel diesem allmälig eins seiner Privilegien nach dem anderen genommen haben, seine Geburtsrechte, seine Jagdrechte, seine Pärs-Kammern, und wie wir ihn jetzt durch Parlaments-Decrete total aufheben wollen, so haben auch die Zaren, denen das Erblichkeits-Princip beim Adel ebenso zuwider war, wie unseren Demagogen, ihren Bojaren im Laufe des vorigen Jahrhunderts ihre ständische Repräsentation genommen; dann haben sie ihnen ihr goldenes Buch in Moskau verbrannt, und endlich streben sie dahin, alle ihre Geburtsrechte zu vernichten.

Schon Peter der Große stellte in seiner merkwürdigen Rang-Classen-Ordnung dem alten Geburtsadel einen neuen Verdienstadel gegenüber, durch welchen letzteren jener fast ganz vernichtet wurde.

Darnach verliert nun der, welcher sich durch Staatsdienst nicht persönliche Verdienste erwirbt, alle Vorrechte seines Standes. Der bloße Geburtsadel allein macht bei der Person des Kaisers nicht einmal hoffähig. Daher gelangen Leute aus den untersten Classen, Emporkömmlinge zu der größten Macht und Würde, ebenso wie auch bei uns, wo jetzt ebenfalls persönliches Verdienst allein entscheiden soll, Emporkömmlinge zu Ehre und Ansehn gelangen.

Den Adel, die durch Geburt, Reichthum, Geist und Charakter hervorragenden Bürger zu überwachen, war von jeher die Hauptsorge aller Despoten. Es ist auch stets die Hauptsorge aller Demagogen, Radicalen und Volkswühler gewesen.

Es ist eine aus dem Alterthume uns überlieferte und sehr bekannte Anekdote, daß zwei griechische Tyrannen, Periander und Thrasybulus, einst, über die Mittel, sich auf dem Throne zu befestigen, sich besprechend, im Garten spazierten, und daß einer von ihnen, um seinem Freunde die beste Methode dazu allegorisch anzudeuten, seinen Stab ergriffen und damit alle die über das gewöhnliche Größenmaß sich erhebenden Blumen und Unkräuter abgeschlagen habe.

Wie oft ist wohl in unserer Zeit diese selbe Scene wieder aufgeführt worden, nur mit dem Unterschiede, daß statt zweier Könige zwei Volksmänner dabei die Acteure waren.

„Die Demokratie," sagt Aristoteles sehr richtig, „in ihrer äußersten Ausdehnung ist selbst Tyrannei, und eben deßwegen ist sie auch auf die Tyrannei eines Einzelnen desto eifersüchtiger. Die Demo-

aten hassen Niemanden glühender als die Tyrannen, wie sie vor-
eben, aus Freiheitsliebe, zum Theil aber wohl nur aus demselben
Grunde, aus dem diejenigen sich hassen, welche dasselbe Gewerbe
reiben, und aus welchem das alte griechische Sprüchwort: „der
Töpfer hasset den Töpfer," entstanden ist."

Selbst in Bezug auf die Achtung vor den Gesetzen des Staa-
es fangen unsere westeuropäischen Zustände an, immer mehr denen
n großen russischen Osten sich zu nähern. Hier sind die Gesetze
chon längst in große Mißachtung gefallen. Weil der unumschränkte
Kaiser stets und in jedem Augenblicke etwas Neues als Gesetz hin-
stellen kann und auch hinstellt, stets die alten Satzungen umändert
oder aufhebt nach seinem Wohlgefallen, so bekümmert sich eben Nie-
mand sehr um die Ukasen, so strenge Miene sie auch annehmen
mögen, und es giebt daher in keinem Lande mehr Gesetzdurchlöche-
rungen und Schlupfwege zur Umgehung der Gesetze, als in Ruß-
land. Dieselbe Unsicherheit und Mißachtung des als Gesetz Festge-
stellten würde die absolute Volkssouverainetät bei uns herbeiführen,
da sie sich mit derselben Leichtigkeit über alle Gesetze hinwegsetzt,
wie der russische Souverain.

Unsere Ultras wollen überall eine tabula rasa herstellen, ein
weites flaches Gebiet ohne alle Dämme, Erhöhungen und Barrie-
ren, in welchem sie gleich den wilden Reitern der Steppen von ei-
nem Ende zum anderen sich bewegen können.

Die Zustände in Rußland tragen schon längst die Physiogno-
mie eines Flachlandes, wie es unseren Ultras als Ideal symbolisch
vorschwebt. Die Kaiser haben dort bereits eine vollkommene ta-
bula rasa geschaffen.

Und daher ist denn auch sehr erklärlich, wie der jetzige Kaiser
von Rußland zum Marquis de Custine äußern konnte, daß ihm
eine constitutionell- oder ständisch-monarchische Verfassung ganz un-
sinnig scheine, daß er eine solche Staatsverfassung gar nicht verstehen,
am wenigsten leiden, daß er hingegen eine demokratische Republik
sehr wohl begreifen und sich möglich denken könne.

Die Demokraten stimmen auch hierin mit dem Autokraten
überein, sie können sich keine Idee von etwas stufenweise Organi-
sirtem, von etwas pyramidalisch Gebautem machen. Sie wollen und
mögen es nicht, und sie würden sich eher entschließen, die despotische
Verfassung Rußlands zu begreifen und anzuerkennen, als einen ari-

stokratischen, einen ständischen und constitutionellen Pyramidenbau.

Natürlich! bei der Despotie eines Einzigen sind doch bis auf den Einen, der gleichsam wie ein Gott über Allen schwebt, die Uebrigen völlig gleich. Da hört fast aller Neid auf. Die Demokraten haben die Genugthuung, sich ebenso wie die Aristokraten gedemüthigt zu sehen, so wie ein Autokrat bei dem Anblicke eines demokratischen Blachfeldes ebenfalls die Genugthuung genießt, daß er keine aristokratischen Gebirge und Wälder entdeckt.

Ich will zwar nicht mit Bestimmtheit behaupten, daß unsere Ultras, indem sie alle unsere Wälder lichten und weghauen, den Stürmen aus Sibirien nothwendig den Weg bahnen, und daß sie, indem sie alle unsere Berge und Felsen applaniren, dadurch nothwendig unser Land den russischen Steppen assimiliren und zum Verschmelzen mit ihnen reif machen müssen. Ich will die Möglichkeit zugeben, daß der russische Despotismus, indem er sich immer höher hebt, indem er die Pyramide immer dünner und spitzer abschabt, zuletzt sie in Gefahr bringt, wie ein Stab zusammenzubrechen und von der aufwogenden Fluth verschlungen zu werden. Ich will mich bei Napoleon's aut aut nicht mit Bestimmtheit für das Kosakischwerden Europa's entscheiden. Aber meine Betrachtung möge ein Memento für unsere Ultras sein, um sie auf eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Tendenzen aufmerksam zu machen, die ihnen vielleicht nur selten in den Sinn kommt. Ich wollte ihnen zeigen, daß sie in Europa Tendenzen befördern, die auch von den Autokraten begünstigt werden.

---

13. Die Unzufriedenen in Europa und die Zufriedenen in Asien.

Es ist gewiß, daß ein Unterthan des Kaisers von Rußland, oder von China, oder Japan, der in diesen letzten Jahren unter uns gelebt hätte, nicht das Geringste von unseren Bewegungen und Aufständen, von unserer acharnirten Erbitterung gegen unsere „Unterdrücker und Tyrannen" begriffen haben würde.

Ihm, dem an viel ärgere Zucht Gewöhnten, würde schon vor 1848 bei uns Alles als lautere Freiheit und heiterster Sonnenschein erschienen sein. Er würde uns schon damals glückselig gepriesen haben, wie die Kinder des Lichts, wie die freien Vögel in der Luft, und wie groß würde sein Erstaunen gewesen sein, wenn er auch dem plötzlichen Aufruhre in diesem Reiche des Lichts, unserer Märzerhebung, beigewohnt hätte, wenn er gesehen hätte, wie wir Fürsten und Könige aus dem Lande verjagten, die man in Asien, wenn sie dort einen Thron bestiegen und auf ihre Weise regiert hätten, als Boten des Himmels und als Wohlthäter des Menschengeschlechts verehrt haben würde, — mit welchem Haß und mit welcher Verfolgungslust wir Menschen, an denen kein Asiate etwas Unebenes entdecken konnte, schalten, verunglimpften, ja mordeten, mit einem Ingrimme und einer Erbitterung, die in Asien oder Afrika nicht einmal der ärgste Despot bei den Unterthanen zu erregen im Stande ist.

In der That, welches gewaltige und erschütternde, soll ich auch sagen, lehrreiche Bild stiller Duldung und Ergebenheit entrollt sich unserem Blicke jenseits der deutsch-russischen Gränze und überhaupt allenthalben jenseits aller engen Gränzen des Gebiets dieser stets gährenden und unbändigen germanischen und romanischen Nationen, in dem weiten Rußland, in den riesenhaften Staatsgebieten des ganzen Asiens, in dem kolossalen Welttheile von Afrika und überall in der ganzen außereuropäischen Welt. Welches immense Feld von Despotie, Sklaverei, von Menschenwillkür, welche Massen von Leiden und Noth, die Gott dort zuläßt, und die er seit Jahrtausenden auf dem Nacken der Völker lasten ließ.

Ich glaube, die Zügellosigkeit und Ungeduld unserer Fortschrittsmänner würde sich in etwas mindern, wenn sie etwas mehr von den Leiden, welche anderswo die Völker über sich ergehen lassen, mit eigenen Augen gesehen und erfahren hätten, oder wenn sie Phantasie genug besäßen, das Bild der Drangsale und der Duldungsfähigkeit der nicht europäischen Menschheit zu umfassen und die Eindrücke, die es uns zu geben fähig ist, in sich aufzunehmen.

Es kann zwar nicht meine Absicht sein, die Europäer deßhalb auf die Zustände der Asiaten, Afrikaner, Neger und Indianer hinzuweisen, um ihnen darin Modelle und Originale zur Nachahmung aufzustellen. Ich begreife es zwar auch wohl, daß der Umstand, daß andere Völker es noch schlimmer haben als wir, keinen Grund

dafür abgeben kann, daß wir unseren Zustand nicht noch zu bessern
streben sollten. Allein ich glaube, daß der Anblick aller der Noth
und Sorge, der Plage und der Uebelstände, welchen zahllose Millionen
mit Gottes Zulassung unterworfen sind, im Stande ist, uns tief zu
erschüttern und mit gewaltigem Ernste zu erfüllen, daß eine Auf-
forderung darin liegt, unserer Ungeduld, unserem Leichtsinne einen
Zügel anzulegen.

Wie gering waren unsere Leiden gegen das, was Millionen
armer russischer Leibeigenen und asiatischer Sklaven täglich ertragen!
Ich Europäer schäme mich gleichsam diesen Menschen gegenüber,
daß ich ein so gewaltiges Geschrei über meine eigene Noth erhoben
habe. Ich glaube fast, Gott will, daß die Völker viel Sorge und
Noth erleiden sollen, und ich fürchte, es könnte auch sein Wille
sein, uns, wenn wir gar zu ungestüm sind, wieder tiefer zu demü-
thigen, als wir es wünschen möchten.

---

14. Gleichberechtigung der Nationen.

Das Princip der Gleichberechtigung der Nationen ist der Ver-
breitung der Cultur wenig günstig. Und wäre es zu allen Zeiten
der Geschichte so streng beobachtet worden, wie es jetzt die Kroaten,
die Tschechen, die Walachen &c. durchgeführt wissen wollen, so
würde die Civilisation unter der Menschheit sehr wenige Fortschritte
gemacht haben. Man denke sich nur, wenn von jeher die Allobro-
gen, die Helvetier, Britannier, Germanen &c. den Römern gegen-
über an diesem Principe festgehalten und auch die Römer dieses
Princip als einen politischen Grundsatz anerkannt hätten, in welchem
Stadium der Entwickelung würden wir dann in Europa stehen!
Wäre je aus Amerika etwas geworden, wenn die angelsächsischen
Colonisten dort von vornherein das Princip der Gleichberechtigung
aller Nationen proclamirt hätten?

Ja, wenn alle Nationen einen solchen Wachsthum- und Le-
benstrieb in sich hätten, wie ihn jede Pflanze besitzt, wenn sie alle
geneigt und fähig wären, ihre besondere Cultur zu entfalten, wie
jede Blume ihren besonders gestalteten Blüthenkelch, jede mit einer
eigenthümlich schönen Farbe, jede mit einem auf seine Weise liebli-

en Dufte, dann möchte man sie alle sich selber überlassen und
s sogar wünschen, daß sie recht auseinander gehalten würden und
on einander unabhängig blieben.

Aber leider sind die Völker und überhaupt alle Menschen im
Ganzen genommen ein äußerst zäher und widerspänstiger Stoff. Die
Kinder müssen erst vielfach hart gestraft werden, bis sie einsehen,
aß etwas schlecht und böse ist. Sie sind gleich rohen Blöcken,
ie der Erzieher und Meister oft mit einem eisernen Hammer und
Meißel bearbeiten muß, um daraus Statuen zu bilden.

Auch den großen Leuten muß das Reich der Erkenntniß mei-
tens erst mit Stößen und Schlägen eröffnet werden. Im Don
Quixote des Cervantes giebt es so viele Beispiele davon. Und nicht
weniger Beispiele giebt es in der Weltgeschichte davon, daß auch die
Völker weniger der Ueberredung, der Ueberzeugung, der Predigt
und Lehre als denjenigen Impulsen folgen, welche ihnen auf den
Schlachtfeldern gegeben werden.

Fast alle, selbst die verständlichsten und klarsten Ideeen haben
Schwert und Panzer anlegen müssen, um sich Ausbreitung und Gel-
tung in der Welt zu verschaffen. Auf den Hufen der Cavalerie-
Pferde und auf den Rädern der Kanonen, oder getragen auf den
Spitzen der Lanzen, so sind die meisten Ideen, Systeme und Re-
formen in die Welt hineingerückt.

Das „rayonnement pacifique," das Lamartine den völkerbe-
glückenden Principien der französischen Republik als Eigenschaft
vindicirte, hat sich nirgends in der Geschichte als sehr wirksam er-
wiesen. Wie lange glühte und strahlte nicht griechische Cultur an
den Küstensäumen des ägeischen und mittelländischen Meeres,
ohne auch nur einigermaßen bedeutende Fortschritte ins Innere von
Asien zu machen. Die 30,000 Mann, welche Alexander der Große
siegreich bis nach Indien führte, hellenisirten und civilisirten hier
auf einmal mehr innerhalb weniger Jahre, als das rayonnement
pacifique sämmtlicher Philosophen und Republikaner Griechenlands
innerhalb langer Jahrhunderte.

Wie lange hätten Mohammed und die Kalifen, wenn sie allein
auf die Kraft des rayonnement pacifique ihrer Lehre getraut hätten,
wohl warten müssen, um sie bei den Völkern Asiens und Afrikas
angenommen zu sehen? Da sie eine sehr feste und entschiedene Ue-
berzeugung von der Güte, Wahrheit und Beglückungsfähigkeit ihrer
Offenbarungen hatten, und da sie zugleich die Widerspänstigkeit des

menschlichen Geistes bei allen ihren Nachbarvölkern kannten, s
griffen sie zugleich zu demjenigen Mittel, welches den Menschen a
kräftigsten und sichersten überzeugt, und nur auf diese Weise gel
es ihnen, einer zahllosen Menge in Barbarei und Götzendienst v
sunkener Nationen Afrikas und Asiens eine höhere Anschauung d
himmlischen Dinge und einen wenigstens etwas besseren Zust
ihrer irdischen Angelegenheiten mitzutheilen.

Unser herrliches, unser göttliches Christenthum ist vielleicht die e
zige Offenbarung in der Welt, bei der sich das rayonnement pa
fique auf eine einigermaßen großartige Weise wirksam gezeigt h
Und doch würde auch selbst das Christenthum noch nicht sehr w
über seine Wiege am mittelländischen Meere hinaus sein, we
es alle anderen National-Religionen immer als ganz gleich ber
tigt hätte ansehen und nie zu der ultima ratio der Ueberzeugu
hätte greifen wollen.

15. Nicht bloß die Fürsten, auch wir selbst sind schuld an dem Früheren.

Unsere Erbitterung hat sich jetzt gegen Einzelne gewendet, g
gen Louis Philipp, gegen Guizot, gegen Metternich, gegen alle u
sere Fürsten und ihre Rathgeber. Diese sollen an Allem sch
sein. Diese schelten wir, sie verfolgen wir, wir jagen sie zum La
hinaus und möchten ihnen, wenn wir könnten, lieber noch Schli
meres anthun. Es liegt darin eine große Ungerechtigkeit, und
beurkundet jenes Verfahren nichts weiter als ein völliges Mißk
nen der Verhältnisse und eine Schwäche unseres Verstandes.

Denn haben wir selber, wir Unterthanen, wir Bürger und B
ker, nicht wo nicht noch mehr, doch beinahe ebenso viel Schuld
den Zuständen von 1848 als unsere Fürsten und ihre Minist
Wo haben die Fürsten und Großen ihre Helfershelfer, ihre folgs
men Diener, ja ihre unterthänigen Sclaven und Schmeichler, wen
nicht unter uns, gefunden?

Es wäre einem Louis Philipp rein unmöglich gewesen, die Fran
zosen so ganz wieder am Gängelbande zu führen, wenn sie nich
selber dazu sich hergegeben hätten. Wenn erst ein Ludwig XIV,

nn ein Napoleon, dann ein Ludwig XVIII. und Carl X., und dlich ein Louis Philipp das Volk so ganz wieder in alle etze der Tyrannei einspinnen konnten, so muß wohl eine natür- che Schwäche in der Nation selber liegen. Es versteht sich, daß da, o ein Pferd gezügelt und gesattelt dasteht, wo es ganz stille hält, o ein Stallbursche vorhanden ist, der den Steigbügel und die eitpeitsche darreicht, sich auch ein Reiter findet, der die Ge- genheit wahrnimmt, das Pferd besteigt und reitet und den Stall- urschen commandirt. Wenn nun Stallbursche und Pferd nachher ber diesen Reiter herfallen und ihn als einen Verbrecher hängen der köpfen wollen, so thun sie unrecht. Höchstens dürfen sie ihn, enn sie beschließen, in Zukunft frei zu sein, auf dieselbe Weise us dem Sattel heben, auf welche sie ihn hineinhoben, müssen hm den Steigbügel halten und ihn zum Absteigen nöthigen.

Der Bestand der Tyrannei bringt den Tyrannisirten ebenso viel, wo nicht noch mehr Schande als den Tyrannen. Und ein Volk, das sich frei macht, sollte sich daher beeilen, eine General- Amnestie für alle bei der Tyrannei Betheiligten auszusprechen, um die Sache sobald als möglich vergessen zu machen, und durch Wü- then gegen die Tyrannen keine Neigung zum Mißkennen der Ge- rechtigkeit an den Tag legen. Diejenigen Pariser, welche die flie- hende Königsfamilie frei passiren ließen, und welche Louis Philipp auf seiner Flucht noch mit Geld versahen, scheinen so etwas gefühlt zu haben. — Mache nur, daß du ganz in der Stille und rasch davon kommst, haben sie ihm gleichsam gesagt, du bist uns selber ein Vorwurf, und wir wollen suchen, dich zu vergessen!

Gesetzt den Fall, wir Deutschen wären Anno 1815 eine so tüchtige, so freiheitsliebende Nation gewesen, wie die englische, wir hätten den Uebergriffen unserer Regenten einen so energischen, so systematischen, so ausdauernden und ununterbrochenen Widerstand geleistet, wie der Widerstand sein würde, dem ein Willkürherrschaft ersuchender in allen Theilen, in allen Regionen der englischen ation begegnen würde, — wir hätten so soliden Bürgersinn, solche atriotische Tugend und Festigkeit gezeigt, wie sich in Nordamerika igen würden, wenn es einem Präsidenten der vereinigten Staaten infallen sollte, sein gegebenes Wort nicht zu halten und despoti- cher zu regieren, als er zu thun gelobte, — wir hätten ebenso wenig Schmeichlersinn und Lust an Fürstendienerei in uns gehabt, wie ie Zeitgenossen und Mitbürger des Sokrates, oder der Catonen, —

wäre es dann unseren Fürsten und Metternichs wohl möglich gewesen, ihr Wort zu brechen und uns wieder mit einem so engen Netze von Freiheitsbeschränkungen zu umgarnen?

Unsere große Nation, wir sämmtlichen 40 Millionen Deutschen selber sind das weite Feld, auf dem unsere Fürsten ganz naturgemäß zu der Größe und in der Weise erwuchsen, in welcher wir sie jetzt — zu unserem Aerger — dastehen sehen. Wir allesammt waren selber die Gärtner, welche diese Gewächse wässerten, nährten, düngten und erzogen.

Ein großer Theil von uns hatte eine angestammte alte Liebe zu den Fürsten und wollte ihnen nicht gern in etwas zuwider sein. Ein anderer Theil von uns, von gemeinerer Gesinnung, warf sich ihnen zu Füßen und war ihnen willig zu Diensten, selbst wenn sie das Unrechte wollten. Wiederum Andere endlich zeigten ihnen so grimmige Gesichter, verschworen sich zu so extravaganten Plänen, daß die Fürsten durch diese ihre Todfeinde ebenso wie durch ihre Schmeichler zur Unnachgiebigkeit bewogen wurden, da sie glauben mußten, jeder Schritt vorwärts möchte sie jenen Fürstenvernichtern näher bringen.

Die Nation steht also auf diese Weise zu ihren Fürsten in demselben Verhältniß, wie eine verkehrte Mutter zu ihren schlecht erzogenen Kindern, die sie zum Theil durch ewiges Keifen und Murren, zum Theil durch Verhätschelung und Zuckerbrei zu dem gemacht hat, was sie geworden sind. Es ist wahr, daß nachher eine solche verkehrte Mutter oft über ihre enfants gâtés bitteren Verdruß hat, aber sie versündigt sich doppelt, wenn sie dieselben nun deßhalb mißhandeln, verstoßen, enterben wollte, oder gar ihnen nach dem Leben trachtete. Klüger und angemessener wäre es, wenn sie ihr Schicksal still ertrüge, eine Lehre aus der Vergangenheit schöpfte und dann die Kinder, die Gott ihr noch weiterhin schenken möchte, vernünftiger erzöge.

---

16. Pietismus.

Ich will zugeben, daß auch in dem Gewächse, welches man Pietismus nennt, ein gesunder Kern steckt, und daß, wenn man dieß Gewächs ganz hätte ausrotten wollen und können, man riskirt hätte, auch mit diesem Bade ein Kind auszuschütten.

Ich will zugeben, daß es nicht lauter Gleisnerei und Wortschall war, daß viel ächte Frömmigkeit, wahrhaftige Gottesfurcht zum Grunde lag, und daß die rücksichtslosen Verhöhner der Pietisten zu einem mindestens eben so schlimmen Extreme kamen, wie die entschiedenen Heuchler und Betschwestern.

Aber das läßt sich doch nicht leugnen, auch Auswuchs war dabei. Selbst viele wahrhaft Fromme verirrten sich, indem sie vergaßen, daß auf dieser irdischen Welt Alles, sogar die Frömmigkeit, übertrieben werden kann, und indem sie die Lehren nicht verstanden oder nicht beherzigten, welche Christus giebt, wenn er uns auffordert, „in der Stille unseres Kämmerleins" zu beten, oder wenn er sagt, „Gott sei ein Geist und dürfe nur im Geiste verehrt werden," oder wenn er „die enge Pforte" und „den schmalen Pfad" beschreibt, der ins Himmelreich führt, oder endlich, wenn er von den Weltlichen und Sündhaften unter den Menschen spricht, denen man keine Perlen vorwerfen soll.

Unsere Frommen, sage ich, beachteten nicht alle die in jenen Aussprüchen enthaltenen Winke. Sie trugen ihre Frömmigkeit oft mit Beimischung nicht geringer Selbstgefälligkeit zur Schau, sie beteten nicht nur im Geiste, sondern schufen ihrem Gebete das Gewand einer bestimmten Terminologie, an der sie festhielten, wie die Freimaurer an geheimen Zeichen, sie zogen Hallelujah singend auf einer breiten Straße, auf der nie die Engel im Himmel wandeln. Sie warfen die Perlen nur zu oft vor die Säue und gaben Anlaß zu Spott und Hohn. Sie associirten sich und gingen in ihrer Scheu vor Gottlosigkeit oft so weit, die Anderen zu excommuniciren und zu verdammen.

Da alle Tendenzen, die in der Welt sich geltend machen, selbst die in vielen Herzen aus innerem Bedürfnisse erzeugte Frömmigkeit, sich Anderen mittheilen und wie die Moden etwas Ansteckendes haben, so wurden denn von den Frommen auch viele Andere mit fortgerissen, die nicht von Haus aus zu ihnen gehörten. So bildete sich um die Frommen eine Wolke von Heuchlern, Schmeichlern und

Nachahmern, die nun, wie gewöhnlich alle Nachahmer, die Weise ihrer Muster bis ins Fratzenhafte copirten, die sich am Ende selbst als Leiter und Tonangeber an die Spitze stellten, und die daher mehr als Alle die beste und heiligste Sache verdarben und in den Augen der Welt, welche nicht wie Gott die Spreu vom Waizen zu scheiden vermag, tief herabsetzten.

Es waren besonders die höheren Classen der Gesellschaft, der Adel, die Fürsten, welche sich dieser frommen Bewegung, die man Pietismus genannt hat, hingaben, und es ist sehr wahrscheinlich, daß man die Ursache und den ersten Beginn dieser Erscheinung der Neuzeit in der Entstehung der heiligen Allianz der Fürsten nach Napoleons Besiegung suchen muß. Napoleon, der Held und die Ausgeburt der Revolution, wurde von der alten europäischen Legitimität als das böse Princip, das sie nun wie der Erzengel Gabriel den Drachen niedertrat, betrachtet. Sie selber, die Legitimität, sah sich für den frommen Erzengel an.

Jedes große und erschütternde Ereigniß, jede gewaltige Gefahr, der wir entgingen, jedes glänzende Glück, das uns zu Theil wurde, erinnert uns zwar an sich schon an unsere eigene Unmacht und an den Geber alles Guten und Bösen, und es mochte daher ein ganz natürliches und sie überwältigendes Gefühl sein, welches die drei Monarchen auf dem Felde der Schlacht bei Leipzig auf die Kniee warf. Dieß weite Feld war mit Todten bedeckt, und Tausende von Seelen schwebten von da zum Himmel empor. Ganz unwillkürlich, sage ich, mochten wohl die Monarchen bei einem solchen Anblick auf die Kniee sinken.

Aber wie wir denn selbst, in den erschütterndsten Momenten unseren eigenen Vortheil selten vergessen und gewöhnlich das Nützliche mit dem Natürlichen schlau zu verbinden wissen, so mochte auch schon jenes Niederknieen nicht ganz planlos sein. Dem stillen Gebete der Monarchen mochte sich mancher selbstsüchtige Gedanke für die Zukunft schon damals beimischen, und sie mochten von vornherein eine ähnliche Absicht dabei hegen, wie später der Kaiser Nicolaus auf dem Heumarkte von Petersburg, wo er einem meuterischen Volkshaufen gegenüber niederkniete und das ganze Volk zwang, mit ihm zu knieen und zu beten, in der Absicht, es dadurch demüthig und geduldig zu machen.

Dem sei indeß, wie ihm wolle, genug seit jenem Gebete der drei Kaiser und Könige des Nordens, nach jener Schlacht, die man ein

Völkerschlacht nannte, die man aber in gewissem Sinne auch einen Fürstensieg nennen konnte, hörte man nicht wieder auf, das Feuer der Frömmigkeit in dem Busen der Menschen zu schüren. Die Allianz der Fürsten wurde eine heilige genannt, die Fürsten selber nannten sich wieder von Gottes Gnaden und zeigten sich nun stets von Gottesfurcht durchdrungen.

Mit den Fürsten standen der ganze Adel, alle Antirevolutionäre, alle Anhänger der Legitimität, und da die drei vornehmsten Männer Europas öffentlich und auf freiem Felde auf den Knieen gelegen und gebetet hatten, so wurde die Frömmigkeit Mode und setzte sich für die kommenden Jahrzehnde in den höheren Classen fest, gerade in denselben Classen, in denen im vorigen Jahrhunderte Weltlichkeit, Frivolität und Gottvergessenheit vorzugsweise geherrscht hatten.

In den Revolutionen am Ende des vorigen Jahrhunderts hatten ja eben diejenigen Stände der Gesellschaft, aus denen diese Revolutionen hervorgingen, die mittleren und unteren Stände, die Altäre der Kirchen umgestürzt, ja die Gottheit sogar geläugnet und der menschlichen Vernunft Tempel erbaut. Und eben die letzten Folgen dieser gottlosen Umwälzungen waren es ja, die man bei Leipzig besiegte, und die man mit sichtbarer göttlicher Hülfe zu besiegen vorgab. So kam es denn, daß die hohen und niedrigen Schichten der Gesellschaft fast die Rollen mit einander tauschten. Ehemals vor dem Anfange der neuen großen Bewegung in der europäischen Gesellschaft waren die Bauern und Bürger fromm und andächtig. Jetzt bemächtigte sich der höheren Schichten der Gesellschaft ein tieferer Ernst, eine hochreligiöse Stimmung.

Zur Zeit eines Voltaire und Diderot schalt man die geringen Classen bornirt, abergläubig und verstockt religiös, jetzt wendete sich das Blatt, und man schalt sie nun in der letzten Zeit ungläubig, gottlos und gottvergessend. An denselben Höfen eben, in Paris, in Berlin, in Petersburg, wo man ehemals jene Religionsspötter mit Ehren aufnahm, wo man sich mit einem frivolen und weltlichen Adel umgab, wurde man nun kirchengängerisch und frömmelnd, und statt der Voltaires fanden hier nur die Krüdener und Consorten Aufnahme.

---

17. Gegen die Communisten.

Aristoteles schrieb schon vor 2000 Jahren ein köstliches kleines Capitel gegen den von Plato vorgeschlagenen Communismus*), und um zu zeigen, wie schwer die Gütergemeinschaft durchzuführen sei und wie wenig sie zur gewünschten Einheit und Glückseligkeit führen würde, führt er das Beispiel zweier Leute an, die sich mit einander in Gesellschaft auf Reisen begeben und die daher nothwendig Vieles mit einander gemeinschaftlich haben müssen. „Eine solche Gemeinschaftlichkeit," sagt er, „wird in der Regel eine sehr gefährliche Klippe für die Freundschaft und Einigkeit dieser Leute. Gewöhnlich entzweien sie sich, und zwar größtentheils durch den sich sammelnden Verdruß über kleine Anlässe, die aber alle Augenblicke wiederkommen."

Dann führt Aristoteles auch die kleinen Zänkereien an, welche wir gewöhnlich mit unseren Kammerdienern, Stubenmädchen und überhaupt den unserer Person zunächst stehenden Sclaven haben, ein Beispiel, welches man ebenfalls so wie jenes von den beiden reisenden Freunden nach Aristoteles noch oft wieder citirt hat.

Thiers in seiner Abhandlung gegen den Communismus nimmt wie Aristoteles ebenfalls zu recht schlagenden, handgreiflichen und alltäglichen Beispielen seine Zuflucht. Er fragt, ob Die, welche Socialismus und Communismus uns predigen, wohl je zwei alte Frauen, die ihren Kaffee an demselben gemeinsamen Kohlenfeuer wärmen müssen, und ihr gegenseitiges Verhalten beobachtet haben, wie sie sich verdrießlich anschauen, wie sie mit einander murren, wie sie den ganzen Tag über grollen, während sie vielleicht die besten Freundinnen sein würden, wenn die eine an diesem, die andere an jenem Ende der Stadt wohnte, oder wenigstens jede ihren besonderen Heerd hätte.

In der That wer je einen Blick in Mönchs- oder Nonnenklöster, in Armenhäuser oder Hospitäler gethan hat, der wird jene grollende Zwietracht, die sich unter den Mitgliedern aller solcher menschlichen Einigungen hinzieht, und die ihnen fast ihre ganze Existenz verdirbt, zur Genüge gewahrt haben. Unter den Aebten der Klöster und den Vorstehern von Armenhäusern und anderen solchen öffentlichen Anstalten, in denen viele Menschen friedlich neben ein-

*) Siehe das dritte Capitel seiner Politik, Garvische Uebersetzung.

ander leben, würden die Communisten gewiß die wenigsten Proselyten machen. Jene wissen es am besten aus eigener Erfahrung, wie in jedem Menschen, eben weil er ein individuelles Wesen für sich ist, der Egoismus als ein Naturtrieb tief begründet ist, und wie er demnach alles Fremdartige von sich stößt, und wie es beinahe unmöglich ist, ihn mit anderen gleich einem Stücke Kupfer mit Zink zu verschmelzen. Die Verbindung zwischen Mann und Frau, die Ehe, ist fast die einzige Societät, in der eine solche Verschmelzung wirklich stattfindet. Und doch, welche Misere und Entzweiung hat das Ehebündniß, obgleich der stärkste Gott dazu das Schmelzfeuer schürte und die Bande schmiedete, häufig zur Folge.

Wie die beiden reisenden Freunde des Aristoteles, wie die beiden am selben Feuer Kaffee wärmenden Frauen des Thiers, so könnte man auch die Nachbarn, deren Häuser und Grundstücke sich berühren, ebenfalls als Beispiele gegen die Beglückungsfähigkeit des Communismus anführen. Nicht Freundschaft und Liebe, sondern Processe und Streitigkeiten aller Art sind in der ganzen Welt die gewöhnlichen Folgen der Nachbarschaft und Gütergemeinschaft der Bürger.

Glücklicherweise haben wir, so wie unsere Wohnplätze und Besitzvertheilungen jetzt eingerichtet sind, gewöhnlich nur zwei oder drei Nachbarn. Alle anderen Bürger der Stadt sind uns entfernt und daher befreundet. Säßen wir aber erst in den Phalanstères der Herren Socialisten, so würden wir gleichsam die Nachbarn von Allen werden, und die Reibungen würden sich ins Unendliche und Unerträgliche vervielfachen.

Der Mensch ist von Haus aus und von Natur ein nicht zu bessernder Egoist, entsetzlich eifersüchtig auf seine Person, auf seine Freiheit, auf seine Habe. Es ist dieß ein ihm von Gott tief eingepflanzter Trieb. Es ist ein Trieb, der ihm zu seiner Existenz ganz nöthig ist. Es ist an sich weder ein böser, noch ein schlechter Trieb, sondern nur ein natürlicher, ein ganz entschiedener.

Man muß diesem Triebe bis in eine gewisse Entfernung hinaus den Zügel schießen lassen, um ihn unschädlich zu machen. Es genügen dazu oft ganz enge Gränzen, ganz kleine Räume. Wenn ich nur ein kleines bescheidenes Landgütchen, wie Horaz es sich wünschte, und auf dem mir Niemand etwas zu sagen hat, besitze, so ist dieß ganz hinreichend. Ja ein enges Haus in einer alten Reichsstadt, das mein eigen ist, sogar das Stück eines Zimmers, wie die Juden

in den polnischen Städten es sich mit Kreide abzeichnen, ja eine Höhle, wie die Zigeuner in der Krim sie haben, in der ich commandiren, in der ich Ich sein darf, eine Tonne, in der ich, wie Diogenes, als Herr schalte und walte, und vor der mir selbst Alexander der Große nicht im Schatten stehen darf, ist mir völlig genügend.

Aber dagegen, daß man mich nehme und in dem großen Schmelztiegel der Phalanstères mit tausend Anderen zu einem großen Klumpen verschmelze, dagegen opponirt sich in mir nicht nur mein Egoismus, sondern es sträubt sich dagegen jedes Haar, jede meiner Fibern.

Die merkwürdigsten und allerdings wohlthätigsten Phalanstères sind in neuerer Zeit in England entstanden, die sogenannten Poor-Unions, die großen District-Armenhäuser, mit denen beide britische Inseln übersäet sind. Die Armen, welche sich diesen Anstalten übergeben, sind in denselben so quartiert, so gekleidet und genährt, daß man sagen kann: vergleichsweise mit ihren früheren Zuständen ist ihnen darin auf Rosen gebettet.

Nichtsdestoweniger aber haben die Armen eine große Scheu vor diesen ihnen offenstehenden Palästen. Weil ihnen ihre schmuzigen Lumpen beim Eintritt abgenommen werden, weil sie gezwungen sind, eine gewisse Uniform zu tragen, weil sie ihr Kommen und Gehen nach einer gewissen allgemeinen Norm reguliren müssen, so ist ihnen beim Eintritt fast zu Muthe, wie den russischen Rekruten beim Eintritt in die kaiserliche Armee. Seufzend und sorgend treten sie in diese Häuser, die ihnen als Zuflucht gegen alle Sorgen eröffnet werden, und nicht selten kündigen sie sehr bald den Contract, bei dem sie alle Vortheile zu haben schienen, und bei dem der Staat alle Lasten übernahm, wieder auf, oder laufen davon und zurück in die Welt des Elends und der Freiheit.

---

18. Diese Zeit hat mehr angenehme als schmerzliche Gefühle erregt.

Das Leben sagen die Weisen ist ein Traum. Ja die Psyche der Menschheit, behaupten sie, liegt gewöhnlich im träumenden Zustande.

Nun dann wahrlich träumt sie in den 365 Tagen dieses Jahres 1848 einen Traum, der des Außerordentlichen und Wun-

derbaren mehr bietet als die Mährchen der tausend und einen Nacht.

Es ist wahr, Viele von uns sind in diesem Traume in allerlei Unglück verfallen, Manche hat darüber der bittere Tod ereilt, Andere sind in Noth und Elend versunken, wir Alle haben Furcht und Angst und Schaden genug gelitten.

Aber dennoch, — darf man es, ohne die Manen jener für uns gefallenen Opfer zu erzürnen und ohne die Beschädigten zu erbittern, sagen? — dennoch ist diese Zeit eine bewundernswürdige, eine lehrreiche, eine außerordentliche gewesen, die nur Wenige, welche sie erlebt haben, nicht geschaut haben möchten, die wir freilich nicht herbeiwünschen konnten, die wir aber doch auch nicht aus unserem Leben wegwünschen möchten.

Es ist ein Theil unseres Lebens, auf den wir den Ausspruch des Propheten vom ganzen Leben anwenden möchten, wenn er sagt, es sei köstlich gewesen, weil es voll Mühe und Arbeit gewesen.

Gott hat uns Kinder dieser Zeit zwar hart heimgesucht, aber steht nicht geschrieben, daß er die lieb habe, welche er züchtigt?

Ich will hier nicht bloß von der Classe der reinen, kalten, völlig müssigen, interessenlosen, isolirten und passionirten Beobachter reden, denen alles Leben in Natur und Menschenwelt nur ein Bild ist, die jede Erscheinung als ein interessantes Phänomen betrachten, denen selbst die Leiden ihrer Mitmenschen ein Experiment sind, die, von Lernbegierde getrieben, selbst das lebendige Thier unter ihrem Anatomirmesser ohne Mitleiden verzucken sehen, die sich verschließen in ihren Cabineten und sicheren Observatorien und von da aus der Ueberschwemmung und dem Wüthen der Stürme und Blitze zuschauen, — diese Menschen, sage ich, habe ich hier nicht vor Augen, ja sie kommen hier fast gar nicht in Betracht; denn bei der Sündfluth des vorigen Jahres gab es kaum solche müssige Zuschauer. Sie ergriff uns Alle, und es blieb fast Keiner, dem es wie Noah gestattet war, sich eine Arche zu bauen und gemächlich mit allem häuslichen Comfort im schwimmenden Palast umherzuschiffen, bis die Taube das erste Oelblatt wieder brächte.

Aber steckt nicht in uns Allen, selbst in Denen, die zum

Handeln und Leiden vorzugsweise berufen waren, noch immer etwas von einem Beobachter? Haben wir nicht Alle ein Stück von Untersuchungseifer und von contemplativer Natur ins uns? Haben wir nicht Alle mehr oder weniger Experimentirlust, Wissensdrang, Neugierde und dazu auch ein gut Theil Poësie und Imagination, die uns befähigt, Alles, was um uns her vorgeht, als ein wundersames Bild zu betrachten, das wir gern in der Nähe sehen, oder als ein interessantes Experiment, dessen Ablauf wir erfahren möchten?

In der That die menschliche Natur ist so wunderbar vom Schöpfer eingerichtet, daß sie fast in allen Verhältnissen und unter allen Umständen irgend einen Vortheil für sich zu entdecken weiß, und auch die Welt außer uns und ihre Entwickelungen sind ebenfalls so eingerichtet, daß es schon unerhört arg zugehen muß, wenn sie uns völlig mit Ueberdruß erfüllen und gar keine erfreuliche oder doch tröstliche Seite darbieten sollten.

Man könnte sogar sagen, der Mensch habe einen natürlichen Hang für die Leiden und Schmerzen. Man sieht es deutlich bei Denen, die so recht mitten im Glücke stecken. Sind sie recht kerngesund, so wissen sie dieß kaum zu schätzen und haben kein Gefühl dafür. Sind sie reich, so sprechen sie: „Großer Gott, was ist Reichthum, der macht den Menschen nicht glücklich. Glauben Sie mir, der Reichthum ist eine Last." Leben sie ruhig und ungestört, so klagen sie über Langeweile. Leben sie in Saus und Braus und eitel Jubel und Freuden, so bleibt der Ueberdruß auch nicht aus, und sie jammern, daß sie keine Ruhe finden können.

Schreitet nun das Unglück auf uns herein, Krankheit, Armuth, Noth und Kummer, so ist uns dieß allerdings Anfangs schrecklich, schmerzlich, unerträglich. Aber man findet sich allmälig hinein. Mit der Zeit, oft sehr bald, lernen wir unsere Leiden und Schmerzen lieb gewinnen.

Sind uns theuere Freunde durch den Tod geraubt, so fließt um sie unser Thränenstrom oft süßer, als dieß ehemals unser gemeinsamer Jubel war. Wir balsamiren unsere Trauer ein, wir haben statt der verlorenen Freunde ein liebes, werthes und ungetrübtes Andenken gewonnen. Wir opfern gern und willig und stets ihren Manen, und sie, die ehemals mit mancher irdischen

Schwäche behaftet uns zur Seite standen, schweben nun wie verklärte Engel über uns.

Sind Krankheit und körperliche Leiden über uns gekommen, haben sie unseren Körper gequält und geschwächt, so sammelt sich dagegen unser sonst zerstreutes Gemüth oft nur um desto mehr. Mitten in den Leiden gehen uns oft Genüsse auf, von denen wir früher keine Ahnung hatten. Ich gebe zu, es giebt Krankheiten, deren heilsame Seite der Mensch, in Gottes Weisheit sich ergebend, nicht zu ergründen vermag. Aber wie viele Kranke haben schon eingestanden, daß sie Zufriedenheit und Glück erst in der Krankheit gefunden hätten. Wie werth sind uns dann die Dienste liebender Personen. Wie lieb wird uns jede kleine Lebensfreude, jeder Sonnenblick, und wie herrlich ist das Gefühl des wiederkehrenden Frühlings der Gesundheit. Wer schätzte je das Wohlsein, der nie auf dem Krankenbette lag?

Hat Unglück mir einen Theil meines Vermögens geraubt, es ist wahr, es ist Anfangs schwer zu überwinden. Aber wie gesagt, unsere Phantasie — soll man bloß sagen Eitelkeit? — hilft uns auch darüber hinweg. Wir gefallen uns, unseren Freunden zu klagen, und diese Klagen selber bringen uns Balsam. Dann zeigen wir ihnen, wie wir uns nun bescheiden eingerichtet. Wir lassen ihnen merken, wie sehr wir uns in dieser Bescheidenheit behagen. Wir ernten gern ihr Lob ein und versichern ihnen, daß wir jetzt Genüsse kennen gelernt haben, von denen wir ehemals keine Ahnung hatten. „Riechen Sie dieses Röschen, das, ein Geschenk eines lieben Freundes, vor meinen Fenstern duftet. Wie viel mehr Freude habe ich schon aus seinem Kelche geerntet, als ehemals aus allen Blumenfeldern meines Parks, den ich sehr selten besuchte.“ Kurz, wir machen Anfangs aus der Noth eine Tugend, und bald wird sie wirklich zu einer Tugend.

Mit einem Worte also, man kann sagen, es hält wirklich ebenso schwer, den Menschen vollkommen glücklich, als ihn völlig unglücklich zu machen. Niedergeworfen oder von Ruinen überschüttet, finden sie immer wieder durch irgend eine Höhle einen Weg zum Sonnenschein zurück. Schmerz und Freude, Glück und Unglück sind fast immer, wie Hoffnung und Verzweiflung, Kinder derselben Mutter. Und dieß kommt theils von der Mannigfaltigkeit des Lebens, der zufolge sowohl im Sturme wie im Sonnenscheine, sowohl in der Hütte des Armen wie im Palaste des Reichen, sowohl an der Wiege wie im

Sarge, sogar in der Krankenstube, ja selbst auch im Gefängnisse besondere Freuden blühen, theils von der Vielseitigkeit und Biegsamkeit des menschlichen Geistes, der sich seiner Natur nach gleich dem vieldulbenden Odysseus in alle Lagen zu schicken weiß und dem in seiner Phantasie, in seinen Tugenden, in seiner Menschenliebe, in seiner Eitelkeit sogar, eine Menge zauberische Genieen zur Seite stehen, die ihm das Unglück verschönen und ihm mitten im Leiden eine Menge neue Quellen des Glückes erschließen.

So ausgerüstet, wie Gott ihn in das reiche Leben setzte, kann der Mensch seiner Quäler, der Tyrannen, der bösen Zeiten, der Unglücksboten und der neidischen Mächte der Finsterniß spotten, wie Proteus seinen Peinigern in stets neuen Verwandlungen entschlüpfen. Macht ihn arm, er saugt Süßigkeit aus der Brotrinde, — laßt ihn erkranken, er findet auf dem Krankenbette ein unbekanntes Glück, — sperrt ihn ein, er entdeckt in seinem Gefängnisse ungeahnte Freuden und Genüsse, Spinnen, die er erzieht, Blumen, die er pflegt, und ihr werdet nach einigen Jahren, wenn ihr ihn begnadigen wollt, Mühe haben, ihn dem Gefängnisse zu entreißen.

Wenn der Mensch so ist, wie ich sagte, so darf ich wohl behaupten, daß die gewaltige Sturmfluth dieses Jahres, welche Einige nur als das Losbrechen der Büchse der Pandora betrachten, doch auch viel Wunderbares, viel Schönes, viel Zauberisches und Fesselndes uns brachte.

---

19. Das milde Element in der Aristokratie.

Ich gebe zu, daß viele der Vorwürfe, welche man den höheren Classen macht, vollkommen begründet sind. Aber sind bei diesen Vorwürfen gar keine Vorurtheile von unserer Seite mit im Spiele? Giebt es nicht manche Ansichten, die sich bei uns Nichtvornehmen allmälig festgesetzt haben und die wir für ganz ausgemachte Wahrheiten halten, obwohl sie Erfahrung und Geschichte häufig widerlegen? Und gehört zu dieser Classe von Ansichten nicht z. B. auch die Meinung, der wir fast Alle huldigen,

daß unter den Vornehmen fast nie ächte Freisinnigkeit zu Hause sei und sein könne.

Da aus unserem sogenannten dritten Stande, aus dem Stande der Bürger, die neuere Umwandlung Europa's hervorgegangen ist, da von uns das Motto „allgemeine Freiheit und Gleichheit" im Kampfe gegen die privilegirten Classen adoptirt wurde, so hat sich nun die Idee ganz bei uns festgesetzt, daß wir auch wirklich die vorurtheilfreisten, die freisinnigsten und liberalsten Leute seien, und daß von der anderen Seite her nur Gewaltübung, Despotie und tyrannische Härte kommen könne.

Die Erfahrung und die Geschichte fast aller Zeiten liefern uns aber, sage ich, Facta, welche geeignet sind, uns in der Ziehung weiterer Consequenzen aus jener Annahme wenigstens vorsichtig und hie und da auf die Unzulässigkeit und Voreiligkeit jener Annahme aufmerksam zu machen.

Es ist wahr, wenn Macht und Ansehen lange Zeit bei gewissen Familien oder Gesellschaftsclassen ausschließlich weilten, so setzte sich in diesen Familien und Classen eine solche Herrschlust fest, daß sie Alles aufboten, um sich im Besitze der Gewalt zu erhalten. Aber zu gleicher Zeit bildete sich dann in solchen Familien und Classen mit der langen Gewohnheit der Herrschaft auch eine solche Uebung im Herrschen aus, eine solche Geschicklichkeit in Behandlung der Regierungsangelegenheiten, daß dadurch eine Milderung ihres Regiments herbeigeführt ward.

Die zur Herrschaft bevorrechteten Classen haben schon so häufig die Erfahrung gemacht, wie schwer es ist, Alle zu befriedigen, wie vielerlei Rücksichten man beim Gouverniren zu nehmen hat. Sie fassen daher die Dinge mit feinen Fingern an und wissen, daß man oft mit geballter Faust viel mehr verdirbt als mit einer sammetüberzogenen Hand.

Auch erlaubt den im Purpur Geborenen die unbezweifelte und allgemeine Achtung, die man vor ihnen empfindet und von der sie sich überall bei ihren Maßregeln, wie der schwimmende Fisch vom Elemente des Wassers, unterstützt fühlen, mit weit weniger Geräusch und durchgreifender Härte zu verfahren.

Da sie, die Wenigen, als Privilegirte, über alle anderen zahlreichen Classen der Gesellschaft hinausgehoben sind, so sind sie auch frei von dem Neide und der Eifersucht, welche diese Classen feindlich gegeneinander gesinnt machen. Sie schweben gleichsam

über Allen und können gegen alle Uebrigen das „aequo pondere" beobachten.

Da die großen alten, erbadeligen Familien gleichsam wie Eichbäume mit weiten Wurzeln und Zweigen in das Staatsleben hineinragen, so haben sie auch daran, daß das Ganze fortbestehe und Gerechtigkeit und Freiheit darin walte, ein viel größeres Interesse als die kleinen Leute. Ihre Ahnen, ihre Erinnerungen, die Interessen ihrer Nachkommen, dieß Alles knüpft sie mit vielen Fesseln an den Staat. Es ist daher in ihnen ein Element der Liebe zum Vaterlande, das sich bei den geringen Classen nicht so findet.

So wie das Interesse des Königs eines Landes mit dem jedes, selbst des geringsten seiner Unterthanen verknüpft ist, und wie dieser daher allen, selbst den geringsten, mit seiner Zuneigung näher steht, so ist dieß auch bei den Großen, wenn gleich in geringerem Maße, der Fall.

Emporkömmlinge, Menschen, die aus einer niedrigen und gedrückten Stellung zu höherer Macht sich aufschwingen, sind fast überall geneigt, dann ihre Gewalt zu mißbrauchen. Man erfuhr dieß in Rom bei den freigelassenen Sclaven, die zu Ansehen gelangten und dann die ärgsten Tyrannen waren. Man sieht es noch heute in Rußland bei den freigelassenen Leibeigenen, die, wenn sie eine Stellung bekommen, in der sie Anderen gebieten können, gewöhnlich die schlimmsten Despoten ihrer Untergebenen werden.

In den Gegenden, in welchen die Gutsbesitzer noch viele feudale Vorrechte über ihre „Gutsunterthanen" haben, folgen diese viel lieber einem Herrn aus ihrem alten, adeligen, patriarchalischen Geschlechte als einem neuen bürgerlichen Herrn, einem Banquier, einem Kaufmann, der in der Regel weder so geschickt, noch auch so mild das Scepter führt.

Ein gutes Theil aller Tyrannen und Despoten der Welt ist aus den mittleren und unteren Ständen hervorgegangen. Als Roms Freiheit unter dem Geschrei der Volkstribunen und den Schwertstreichen großer Heeranführer zu erliegen drohte, da fanden sich die ächten Liberalen und die sanftmüthigsten Gebieter bloß unter den alten römischen Patrizier-Familien.

Die Bürgermeister von Zürich und vieler anderen freien Städte, welche berühmte Gewaltherrschaften in ihrem Geburtsorte

ausübten, gingen nicht aus den Patriziern, sondern aus den geringeren Classen der Stadt hervor.

Christian II. von Dänemark, der Bürgerkönig, war der ärgste Tyrann, und indem er den Adel stürzte, bereitete er die merkwürdige völlig unumschränkte Verfassung vor, der die Dänen nachher für zwei Jahrhunderte anheimfielen.

Keinen besseren Beweis aber dafür, daß an erbliches Ansehen und Gewaltübung gewöhnte Familien diese Gewalt in der Regel milder üben als die Herrschaftsneulinge, giebt es, als den, welchen uns ein Blick auf die große Reihe der Päpste zu liefern im Stande ist.

Es ist dieß die einzige Herrscherreihe in Europa, bei welcher wir unsere Behauptung einigermaßen im Großen beweisen können. Denn auf dem päpstlichen Stuhle nahmen ebenso viele Bürger und Bauern, als geborene Nobili und Prinzen Platz. Es gab darunter sehr despotische und mehr oder weniger mild waltende Kirchenfürsten. Und fast immer finden wir jene mehr unter den bürgerlichen und bäuerlichen Päpsten, und diese mehr unter den adeligen und fürstlichen. Es ist dieß ein unläugbares und wohl der Beherzigung werthes Factum, das selbst noch bei den letzten beiden Päpsten, welche unsere Zeit auf dem Throne gesehen hat, zutrifft, bei dem liberalen, sanften, wohlwollenden Pio Nono aus einer alten Familie, gegenüber dem herrschlustigen, despotischen Gregor XVI., der von einer Bauernfamilie herstammte.

---

20. Aristokratie in der Natur.

Die Gleichmacher und Nivelleurs wenden sich oft an die Natur, um mit Argumenten, die sie von der Wirksamkeit der Gottheit in der Schöpfung hernehmen, ihre Ansichten zu unterstützen.

In der Natur, sagen sie, ist ein Bild und Modell für das Menschenleben und für die politische Organisation der Gesellschaft aufgestellt. Gott läßt seine Sonne über Allen auf gleiche Weise scheinen, auf gleiche Weise Regen und Wind über Alle ergehen.

Ueberall hat der Schöpfer die reichen Gaben seines Fül
horns auf gleiche Weise ausgestreut und alle Geschöpfe mit gl
cher Liebe zu der überall gedeckten Tafel berufen. Allen Me
schen hat er dieselben Fähigkeiten zum Genusse gegeben, kein
Stand, kein Volk bevorzugt, alle hat er uns gleich begabt, gl
verständig, gleich geschickt gemacht. Freiheit und Gleichheit ist d
Gesetz, das in der ganzen Natur, wie sie aus Gottes Hand h
vorging, athmet. Nur der Mensch mit seiner Bosheit, seiner H
und Herrschsucht hat diese Ordnung gewandelt und verkehrt.

Als wären sie minder begabt und befähigt, hat die men
liche Ordnung einige Bürger des Staates anderen untergeord
hat diesen viele Rechte und große Gewalt gegeben, jenen ei
engen Kreis der Freiheit vorgezeichnet oder sogar sie ganz
Sclaven gemacht. Ja ganze Volksstämme sind anderen Völ
gegen alles göttliche Gesetz unterthan geworden. So ist d
die göttliche Ordnung unter uns umgekehrt, und un
Menschenwelt steht im schneidendsten Contraste mit der Natur
um uns her, in welcher überall das Gesetz der Freiheit,
Gleichheit, der Gleichberechtigung, der Nebenordnung, gilt.

Es wäre in der That recht hübsch, was unsere Gleich
cher vorbringen, wenn es nur auch ganz wahr wäre. Im Gr
aber sind die Naturschilderungen, von denen sie ihre Argum
hernehmen, nur so obenhin naturgetreu. Sieht man sich die
der Natur etwas genauer an, so muß man sich in der That
über den Mangel an Gleichmachungs-Tendenz in ihr wun
Zuweilen könnte man sogar zweifeln, ob nicht Despoten und
rannen sich ebenso an die Natur wenden möchten, um ihre
waltübung als ein allgemeines Naturgesetz anerkennen zu la
wie es die Freiheitsschwärmer thun, um für ihre Freiheits
Argumente zu finden, und man möchte diesen letzteren als die
Politik fast anrathen, die ganze Natur dabei lieber mit
schweigen zu übergehen.

Siegt nicht in der Natur vielfach der Starke über
Schwachen? Zwingt nicht im ganzen Firmamente jeder gr
Weltball die kleineren zu sich heran und schwingt sie als
banten um sein eigenes Centrum? Herrscht da nicht durc
Gewalt und strenge Unterordnung und würde da nicht die
benordnung Alles in chaotische Verwirrung versinken lassen?
Löwen, dem Könige der Thiere, ist die ganze Thierwelt unte

Die wilden Heerden der Rinder ordnen sich dem Stärksten unter, die Gemsen auf den Alpen, ja die Vögel in der Luft haben ihre Zugführer, denen sie gehorsam folgen. Sogar jeder Hühnerhof in unseren Dörfern predigt uns das Naturgesetz der Unterwürfigkeit der Wesen aller Art unter die Gewaltherrschaft eines Starken.

Auch in der Menschenwelt hat Gott die Despotie fast immer zugelassen. Zu allen Zeiten haben einzelne Menschen ganze Staaten, einzelne Nationen viele andere Volksstämme sich unterthänig gemacht und sie gewaltsam beherrscht. Die Nivelleurs lösten immer die menschliche Gesellschaft auf, und einige Starke stellten die Ordnung wieder her.

Ein Nero, sage ich, ein türkischer Pascha, ein arabischer Scheik könnten, auf diese Weise argumentirend, auch zu beweisen glauben, daß sie ganz naturgemäße Rollen spielen.

Ich sage also, die Natur ist ein sehr elastischer Begriff, und sie läßt eine so verschiedene Auslegung, eine solche Mannigfaltigkeit der Ansichten zu, daß die extremsten Parteien sie für sich anrufen zu können geglaubt haben.

Mehr als Alle scheint mir aber die Natur die Partei der zwischen beiden Extremen in der Mitte stehenden Partei der Gemäßigten, der Conservativen und Aristokraten, zu unterstützen. In der That bei genauerer Betrachtung erkennt man in der Natur eine ächte Aristokratin. Dieß würde dann sowohl gegen die Despoten, als auch gegen die Gleichmacher gerichtet sein. Ich will aber die Ansicht der Despoten hier ganz aus dem Spiele lassen und mich nur gegen die oberflächliche Naturbetrachtungsweise der Gleichmacher wenden, deren Bekämpfung mir hier mehr am Herzen liegt, weil sie die sind, die sich jetzt fast auf ein ebenso hohes Pferd setzen, wie ehemals die Despoten.

Gleich die erste, so oft gehörte Phrase, daß Gott Sonnenlicht und Regen auf gleiche Weise über Alle ergieße, erweist sich, im Lichte betrachtet, als ganz unwahr. Giebt es nicht Länder auf Erden, die einen großen Theil des Jahres vergebens nach dem geringsten Sonnenstrahle schmachten und sich sechs Monate lang mit dem kühlen Schimmer des Mondes, der Sterne und der Nordlichter behelfen, — wiederum andere dagegen, denen Helios sein ganzes Angesicht zugewendet hat und die er fast mit ununterbrochenem Lächeln durchwandelt?

Giebt es nicht auch wiederum Ländergebiete, die nie ein Tropfen Regen erquickt, die in ewiger Gluth und Dürre schmachten, und andere, die sich einer häufigen Ausschüttung des befruchtenden Naß erfreuen und die ihren Durst mit stets für sie bereiteter Labung befriedigen?

Den Regen und die Gewässer der Quellen sammelt die Natur in einigen Flüßchen, leitet diese in große Bassins über und unter der Erde und vereinigt sie endlich zu Strömen, die mächtig der zehrenden Verdunstung widerstehen. Nur durch dieses concentrirende und conservirende Verfahren wird es ihr möglich, das schöne Naß zu allen Zeiten darzubieten und es auch dahin zu schaffen, wohin der Regen nicht gelangt und wo dann der Canäle grabende und Wasser schöpfende Mensch es weiter verbreitet. So liegen zwar große Landstriche zu den Seiten der Flüsse trocken, aber es ist doch möglich, daß wenigstens in den Rinnen der Thäler ein volles Leben erwache und sich nähre.

Verspritzte die Natur den Regen so überall hin, wie die Gleichmacher es haben wollen, wollte jeder Erdfleck seine eigene Quelle für sich besitzen, so würden alle auf gleiche Weise darben und auch nicht einmal diese bevorzugten, diese aristokratischen Stromthäler zu Stande kommen.

Im Grunde macht es die Natur wie mit dem Regen, so mit allen zahlreichen Schätzen und Kräften ihres Füllhorns. Nirgends schüttet sie dieses so pêle-mêle aus, wie ein Schneegestöber. Vielmehr hält sie überall das Kleine in Bassins und Vorrathskammern, concentrirt es überall in mächtigen und brauchbaren Strömen, bildet überall starke und große Kräfte. Zersplitterung wäre der Tod aller Naturkraft.

Wie die Gewässer in den Seebassins, so sammeln sich die Bäume in den Wäldern, die Kräuter in den Blumengesellschaften der Wiesen, und nur so vereinigt widerstehen sie den zerstörenden Gewalten der Winde, der Hitze und Kälte.

Sollte Alles in gleicher Pracht mit ganz gleicher Fülle der Flora grünen und blühen, so würden bald alle Gefilde arm werden an Kräutern und Pflanzen.

Selbst unsere Erdrinde, wie ächt aristokratisch ist nicht ihr Bau. Welche reizende Contraste zwischen Ebene und Gebirgsland. Nur hie und da erhebt sich die feste Masse zu imposanten Alpen, häufiger zu anmuthigem Gehügel, zwischendurch zu gan-

zen Flächenstrichen. Nur so war diese reizende Abwechselung der Landschaft möglich, die den Geist des Menschen entzückt. Wie Gärten von Mauern, so werden die Länder von den Gebirgsketten umgürtet und gegen zerstörende Stürme geschützt.

Von den höchsten Spitzen der Hochalpen bis zu den blumigen Hügeln der Vorländer herab welche Reihe von Abstufungen, welche Mannigfaltigkeit, und doch wie hat jede Stufe so ganz ihre eigenthümlichen Reize. Sollte auf der Erdoberfläche Alles bis zum Niveau des Wassers herab nivellirt und geebnet werden, so wäre sie kaum bewohnbar. In Wind- und Wasserfluthen würde Alles ersäuft werden.

Die Natur ist zwar überall, selbst in den ungeschmücktesten Ländern, leidlich, hübsch, ja wir mögen sie sogar überall bewundernswürdig nennen. Allein ganz entzückend und hinreißend schön bietet sie sich doch immer nur stellenweise dar. Man durchreise die ihrer Schönheit wegen am meisten gepriesenen Länder. Selbst in ihnen giebt es doch immer nur einzelne wenige Punkte, die ganz außer aller Regel des Gewöhnlichen sind, und auch solche Punkte haben dann oft wieder nur gewisse Momente oder Zeitabschnitte, in denen sie ihre ganze Pracht und Herrlichkeit entfalten.

Zwar haben die Kinder der Flora alle ihren ganz eigenthümlichen Schmuck, aber wie aristokratisch ist doch auch das Blumenreich organisirt. Die ganze Summe derjenigen Blumen, welche von jeher die Aufmerksamkeit der ganzen Welt, das Lob aller Dichter auf sich zogen, läßt sich bald herzählen. Es sind die Rose, die Königin der Blumen, die Lilie, die Tulipane, die Hyacinthe, das entzückende Veilchen und einige andere. Ihnen findet man keine vergleichbar.

Wohl wäre es der Natur ein Leichtes gewesen, das ganze Innere der Berge mit Pracht und Herrlichkeit aller Art zu erfüllen und der großen Erdkugel einen Reichthum wundervoller Mineralien in Fülle einzubacken. Aber wie aristokratisch zeigt die Natur sich auch hier. Erde und roher Stoff und Schmuz, das ist bei Weitem die überwiegende Hälfte dieses Erdballs. Nur in feinen Adern, in zarten Streifchen und Fäden ziehen sich Gold und Silber und andere glänzende Metalle durch diese rohe Masse hin. Nur hier und da, an wenigen sparsam gesäeten Pünktchen, haben die Umstände sich so günstig gestaltet, die Kräfte so glück-

lich operirt, daß die Funken der leuchtenden Krystalle und der flammenden Edelsteine entbrennen konnten.

Und nun die Menschheit, ist nicht ihre Physiognomie ein treues Abbild der sichtbaren Welt ringsumher? Hat nicht die Natur in ihr ganz ähnlich gewirkt, concentrirt, beschränkt, conservirt wie in dem Gebiete der Mineralien und der Pflanzen? Sind nicht auch im Reiche des Menschengeistes die Edelsteine, die edlen Metalle sparsam gesäet? Laufen nicht auch hier die Gaben überall, wie in den Thälern und Flüssen, in einzelnen Fäden und concentrirten Adern zusammen?

Vor Gott sind wir Alle gleich! pflegt man in einer gewissen Hinsicht mit Recht zu behaupten. Vor Gott sind wir Alle ungleich, könnte man in anderer Beziehung mit eben so vielem Rechte behaupten. Unsere Anlagen und Talente sind ungleich, unsere Schicksale sind ungleich, Glück und Unglück werden uns von der Vorsehung auch ohne alle Beiwirkung menschlicher Willkür ganz ungleich zugemessen. Manche von uns werden mit Gottes Zulassung und nach seinem unbegreiflichen Rathschlusse als Krüppel an Körper und Geist geboren und können in Folge dessen nie ihres Lebens froh werden. Manche sind von Haus aus und ganz ohne ihre Schuld mit solchen Krankheiten behaftet, daß sie sich und Anderen nur zur Last leben. Von den Blödsinnigen, von den Cretins, von den Siechen und Verkrüppelten aufwärts bis zu den völlig Gesunden, Starken und Klugen giebt es eine Menge von Abstufungen der Befähigungen.

Die Temperamente sind so verschieden gemischt, wie die Anlagen und Talente. Der Eine erhält ein heiteres, empfängliches und offenes Gemüth, und sein Leben, in dem jeder frohe Klang ein Echo findet, fließt daher wie ein Traum, wie ein klares Gewässer. Dem Anderen flechten die Parzen einen dunkeln Faden in das Lebensgewebe, und sein ganzes Wesen scheint getrübter, wandelt und verschwindet wie ein traurig Gewölke.

Nur ganz selten sind die bevorzugten Freunde der Götter, in deren Herzen Alles in so schöner Harmonie geordnet ist, deren Seele, obwohl in dieß Gefäß von Fleisch und Bein hinabgestiegen, dem Ueberirdischen so nahe vertraut blieb, deren Lebenslauf so glücklich, so ununterbrochen, so ausgedehnt und lang, deren Geist und Leib so kräftig gebildet war, daß ihre Existenz ihnen selber zur Freude und vielen Tausenden zum Nutzen und

Frommen gereichte, daß sie gepriesen dastehen unter den Menschen, wie die Krystalle und Pretiosen unter den Steinen, wie Gold und Silber unter den Metallen, wie die Rosen oder Lilien unter den Blumen, wie die noblen Eichen oder Buchen unter den Bäumen.

Die Pfeile Apollos, die Plagen und Krankheiten und anderen Boten der Götter, sie decimiren beständig die Menschheit. Millionen raffen sie in der Kindheit dahin, Millionen in der Blüthe der Jugend oder in der Kraft des Mannesalters. Nur hie und da lassen sie ein privilegirtes Geschöpf zur völligen Entwickelung gedeihen. Unter Hunderten bringen es zehn zu einem leidlich langen Leben, und kaum Einer unter ihnen gelangt dazu, die ganze Dauer der Zeit, deren der menschliche Organismus fähig ist, zu erschöpfen. Ist nicht auch dieses ungemein aristokratisch? Wahrscheinlich ist es zugleich auch außerordentlich weise. Denn, wenn wir alle hundertundfunfzigjährig würden, so würde die Gesellschaft unter der Last des Alters erliegen.

Ueberall wählen sich die Götter nur einzelne wenige ihrer Lieblinge aus, denen sie sich offenbaren, und die sie mit ihren Gaben überschütten. Nur von Jahrhundert zu Jahrhundert sehen wir einmal einen Moses, einen Lykurg, einen Salomo oder Sokrates erscheinen, deren herrliche Geistesanlagen dann auch der Menschheit so imponiren, daß sie dauernd von den spätesten Geschlechtern verehrt werden.

Ebenso wenig wie die Individuen, zeigen sich auch ganze Völker als gleichartig ausgestattet, vielmehr ist auch hier eine so außerordentliche Abstufung der Anlagen und Befähigungen, daß man gestehen muß, daß fast keines ganz dasselbe vermöge, wozu andere sich fähig zeigen.

Lassen wir den Blick über den ganzen Erdkreis und alle die Wohnplätze der Nationen, die von jeher auf ihm hervortauchten, hinschweifen, so zeigt sich der Kreis derjenigen Völker, welche sich eines höheren Schwunges fähig offenbarten, als ein äußerst enger. Das ganze weite Afrika war von den zahllosen Stämmen Ham's erfüllt. Seit der Sündfluth Zeiten, so weit wir forschend die Geschichte dieser Stämme verfolgen können, haben sie einer fast unwandelbaren Barbarei gehuldigt. Wir haben keine Kunde davon, daß je ein Prometheus das himmlische Feuer zu ihnen herabgebracht habe, daß je ein erleuchteter Gesetzgeber, ein gottbegeisterter

Prophet unter ihnen erstanden sei. Gleich wie die wüsten Wogen des Meeres eine nach der anderen auftauchen und wieder verschwinden, so sehen wir in der finsteren Masse dieser schwarzen Völker bald dieses, bald jenes durch blutige Kriege zu einiger, gewöhnlich nicht sehr ausgedehnter Gewalt gelangen und dieselbe wieder verlieren, ohne daß dadurch ein dauernder, lebensfrischer und wachsender Staat begründet würde. Ein kleiner Despot und Menschenpeiniger verdrängt seit Jahrtausenden den anderen. Die Sitten bleiben stets dieselben, gleich unerquicklich, gleich grausam, gleich abergläubisch. Ihre Geschichte ist eine endlose Wiederholung derselben entsetzlichen Ereignisse. Verabscheuungswürdige Tyrannen folgen einander ohne Unterbrechung in zahlloser Menge.

Die stupide Religionsanschauung des Volks erhebt sich nie auf eine höhere Stufe. Menschenopfer und Menschenfresserei decimiren die Bevölkerung beständig. Und was sie am Leben lassen, schlägt wieder und wieder der Menschenhandel in die Bande der unbarmherzigsten Sclaverei.

Unter allen diesen Millionen und Millionen Negern, welche seit dem Anbeginn der Welt in diesem Welttheile wie das Gras der Steppen aufwuchsen und wieder verdorrten, tauchte nie eine neue Erfindung, nie eine heilsame Idee auf, welche die Menschheit als eine Vermehrung ihres geistigen Schatzes hätte betrachten können. Sie haben sich als eine unbegreiflich todte Masse dargestellt

Und von wie vielen Stämmen der Hottentotten, Indianer und anderer wilden Nationen, welche den vierten und fünften Welttheil bevölkern, läßt sich nicht dasselbe sagen. Die Völker des großen Körpers des östlichen und centralen Asiens stehen zwar auf einer viel höheren Stufe. Die Chinesen, die Hindu, die Perser, sie haben große und dauernde Staaten begründet, sie haben eigenthümliche Culturen geschaffen und aus sich selber erzeugt. Ihr Geist hat sich der Betrachtung des Himmlischen und wissenschaftlicher Untersuchung hingegeben. Dennoch aber stellt sich auch in ihrer Geschichte, wenn wir einen umfassenden Blick auf sie werfen, kein fortschreitendes Element dar. Sie haben sich stets in gewissen engen Kreisen gehalten, in starre Formen und Ideen festgerannt, die sie immer wieder von Neuem erzeugen und gestalten. Asiatischer Despotismus ist in der Welt zum Sprüchwort geworden.

Nur bei den Völkern, welche den Kessel des mittelländischen

Meeres bewohnen, bei den europäischen, den westasiatischen und den am nördlichen Saume der afrikanischen Küste, ist von jeher Licht und heilsame Bewegung gewesen. Nur bei ihnen haben wir die große Empfänglichkeit und Regsamkeit des Geistes, die wir so gern als ein Erbtheil aller Menschen betrachten möchten, gefunden. Bei ihnen nur allein erlosch nie das ewige Feuer der Vesta.

Nur ihnen offenbarte sich die Gottheit in einem reinen Lichte, und nur bei ihnen entwickelten sich die drei herrlichsten Religionen der Welt, die mosaische, die mohammedanische, die christliche. Nur bei ihnen entstanden die großen Culturkreise, welche so viele Geister beglückten, der alte chaldäisch-ägyptische, der griechisch-römische, der arabische und der moderne europäische.

Die Masse dieser Völker, welche einen denkenden und regen Geisteseifer als ein köstbares Erbtheil von ihren Vorfahren empfangen haben, ist in Vergleich zu allen den Kindern und Stiefkindern des Schöpfers, die den Erdkreis bewohnen, äußerst gering und stellt sich nur als die oberste, hellbeschienene Spitze jener großen Völkerpyramide dar, deren breite Basis in ewiges Dunkel sich hüllt und in Barbarei sich verliert.

Und selbst auf dieser Spitze, wie verschieden sind auch wieder hier die einzelnen Gipfel und Höhen, in die sie gespalten ist. Wie bestimmt verschieden sind die Fähigkeiten und Anlagen und die Wirkungskreise aller einzelnen civilisirten, auf den Höhen der Menschheit thronenden Nationen. Hat nicht jede ihre besonderen Tugenden und Eigenschaften, die den anderen versagt sind? Wie vieles ist den Franzosen erreichbar, was den Deutschen nimmer gelingt. Aus welchen Tiefen schöpft nicht die Seele des Deutschen zu denen der Franzose oder der Slave nie vordringt. Der Italiener, der Spanier, der Brite, sie rühmen sich alle besonderer Vorzüge, die sich weder der Russe, noch der Schwede, noch der Araber oder Aegypter aneignen. Die Natur, die nicht einmal ein Blatt dem anderen gleich schuf, geschweige denn einen Menschen dem anderen, machte alle jene Völker verschieden und gab ihnen daher auch allen eine verschiedene Berechtigung.

---

21. Unser Untergang.

Die Ursache, warum wir uns an die Idee unseres Untergangs nicht gewöhnen können, ist oft darin zu finden, daß wir noch so viel Lebensmuth und Kraft in uns fühlen. Dieß gilt von Völkern, wie von Individuen.

Wir mögen nicht an unseren Tod glauben, weil wir noch so wenig gethan haben, noch so viel zu thun vor uns sehen. Man denkt, der liebe Gott müsse die Dauer unseres Lebens doch wenigstens einigermaßen mit unserer Arbeitsfähigkeit und mit der Größe unserer Arbeit in Harmonie gesetzt haben. Wenn der Tod mich packte, nachdem ich meine Aufgabe hienieden erfüllt, nachdem mein Geist Alles vollendet, was sich seiner Entwickelung darbietet, so würde er mir weniger zuwider sein. Ich könnte dann ruhiger diese Erde verlassen, um mich zu einem anderen Sterne, zu einer höheren Stufe hinüberzuschwingen.

So sage ich, denkt mein menschlich überlegender Verstand. Gott aber nach seinem unbegreiflichen Beschlusse fügt unser Schicksal anders. Mitten in der Blüthe unseres Strebens schlägt er uns als unreife Früchte, ja oft als halb erschlossene Blüthen vom Baume des Lebens ab. Und selbst wer die äußersten Gränzen des Lebens erlangte, seufzt klagend, daß er ermattet noch fern vom Ziele hinsinke, und fragt den Herrn: warum schon so früh? — Wie viele gute Triebe kamen nicht in ihm zur Entfaltung? Wie wenige Entschlüsse konnten zur That reifen? Und lebten wir tausend Jahre und darüber, wir würden noch immer viel uncultivirte Strecken und einen weiten Weg bis zum Ziele vor uns sehen.

Wir Europäer des 19ten Jahrhunderts haben zwar Manches gethan und erzielt, aber wie groß ist die Wüste noch, die sich vor unseren Augen ausbreitet, wie viel könnten wir, wenn das Schicksal uns Zeit ließe, noch vollführen. Denken wir an die Erdscholle, die wir bewohnen, so hat sie noch jugendliche Kraft zu Erzeugung von Kräutern und menschennährender Brotfrucht. Ueberall liegt noch viel wüstes Wald- und Sumpf- und Sandland, das der Pflug noch nicht einmal berührte. Wir haben so zu sagen erst in allerneuester Zeit angefangen, unseren Ackerbau vernünftig zu gestalten, und selbst die seit Jahrtausenden bebauten Ländertheile scheinen noch einer Steigerung der Cultur und des

Ertrages fähig. Unsere Erfindungen in der Verdoppelung unserer physischen Kraft und Geschicklichkeit ganz sind alle neu. Unsere Maschinenindustrie ist ein junger, kaum geborener Riese, der uns ein unerhörtes Wachsthum zu versprechen scheint. Aeußerst wenige Menschenkräfte haben erst angefangen, sich mit den Gaben, welche sie darbietet, zu wappnen. Unsere Druckerpresse, unsere Dampfschiffe, unsere Eisenbahnen, sind lauter außerordentliche Phänomene, die in diesen allerneuesten Tagen erst begonnen haben, gleich mächtigen Sonnen ihre strahlenden Wohlthaten zu spenden. Der Welthandel, der allgemeine Verkehr aller Völker unseres Continents unter einander, dieß sind lauter Dinge, die erst eben zu wirken begonnen und uns eine Perspective eröffnet haben, zu deren Zielen kein Auge reicht. Mit unserer moralischen Bildung sind wir noch eben so weit zurück. Die Zahl der wahrhaft Gebildeten ist noch immer klein, von Ueberbildung kann nur bei Wenigen die Rede sein. Dagegen sind die Millionen, die in den Hochgebirgen der Alpen, in den Wäldern Polens und Rußlands, in den Felsenschluchten der Apenninen, in den Haiden und Mooren Deutschlands, auf den heißen Plateaus von Spanien, in den Verstecken der französischen Bretagne, auf den Kreidehügeln der Champagne, mit einem Worte fast überall um uns her leben, noch fast unberührt von unserer Cultur. Wie es unbebaute Landstriche giebt, so giebt es auch überall Bevölkerungen in unseren Ländern, die noch so uncultivirt sind, wie zu der Römer Zeiten. Ja wir haben eigentlich erst in allerneuester Zeit angefangen, die Hand an diese Urmassen des Volks zu legen, die ersten Meißelschläge zur Umbildung dieser Blöcke in Statuen zu thun. Nie und zu keiner Zeit der Geschichte waren so viele Menschen für die Bildung der unteren Volksschichten thätig. Nie und zu keiner Zeit waren so viele Werke begonnen, so viele Fäden eingefädelt, so viele Gespinnste und Gewebe im Fortschritte.

Wie, mitten in diesem tausend Blüthen treibenden Frühlinge, mitten in diesem beginnenden Umschwunge zum Bessern, zum Besten, sollte uns auf ein Mal Schade und Unglück, ja der Untergang selber treffen? Feuer und Flammen sollten diese frischgebauten Städte verzehren, Unkraut und Wildniß alle diese kaum aufgerissenen Aecker bedecken? Jenen Riesen der erwachten Industrie sollten die Schlangen in der Wiege tödten? Und die Dampfschiffe, die Eisenbahnen, die Fabriken, die tausend künstlichen

Werkzeuge, die wir bewundern, deren Erfinder wir hochpreisen, wären Gaben der Götter, zu unserem Untergange gesendet? Auf Sturmes- und auf Dampfesflügeln führten sie uns dem Verderben entgegen? Diese innig zusammengetretene europäische Völkerfamilie, kaum gebildet, sollte auch schon wieder zersprengt werden? — mitten in ihrer Jugend, ihrer Kindheit, ja bei ihrem ersten Lallen so zu sagen, wollte der Herr diese neue junge Europa dahin mähen? Alles kaum begonnene Bildungswerk der Menschheit sollte wieder in Stocken gerathen und Alles in Finsterniß und Barbarei versinken? — Es scheint unglaublich, unmöglich, unser ganzer Geist sträubt sich dagegen, wie sich eines Knaben Geist sträubt, den der Thanatos an der Ferse packte. Und doch, was sollten wir vor den Hellenen, vor den Mexikanern und vor vielen anderen Völkern, die auch mitten in der Blüthezeit ihrer Cultur abgerufen wurden, voraus haben?

---

22. Die Völker und ihre politischen Zustände.

Bei den Völkern entwickelt sich aus der Tiefe ihres Charakters und Wesens eine gewisse Form der Verfassung, des geselligen Zustandes. Diese Form tritt ganz von selbst und ohne ihr Zuthun aus ihnen hervor, wie aus dem Baum die Blüthe und Frucht. Sie sind dann eine Zeit lang glücklich und stark, so lange diese natürliche und ihnen angemessene Verfassung dauert. Nach mehr oder weniger langer Zeit aber wird die Frucht reif, überreif, sie fängt an zu faulen. Dann schmäht das Volk, das sich unbehaglich fühlt, auf sie und schlägt sie vom Baume, und es ertönt der Ruf, man müsse neue Blüthen und neue Früchte erzeugen. Der ganze Baum aber, der sich erschöpft hat, bleibt regungslos und sinkt verfaulend in sich zusammen oder wird von einem fremden Räuber gefällt und vernichtet.

Wir haben sehr wenige oder gar keine Beispiele in der Geschichte, daß Völker von einer durch die Umstände und durch die Natur ihres Wesens in ihnen ausgebildeten Verfassung zu einem wesentlich verschiedenen Zustande übergingen und dann unter der

Aegide dieser selbstgewählten Verfassung noch ein Mal auf lange Zeit glücklich und mächtig geworden seien. In der Regel bringt die Zerstörung der alten Form auch den Untergang des Volks selbst mit sich. Meistens macht jedes Volk nur eine gute, große Erfindung, thut nur einen glücklichen Wurf, und die nachfolgenden Würfe verfehlen meistens ihr Ziel.

Die alten Aegypter erfanden eine aristokratische Priesterherrschaft, an der obersten Spitze derselben stand ein ziemlich abhängiger König, der, wenn die Priester es geboten, vom Throne steigen und sich sogar das Leben nehmen mußte. So lange die Aegypter bei dieser alten, in ihren Details so merkwürdigen Verfassung beharrten, so lange sie sie hoch und heilig hielten, so lange sie alle daran glaubten und freudig ihre gesammten Kräfte aufboten, die Macht ihrer Priester und Götter zu unterstützen, so lange waren sie stark, ihre Handelsverbindungen ausgebreitet und alle ihre Zustände blühend. Damals bauten sie Memphis, die bewunderns-würdigen Felsentempel und ihre Pyramiden. Endlich kam der König Psammetich auf den Thron, der zum ersten Male es wagte, den Priestern den Gehorsam zu verweigern. Er erklärte es für einen abscheulichen Mißbrauch, daß die Priester dem Könige den Selbstmord befehlen könnten, sammelte unter der Fahne des Aufruhrs Truppen und Volk, besiegte die Priester, änderte die Verfassung des Staates und stürzte auf diese Weise Aegypten ins Verderben, das nach ihm nie wieder groß und blühend wurde, nie wieder Pyramiden gebaut hat und seitdem 3000 Jahre lang in schwankenden Zuständen immer wieder sehr verschiedenartigen fremden Einflüssen, Einwanderungen und Verwüstungen erlegen ist.

Die große politische Erfindung des auserwählten Volkes der Israeliten war eine Theokratie mit einer Kastenabtheilung der Nation, welche der ägyptischen Verfassung ziemlich ähnlich war. Zu der Zeit, als diese eigenthümliche israelitische Verfassung vom ganzen Volke und zugleich von den Königen am meisten geachtet war, als Alle ihre Kräfte zusammenthaten, den von Jehovahs Priester gesalbten König und mit ihm die Priesterschaft selbst zu stützen und hoch zu halten, zu derselben Zeit, als David seine Psalmen, die so unvergeßlich dastehen, wie die Pyramiden der Pharaonen, schrieb, als Salomo seinen Tempel baute, war auch die Macht der Juden so groß, wie sie nie wieder geworden ist. Gleich nach

dieser kurzen Blüthezeit wurden die Könige schlecht und tyrannisch, das Volk ward aufsätzig, neuerungssüchtig und uneins, Bürgerkriege folgten. Weder die vernünftigen Reformen der Makkabäer, noch die anderen späteren Belebungsversuche konnten die alte Macht wieder herstellen. Die Juden wurden wechselsweise die Knechte fremder Nationen und am Ende in aller Welt zerstreut, und sie schauen nun seit 25 Jahrhunderten zu jener herrlichen Zeit ihrer Blüthe auf, wie zu einem goldenen Zeitalter, das sie nicht wieder herbeizuzaubern vermögen und nach dem sie sich stets vergebens sehnen.

Ganz ähnlich ist die Geschichte der Hellenen. Unter ihnen hatte sich eine Reihe blühender, mehr oder weniger aristokratischer Republiken herausgebildet, die ganz aus dem Wesen ihres Volkscharakters und der Naturbeschaffenheit ihres Landes hervorgegangen waren und in denen einige wenige hochgeachtete Geschlechter unter den Namen von Königen oder Archonten oder Stadtbürgern alle Gewalt übten und alles Große und Schöne verrichteten. Je mehr die Griechen den Glauben und die Ehrfurcht vor diesen alten Geschlechtern verloren, je mehr sie in diesen, die sie ehemals als Halbgötter verehrt hatten, schwache Menschen erkannten, je mehr die Charaktertüchtigkeit dieser Geschlechter selbst ausartete, je mehr auch die alten Götter in Mißcredit fielen, je mehr man die Göttersagen nur als zum Theil thörichte, zum Theil höchstens poetische, von den Dichtern ersonnene Mythen betrachten lernte, desto mehr zerfiel die Macht der Griechen. Sie gaben die alten Verfassungen auf, konnten aber keine andere finden, welche ihnen die alte Kraft wiedergegeben hätte. Und da sie ehemals unter ihrem Leonidas und Miltiades dem ganze Oriente siegreich entgegengetreten waren, konnten sie nun nicht einmal die benachbarten kleinen Könige zurücktreiben. Sie wurden Unterthanen der Macedonier, der Römer, der Byzantiner, der Türken, und obwohl sie noch viele Aufstände und Versuche zur Herstellung ihrer Selbstständigkeit, zur Zurückführung der alten Hellenenkraft machten, so gelang ihnen doch nichts, und 2000 Jahre lang nach der Umformung jener alten urkräftigen Republiken waren sie wie die Juden ein unselbstständiger Spielball des Schicksals.

---

23. Die Reichen als Verwalter ihrer Güter.

Die Communisten wünschen eine Gemeinschaft aller irdischen Güter hervorzubringen und übersehen es dabei, daß im Grunde eine Art Gütergemeinschaft auch bei Vertheilung des Besitzes unter verschiedenen Eigenthümern existirt und stets existirt hat.

„Nicht eigne Güter haben ja die Sterblichen,"
„Was uns die Götter gaben, das verwalten wir,"

spricht Euripides durch den Mund der Jokaste in seinen Phönizierinnen, und wiederum sagt derselbe Weise in einem der uns aufbewahrten Bruchstücke seines Aeolus:

„Die Güter wandern, sie sind Gemeingut Aller."

Man kann dieß ziemlich buchstäblich nehmen. In der That, man untersuche nur etwas genauer, wie viel von den dreißig oder zwanzig oder zehn tausend Thalern Renten, die ein Reicher hat, ihm allein zu Gute kommen, und wie viel er davon, durch die Natur der Verhältnisse und durch sein eigenes Wesen gezwungen, auch Anderen zu Gute kommen lassen muß. Es ist glücklicher Weise fast unmöglich, daß er mit seinem Gelde irgend Etwas zu seiner eigenen Lust unternehme, ohne daß er damit auch zugleich die Freude und den Genuß vieler seiner Mitmenschen mehre.

Ist er ein Freund von herrlichen Wohnungen und baut er einen Palast Pitti, so ist es ihm unmöglich, dieses große Gebäude allein zu bewohnen. Er nimmt Diener, Hausgenossen und Freunde darin auf, die nun immer oder zeitweilig wenigstens eben so herrlich darin wohnen, wie er selber, und denen er als Hauswirth noch dazu alle Sorge um den Haushalt abnimmt. Auch ist es ihm unmöglich, sein schönes Gebäude zu verbergen und die ästhetischen Zinsen davon allein zu beziehen, es gleichsam selbstsüchtig und neidisch allein täglich mit seinen Augen zu verschlingen. Er muß seinen Anblick Allen gönnen, und alle Bürger erfreuen sich dieser Zierde ihrer Stadt. Auch nimmt er seinen Palast nicht mit sich ins Grab. Er bleibt stehen, und noch viele Generationen ziehen nach ihm wechselnd in den schönen Thoren ein und aus, und noch viele Tausende von Menschen erfreuen sich Jahrhunderte lang der herrlichen Schöpfung.

Ist er ein Freund der Freuden der Tafel. Gut, um diese Freuden zu genießen, muß er Diener kleiden, Köche besolden,

Kaufleuten Verdienst geben, den Handel beleben, und dazu muß er auch Freunde und Genossen einladen und sie an seinen Genüssen Theil nehmen lassen.

Viele Bestrebungen der Reichen gehen geradezu und direct auf die Beförderung des Wohles der Mitmenschen aus. Es giebt gutmüthige Reiche, die es lieben, mit ihrem Gelde rund um sich her Freude und Glück zu verbreiten, es giebt gastfreundliche und wohlwollende Reiche, welche ihre Freunde einladen und so gut leben lassen, wie sie selber leben. Und auch zu den Armen lassen sie manchen erquicklichen Brosamen von ihrer Tafel herabträufeln und gründen für sie Hospitäler und mancherlei milde Anstalten. Es giebt kunstliebende Reiche, welche den Musen huldigen und die Gelehrten und Künstler unterstützen. Sie stiften Schulen, Akademieen, Museen und dienen mit ihren Capitalien dem Handel, der Industrie und den Gewerben. Diese Reichen sehen sich dann in Wirklichkeit als solche tugendhafte „Verwalter der Gott verliehenen Hab' an," wie der Araber Ebu Seid sie in seinen Makamen preiset.

Aber auch selbst die schlimmen Reichen, die eitlen, die selbstsüchtigen, die verschwenderischen, die harten und gefühllosen, sind doch auch nicht ein solches zur völligen Ausrottung reifes Unkraut, wofür Viele sie halten möchten. Auch sie müssen dem gemeinen Besten mehr oder weniger nützen und selbst wider ihren Willen die Rolle der Verwalter für Andere übernehmen. Sogar ihre Leidenschaften und Fehler gereichen anderen Leuten vielfach zum Vortheil. Wenn auch nicht ihre Tugend, so verleitet sie doch ihre Eitelkeit, sich den Beifall der Mitwelt durch Wohlthaten zu erwerben; wenn auch nicht aus Wohlwollen und vernünftiger Ueberlegung entspringende Pläne, so bringen sie doch ihre Prunksucht und ihre Neigung zur Verschwendung und Pracht dahin, Leben und Thätigkeit in der Gemeinde anzuregen, und in Folge ihre Ausschweifungen und Fehler nährt oft ein verständiger Kaufmann, ein tugendhafter Handwerker sich und seine Familie.

Es ist schwer, es ist fast unmöglich, daß die Reichen sich der Gemeinschaft entziehen. Ja die Nothwendigkeit der Sicherung ihres Besitzes, die vielfachen Berührungen, in welche ihre Reichthümer sie mit der Welt bringen, der Beistand ihrer Mitmenschen, den sie in um so höherem Grade nöthig haben, je reicher sie sind

und der sich keineswegs immer für Geld erkaufen läßt, dieß Alles bewirkt, daß sie mit tausend Banden, die der unabhängige Arme nicht kennt, an das Gemeinwesen gebunden sind, daß sie daher vielfältig vom Staate wie von Privaten abhängen und beiden gute Worte geben müssen.

Selbst die ärgste Geldgier und der schlimmste Egoismus könnten es nicht verhindern, daß auch Andere profitiren; denn die Habsucht hat wieder vieler Hände nöthig, um zu dem Gewinne, der ihr vorschwebt, zu gelangen, muß ihre Capitalien ins Leben hinaus lassen und dort schaffen und wirken machen, und sogar der raffinirteste Geizhals bedarf vielfach seiner Mitbürger, der Advokaten, des Staates, seiner Diener, um seine Schätze zu sichern. Und am Ende kann doch auch er nur für die kurze Spanne seines Lebens seine Güter dem allgemeinen Umlaufe, der „Wanderung von Hand zu Hand," wie Euripides sagt, entziehen. Er stirbt und läßt hier seine Erben zurück, in welchen sich gewöhnlich, eben durch seinen Geiz hervorgerufen, bereits eine um so größere Lust zum Ausgeben ausgebildet hat.

Nur dann, wenn das Undenkbare möglich und wirklich wäre, wenn die Reichen eine solche riesige Verdauungskraft hätten, daß sie alle Renten ihrer Schätze selbst verzehren könnten, wenn sie dazu auch in allen Stücken sich selbst bedienen könnten, wenn sie ihre eigenen Köche, ihre eigenen Kutscher, ihre eigenen Advokaten, ihre eigenen Künstler, ja ihre eigenen Schatzgräber sein könnten, wenn sie alle ihre Schätze mit ins Grab nehmen könnten und endlich, wenn sie alle oder zum größten Theile wirklich den Sinn dafür hätten, die Rolle solcher egoistischen Tausendkünstler zu übernehmen; nur dann wären allerdings die Reichen eine Calamität für die Gesellschaft, und nur dann müßte man auf alle Weise es zu verhüten suchen, daß sich Schätze aufhäuften und Kräfte sich in der Hand eines Einzigen concentrirten.

Es ist ein Unglück, daß die Armen, welche den Reichen so sehr beneiden, gegen ihn zu eifern geneigt sind, ihm in der Regel so fern stehen und kaum wissen, wie er lebt und was ihn freut und quält. Wenn sie daher von einem Manne hören, wie Sir Robert Peel in England, der jährlich 50,000 Pfund zu verzehren hat, oder wie der Marquis von Anglesey, dem man gar eine Einnahme von 300,000 Pfund giebt, und wenn sie dann wieder

unter sich andere Leute sehen, die nur 1000, ja kaum 100 Pfund besitzen, so denken sie, jener Sir Robert oder jener Marquis müsse auch ein hundert oder tausend Mal besseres, bequemeres, reichlicheres, genuß- und freudenvolleres Leben führen als dieser Bürgersmann mit seiner bescheidenen Einnahme, und beide müßten mit ihrer Person im Stande sein, im Verhältniß ihres Einkommens an den Freuden und Gaben der Erde Theil zu nehmen.

Bei näherer Betrachtung des Lebens jener Beneideten erkennen wir dieß aber meistens als eine völlig täuschende oder wenigstens als eine übertriebene Vorstellung. Man beschaue sich jenen Sir Robert oder jenen Marquis etwas näher. Ist er ambrosischer, ist er nur um ein Haar anders gekleidet als jeder Gentleman in England selbst vom bescheidensten Einkommen? Kann er sich, selbst wenn er wollte, mit all seinem Gelde nur ein Hemde erkaufen, von dem er mehr Dienste hätte, als fast jeder andere seiner Landsleute von dem seinigen? Ist der Rock, den er trägt, nicht eben so gut wie der seines Bedienten auf dem Rücken des Merinoschafes gewachsen? Was vermag sein kleiner Magen und Gaumen mehr als essen, satt werden und nachher denken: es hat mir wohlgeschmeckt, und wie viele Tausende seiner Landsleute vermögen dieß nicht auch zu thun und zu sagen. In seiner allernächsten Umgebung schon, in seinem Palaste, an seiner Tafel, wie viele Personen, Lehrer, Gouvernanten für seine Kinder, Beamten seiner Güter, Prediger seiner Unterthanen, Nachbarn, Geschäfts- und Gastfreunde, muß er da nicht dulden und eben so gut leben lassen, wie er selber lebt. Er muß es, sage ich, denn er kann alle diese Menschen, die ihm zum Theil unentbehrlich sind, nicht immer nach Belieben entlassen. Er muß, ihnen oft sogar gute Worte geben, daß sie nur bleiben und seine Gefälligkeiten acceptiren. Und steht es allerdings zuweilen in seiner Gewalt, Untergebene zu entlassen, Freunde nicht wieder einzuladen, nun gut, so haben diese alle doch wenigstens mehr oder weniger lange Zeit, ein paar Tage, ein paar Jahre lang, eben so gut in Fülle und Freuden wie der Reiche gelebt, — und am Ende wird auch der Reiche vom Tode entlassen und abberufen und hat ja auch, wie jene, nur eine Zeitlang, ein paar Jahre oder ein paar Jahrzehende, als Reicher gelebt. — Und nun erkundige man sich einmal nach den Capitalien und Geldern, nach den Zinsen und Renten dieses Reichen, jenes Marquis von

Anglesey, oder eines Demidoff, eines Rothschild oder, wenn man lieber ein Beispiel aus unserem Vaterlande will, eines Fürsten von Taxis, dem man Millionen jährliche Revenueen giebt. Wo hat er sie? Fließen sie alle in seine Tasche? Kommen sie alle zu seiner Person heran? Darf er alle die Tausende, die er, wie man sich ausdrückt, zu verzehren hat, durch seine Kehle jagen? Er ist so weit entfernt davon, daß er von dem größten Theile seiner Hülfsquellen geradezu gar keinen Vortheil verspürt. Seine Capitalien cursiren hier und dort, stecken in Gütern oder schwimmen als Waare auf der See, oder arbeiten in Bergwerken. Der größte Theil des Gewinnstes, den sie erzielen, geht sofort in der Ernährung von hundert Menschen auf, welche dabei thätig waren. Und selbst von der reinen Rente, die sie abwerfen, wird sofort Vieles wieder angelegt, um Verbesserungen zu Stande zu bringen, um eine Erweiterung des Geschäfts zu bewirken, um neue Güter anzukaufen und auf diese Weise wieder mehr Hände in Thätigkeit zu setzen. An dem Orte, wo er wohnt, wie an anderen Orten hat der Reiche seine Verwalter und Cassenmeister, denen Alles zugewiesen wird, die seine Verluste decken, seine Schulden tilgen, seine Gehalte auszahlen. Die meisten dieser Transactionen werden durch Correspondenz, durch Papiere und Wechsel abgemacht. Und so hat denn der Reiche oft nicht einmal das Vergnügen, alle seine Renten in wirklichem Golde und Silber durch seine Hände wandern zu sehen. Mit eigenen Händen berührt er nur einen geringen Theil seines Einkommens, das schon, ehe es zu ihm gelangt, als Abgabe dem Staate überwiesen oder als übliches Geschenk zu den Wohlthätigkeitsanstalten geschickt oder als Gehalt oder Schuld an Diesen oder Jenen ausbezahlt wird, ehe es nur einmal in das Haus oder die Casse des großen Rentiers eingewandert ist.

---

24. Opposition.

Während der ganzen Neuzeit, in welcher uns die Augen für die Vortheile der englischen Staatsverfassung geöffnet waren, haben wir uns daran gewöhnt, in dem Widerstande gegen die Re-

gierung, in der Opposition und Agitation das Hauptlebensprincip der englischen Verfassung zu betrachten.

Es ist nicht bloß den Radicalen und Wühlern, sondern überhaupt allen Menschen eigen, daß sich ihre Sympathieen bei einem Kampfe zweier Parteien mehr der schwächeren als der stärkeren, also mehr der Oppositionspartei als der, welche das Staatsruder in der Hand hält, zuwenden.

Die kühnen Oppositionsmänner werden daher immer bei uns gelobt und gepriesen, und von Jugend auf haben wir fast alle mit Brutus und Thrasibulus, mit den Gracchen, mit Rienzi, Mas Aniello und Savanarola, ja mit allen Volkstribunen und Verschwörern, mit allen O'Connels und Riegos, mit allen Agitatoren und Umsturzmännern geschwärmt und Theilnahme oder Mitleiden für sie empfunden.

Unsere Fürsten sind schuld daran, daß insbesondere uns Deutschen die Opposition so gut gefiel und daß wir gleichsam im Stillen mit sämmtlichen Verschwörern der Erde conspirirten. Während in England die Opposition und Agitation in gewissen Grenzen als nothwendige und gesetzmäßige Bethätigungen des Staats- und Volkslebens betrachtet wurden, wurde bei uns alle Opposition als ein Verbrechen bestraft, unterdrückt, erstickt und vernichtet.

Daher jetzt diese losgebrochene Lust zu opponiren, zu agitiren und darauf los zu stürmen, der wir uns nun um so leidenschaftlicher überlassen, in je engeren Schranken wir uns früher bewegen mußten. Daher denn auch diese Ungeduldigkeit, diese Erbitterung gegen allen Zügel, gegen alles Anhalten von oben. Daher die tolle Idee, die an- und erhaltenden Männer seien Feinde des Gemeinwesens, die Reactionaire Hochverräther am Staate.

Wir begehen nun gerade den umgekehrten Fehler unserer Fürsten, welche in den Oppositionsmännern nur Feinde sahen und keine gemäßigte Opposition zugeben wollten.

In England ist dem Fürsten die Idee ganz fern, daß die Oppositionsmänner seine Feinde seien, so wie dem Volke die Idee fern ist, daß in der Opposition die eigentliche, das ganze Uhrwerk in Bewegung setzende Triebfeder, das eigentliche Lebensprincip des Staats, in dem conservativen Elemente aber nur ein todtes Bleigewicht zu erblicken sei.

Vielmehr sehen die Engländer auf der einen wie auf der anderen Seite eine Triebfeder, ein organisches Leben, Eingreifen und Anschließen, mit einem Worte, zwei strebende Lebenskräfte, die sich

gegenseitig nöthig haben und die Bewegung der Maschine befördern.

Wir Deutschen von 1848 dagegen sehen in allen Conservativen nur todte Rinden und Krusten, die wir zu durchbrechen haben, drückende Bleigewichte, die wir von den Flügeln schütteln müssen.

---

25. Ueberraschungen und Enttäuschungen, welche die Zeitbegebenheiten uns bereiteten.

Unter den vielen überraschenden Erscheinungen, welche die gewaltige Bewegung der Geister in unserer Zeit ans Tageslicht gebracht hat, ist eine der unbegreiflichsten und zugleich betrübendsten die, daß man auf einmal die Gesellschaft an ihren untersten Grundlagen, die uns so fest gegründet schienen, erschüttert, daß man so viele Fundamentalsätze, die wir längst als Urwahrheiten ganz unbestreitbar angenommen glaubten, bezweifelt, angefochten, ja umgestürzt und auf den Kopf gestellt sieht.

Moses kam und lehrte dem Menschen: du sollst nicht rauben. Lykurg, Solon, Romulus und Remus schrieben schon vor vielen hundert Jahren auf ehernen Tafeln die ersten Grundgesetze und Bedingungen des socialen Lebens nieder und deponirten diese Tafeln in dem innersten Heiligthume des Staatsgebäudes, daß sie immer weiter und weiter auf diesen Grundlagen ausbauten.

Sokrates, Plato, Aristoteles traten auf und brachten gleich Prometheus das himmlische Licht unter die Menschen, eruirten die ersten Grundsätze der Philosophie und etablirten die Fundamente der Wissenschaften, die lange Jahrhunderte nachher aus den von jenen Geistern gesteckten Wurzeln fortblühten.

Endlich erschien Christus, und seine Lehre ließ sich wie himmlischer Thau, wie göttliches Manna in die menschliche Seele herab.

Alles, Alles, was die Weisen unter unseren Vorvätern gelehrt haben, haben wir in uns aufgenommen. Nie waren so viele Missionaire und Boten des Worts, nie so viele populaire Autoren, nie so viele Volkslehrer thätig im großen Garten des Herrn, wie in den letzten, neuesten Zeiten.

Ja wir begnügten uns nicht mit den Genien unseres Welt-
theils und ihren Aussprüchen. Unsere, den ganzen Erdglob[us]
umspannenden Verbindungen setzten uns in den Stand, die Weisheit[s]-
früchte in allen, selbst den entferntesten Ländern der Mensch[heit]
zu finden. Wir entzifferten die Hieroglyphen und erschlossen un[s]
die alte, Jahrtausende lang mumienhaft verhüllte, vergrab[ene]
Weisheit der Aegypter.

Wurden nicht Persien und Indien und China von uns durch-
forscht, und trugen wir nicht wie ämsige Bienen den am Ga[n]-
ges, am Tigris, am Jantsekiang aufgespeicherten Honig fleißig [in]
unsere Magazine? Wann waren je Brama und Confutse un[d]
Zoroaster und die Chaldäer und die Magier, deren Lehren u[nd]
Werke in alle Sprachen Europas übertragen wurden, zugleich [mit]
den Regeln und Theorieen unserer eigenen alten Weisen mehr [und]
in weiteren Kreisen bekannt, als eben in dieser unserer argu[s]-
gigen Zeit?

Nie hat es Nationen gegeben, die so auf der Höhe [der]
Menschheit standen, die in dem Grade die ganze Welt übersch[au]-
ten, denen auf dieselbe Weise die ganze Vergangenheit und [Ge]-
genwart sich offenbart hatte, die so tiefe Blicke in das [We]-
sen der Dinge, in die Natur der Sterne, wie in die der T[hier]-
und Pflanzenatome gethan hatten, die in so hohem Grade [die]
Abstufungen aller Bildungen der menschlichen Gesellschaft von [dem]
Zustande eines Neuholländers oder eines Päschärähs herab [über]-
blickten, wie die Franzosen, die Deutschen, die Engländer d[es]
19ten Jahrhunderts.

In der That, oft genug hat man es und, wie es sch[ien],
mit Recht wiederholt, ein Plinius, ein Aristoteles sind in Hin[sicht]
ihrer Aufklärung und ihres Wissens Kinder und Anfänger g[egen]
den Simpelsten unter uns. Ein Sokrates könnte mit Vor[theil]
bei einem unserer Gymnasiasten in die Schule gehen. Die [gro]-
ßen Geister der Vorzeit, wenn sie wieder aufständen, würden
unter uns wie Zwerge im Lande Brobdignac einherbewegen.

Vor allen Dingen rühmten wir uns, daß die Vern[unft],
der gesunde Menschenverstand, bei uns mehr Fortschritte als
zuvor gemacht habe. Sprachen wir nicht zuweilen von dem [phanta]-
sievollen" Alterthume, von dem „romantischen" und „phant[asti]-
schen" Mittelalter, von der „pedantischen," „vorurtheilsvoll[en]"
„abergläubigen" Zeit unserer Väter, wie gereifte Männer [...]

ihrer albernen und irrthumsvollen Jugend und Kindheit? Nannten wir unsere Zeit nicht vorzugsweise die „gereifte," die „intelligente," die „aufgeklärte?" Hielten wir uns nicht für so recht verständige und ganz prosaische, vernünftige und klugberechnende Alltagsmenschen und glaubten wir unseren Zeitgeist nicht, wenn vor irgend etwas, vor Extravaganzen und vor Schwärmereien so sicher, wie einen Körper mit gesunden Säften vor Geschwüren?

In allen früheren Perioden der Geschichte standen die aufgeklärten Männer, die denkenden Köpfe isolirt da, wie einzelne Sterne im dunkeln Himmelsraume. Finstere unwissende, abergläubige, schlummernde Massen ohne Bewegung umgaben sie. In keiner Zeit hatte man so viel gethan für Ausbreitung des Lichtes und der Civilisation in weiten und stets weiteren Gebieten. Die Wissenschaften hatten die Zauberkreise der Mysterien, die man ehemals um sie zog, gesprengt und waren Allen zugänglich geworden. Bildung der Massen, Volksbelehrung, populaire Kenntniß, allgemein verständliche, klare Mittheilung der Lehren, das war unser Ziel, darnach ein allgemeiner Ruf. Und wahrlich, nicht bloß unser müßiger Ruf. Wir thaten auch dazu, wir opferten dafür, und was seit funfzig Jahren dafür geschah, erschien staunens- und lobenswürdiger, als was ehemals lange Jahrhunderte in dieser Beziehung ausgeführt hatten.

Wer vermag es, alle die Anstrengungen von tausend Privaten, alle die heilsamen Maßregeln der Regierungen, die ganze Thätigkeit der Presse in dieser Richtung zu überschauen? Zum ersten Male, so lange die Welt steht, war auch jetzt erst eine solche Thätigkeit möglich. Jener starke Hebel der Ausbreitung der Volksbildung, die Presse, war immer mächtiger geworden, sie schien als ein wohlthuender Riese dazustehen. Sie vervielfältigte die Schriften mit einer nie gekannten Rapidität, und indem sie den Preis jener sonst so kostbaren Waare, die man ehemals mit Gold aufwog, so weit herabbrachte, daß man sie auf dem Markte für ein geringfügiges Opfer erkaufen konnte, wie die alltäglichsten Producte des Ackers, indem sie mit einem Worte die Pfennigliteratur erfand, machte sie die Quellen der Weisheit selbst den Armen und Bettlern zugänglich.

Bis in die untersten Regionen der Gesellschaft träufelte nun das köstliche Naß herab. In tausend Canälen rieselnd und verbreitet, wie die befruchtende Welle des Nils, wurde es zu jedem

Acker, zu jedem Baume geführt, und jedes Pflänzchen fühlte sich — so hofften wir im Stillen — durch den Balsam erquickt, gelabt, gestärkt und mußte — so glaubten wir — in diesem Bade gesunden.

Es war unsere Zeit nicht das Zeitalter der resultatlosen Dialektik und der unergiebigen Sophistik, die im Mittelalter so vielen Leuten die Köpfe verwirrten. Wir hatten auch wenig Neigung zu wolkigen, platonischen Speculationen, denen zu einer anderen Zeit die ganze gebildete Welt sich hingab. Wir waren nicht so dogmatisch wie das 16te und 17te Jahrhundert, nicht so theoretisch und philosophisch wie das 18te Jahrhundert. Wir waren Freunde des Praktischen und Factischen geworden. Wir überließen uns ungern „müßigen" Speculationen, wir wollten „Anwendbares," „Nützliches."

Mathematische, physikalische, naturhistorische Wissenschaften, alle sciences exactes, das waren unsere Lieblingsstudien, und dieß waren in der That lauter nicht berauschende, sondern eben auf die vernünftigste Weise entnüchternde Studien. Den Naturwissenschaften wurde in unserem ganzen Unterrichtswesen ein größerer Platz eingeräumt, ganze Classen von neuen Schulen, die Realschulen, die Bürgerschulen, die technischen Bildungsanstalten, tauchten auf, die vorzugsweise Naturgeschichte, Chemie, Physik, Mathematik zu den Hauptgegenständen des Unterrichts machten. Die alten Gymnasien und Lyceen mit ihrer „unpraktischen antiken Mönchsweisheit" wurden in immer engere Kreise gewiesen.

Eine lebhafte Begierde nach Naturkunde schien sich der Massen bemeistert zu haben. Man sehe nur die Volksjournale, die Pfennigmagazine, die Nationalkalender unserer Periode an, überall nehmen die Nachrichten, Belehrungen und Bilder aus den Reichen der Natur einen bedeutenden Platz ein.

Man hat die Menschen von jeher vor müßigen Speculationen, vor Beschaulichkeit und vor dem Versinken in der Atmosphäre der eigenen Seele gewarnt.

Kant selbst, ein großer Philosoph sagt, es lauere ein Vulkan in unserer eigenen Brust, in den wir leicht hinabstürzten, wenn wir uns von der Außenwelt, von der Welt der Erfahrungen, zu sehr abzögen, es gingen von der goldenen Himmelsstraße der Contemplation und der inneren Reflexion Nebenwege ab, die direct ins Irrenhaus führten. Die Tollhäuslereien und Schwär-

mereien früherer contemplativer und beschaulicher Zeiten haben dieß genugsam bestätigt.

Aber wir Kinder des 19ten Jahrhunderts schienen ja von dieser Contemplation und ihren Nebenirrwegen so fern als möglich zu sein. Wir hatten ja sehr Wenige unter uns, die sich der gefährlichen Abgezogenheit von der Außenwelt und dem Abstracten und Unsichtbaren ergaben. Wir waren ganz der Außenwelt zugewandt, und so wie außer uns die Natur mit ihren sichtbaren Erscheinungen, so interessirte uns auch beim Menschen weit mehr sein sichtbares Auftreten in der Welt als die Speculationen über seinen Geist und dessen Zusammenhang mit der Geisterwelt. Wir cultivirten die Erfahrungsseelenlehre, die Anthropologie und vor allen Dingen die Geschichte des Menschengeschlechts.

Nie war man so bestrebt, die Geschichte auf solide Grundlagen zu legen, wie jetzt. Man hat in den letzten dreißig Jahren für kritische Sichtung, Auswahl und Publicirung historischer Documente und Monumente mehr gethan als je zuvor. Man hat auch gleich die aus dieser Sichtung gewonnenen Resultate zusammengefaßt, und alle Völker Europas, die Russen sogar und die Türken, haben in dieser Zeit ihre vortrefflichen fleißigen Geschichtschreiber gefunden, die wetteifernd, Guizot besser als Michelet, Macaulay besser als Hume, Polewoi besser als Karamsin, zu wiederholten Malen die Geschichte ihrer Völker vortrugen.

Und nicht nur die Völker Europas, die Briten, die Schotten, die Dänen, die Schweden, die Deutschen, die Böhmen, die Ungarn bis zu den Serben und Kroaten und Albanesen herab, haben in dieser Zeit ihre Geschichtschreiber erhalten, nicht nur haben wir selbst die einzelnen Branchen der Geschichte unseres Welttheils verfolgt und mit der Leuchte der Kritik und Forschung erhellt, die Geschichte jedes Städtebündnisses, jedes Ordens, jeder Gesellschaft, jeder Literatur, jeder Wissenschaft, jeder Erfindung, — nein, unser Streben war so historisch, so forschend nach den Ursachen und Quellen aller Dinge, daß bei jeder, selbst der unbedeutendsten Erscheinung nicht etwa bloß von den wenigen neugierigen Forschern, sondern von dem ganzen wißbegierigen Publicum nach ihrem Causalnexus, nach ihrer Vergangenheit gefragt wurde. Wir waren, so zu sagen, ganz mit historischem Sinn erfüllt. Kein neuer Mann wurde genannt, ohne daß man nach seinen Antecedentien fragte, und es mußte eine Biographie von ihm da sein.

Man denke nur an die vielen „Galerieen der Zeitgenossen," an die zahlreichen biographischen Lexikons, die fürs Publicum zusammengetragen wurden. Soll ich der zahllosen Reihe zum Theil trefflicher Biographieen erwähnen, die allein zwei französische Schriftsteller unserer Zeit, Walkenaer und Capefigue, in die Welt schickten? Unsere Journale waren sonst bloße Kramladen für Neuigkeiten. Jetzt durfte fast kein neues Factum erwähnt werden, dessen Vorläufer man nicht bezeichnete, dessen Ursachen man nicht ergründete, dessen Folgen man nicht andeutete. Unsere Journalisten mußten Geschichtschreiber werden, und unsere Geschichtschreiber ließen sich unserem historischen Drange zu Liebe herab, Journalisten zu werden. Wurde je die Tages- und Wochengeschichte so brillant geschrieben wie in unserer Zeit? Welchen Aufwand von Eloquenz, von Verstandesschärfe, von Kenntniß und Kritik bei jedem Ereigniß, das von tausend Historikern und Publicisten hin- und hergewandt und gedreht wurde, wie von den prüfenden Juwelieren ein Goldstück! Ja selbst die außereuropäischen Völker, wie fleißig, wie unermüdet drangen wir in die Labyrinthe ihrer Geschichte ein. Was Engländer, was Franzosen und Deutsche für die Geschichte Aegyptens und Indiens, Mexikos und Perus, Chinas und der Mongolei thaten, ist es nicht allgemein bekannt, und sollen wir an die Namen Prescott, Gutzlaff, Denon, Schlegel, Wilken, Remusat und hundert andere erinnern?

Und blieben etwa die Namen dieser Männer und ihre Werke in dem Dunkel der Klöster und verschlossener Bibliotheken versteckt? Kamen sie nicht vielmehr alle auf den großen Markt der Welt? Gingen sie nicht alle so zu sagen in das Fleisch und Blut des ganzen lesenden Publicums über?

Mit einem Worte niemals, so schien es, schritt die ganze Menschheit mit einem so hohen Grade von Selbstbewußtsein weiter; niemals war uns der Zusammenhang unserer eigenen Gegenwart mit der ganzen Vergangenheit, unseres eigenen beschränkten Theaters mit dem ganzen großen Schauplatze der Begebenheiten so klar wie jetzt. Sonst kamen die Begebenheiten der unhistorischen Menschheit wie ein Gewitter über Nacht. Jetzt — so schien es — gingen alle Entwickelungen im Lichte des Tages vor sich.

Auch die Begierde, die das ganze europäische Publicum nach

Reisebeschreibungen geäußert hat, möchte ich als eines der Zeichen anführen, daß wir nach Facten, nach praktischer Belehrung, nach Resultaten der Erfahrung begieriger waren als nach Speculationen und Contemplationen.

Nie hat der Menschheit ein solches Heer von Länder und Völker beschreibenden Touristen und Reiseschriftstellern zu Gebote gestanden wie jetzt. Nie haben sich so viele Menschen, ihre engen Stadtmauern und Provinzgrenzen, in denen sonst sich ihr träumendes Leben abspann, verlassend, von dem Zuge nach Belehrung und Erfahrung fortgerissen, auf die Wanderung begeben. Wir wollten Alles selbst schauen, wie ungläubige Thomas Alles mit eigenen Händen betasten, und wo wir das nicht konnten, wollten wir wenigstens Augenzeugen vernehmen und abhören, und diese Augenzeugen, wenn sie uns gefallen wollten, mußten scharf gesehen haben, mußten genau und en détail darstellen. Die praktischen Engländer führten in dieser wie in so vieler anderer Hinsicht den Reigen an. Wir Anderen folgten ihnen gern, selbst wir philosophirenden Deutschen, welche die Fremden bisher die „träumende Nation" nannten, wir näherten uns mehr als je dem, was die Engländer practical knowledge heißen.

Wie wir in unseren Schulen, unseren Schriften, unseren wissenschaftlichen Bemühungen mehr das Vernünftige, Praktische und Nützliche erstrebten, so gab sich bei uns auch in Religion und Moral eine Tendenz kund, die weniger auf das Speculative und Dogmatische als auf das Praktische gerichtet war.

Wir waren den dogmatischen Streitigkeiten des Mittelalters ganz abgeneigt. Der Protestantismus und seine Rückwirkungen auf die katholische Kirche hatten uns in dieser Hinsicht mit Toleranz und zum Theil auch mit Indifferenz erfüllt.

Ein geläutertes Christenthum hatte sich durchgearbeitet und schien trotz den beiden extremen Ausartungen Rationalismus und Pietismus immer weiter um sich zu greifen. Das geläuterte Wort Gottes wurde überall immer mehr ohne alle Beimischung theologisch-menschlicher Weisheit überliefert. Immer mehr, sogar unter den Katholiken, hielt man sich an die reine Christuslehre, an das Evangelium selbst. Die Bibel wurde eifriger als je verbreitet, und vermuthlich war im Jahre 1848 dieser Schatz der Seele in zahlreicheren Exemplaren vorhanden und befand sich in den Hän-

den von mehr Menschen als zuvor in irgend einem anderen Jahre nach Christi Geburt.

Auf die in der Christuslehre enthaltene praktische Moral wurde von allen Seiten mehr Gewicht gelegt als auf die in ihr angedeutete Vorstellungsweise von der überirdischen Welt und die in ihr niedergelegte Glaubenslehre. Die Apokalypse, an der sich einst im Mittelalter so Viele vergebens den Kopf zerbrachen, ließen wir auf sich beruhen; wir ließen, wenn ich so sagen darf, der Gottheit ihre Geheimnisse, im Allgemeinen damit zufrieden, daß sie nichts Anderes als ein allmächtiges, allgütiges und gerechtes Wesen sein könne, und die ewig uns verborgenen Mysterien ihrer Existenz strebten wir so wenig zu enträthseln, wie bei unseren Naturforschungen, wo wir mit der Zerlegung der Erscheinungen zufrieden waren, den Quell und das Princip des Lebens.

Wir glaubten auf diese Weise endlich zum ächten und wahren, praktischen Christenthume gelangt zu sein. Wir glaubten nun christlicher, moralischer, gesitteter, humaner als je zuvor geworden zu sein. „Humanität,“ „Gesittung,“ das waren ja unsere Lieblingsworte, die in tausendfachem Echo unter uns erschollen. Wie wir unsere Zeit das Zeitalter der Aufklärung nannten, so hielten wir sie auch für das Zeitalter der Humanität. Wie Vernunft und klarere Begriffe, so glauben wir, seien auch mildere Sitten, selbst bis zu den rohesten Elementen der Gesellschaft durchgedrungen.

Alle öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten wurden reformirt und verbessert, viele neue, früher nicht existirende Arten derselben erfunden und hinzugefügt. Bloßer Glaubenseifer, Frömmelei und Pietismus wurden mehr als je getadelt, Werkthätigkeit dagegen und wohlthätiger Sinn mehr als je gepriesen. Selbst in dem Wiederaufblühen des Ordens der „barmherzigen Schwestern,“ bei dem sichtbaren Absterben der bloß auf Gebet und Beschaulichkeit gerichteten Orden, konnte man ein Zeichen der praktischen Richtung unserer moralischen Tendenzen erkennen. Wir bemerkten in aller Herren Länder eine entschiedene Abnahme der Zahl grober und roher Verbrechen, blutiger Attentate, selbst in Italien und Spanien eine Verminderung der Rache- und Raubmorde.

Mit dieser wirklichen oder geglaubten Verminderung der groben Verbrechen entwickelten sich denn auch die Tendenzen zur

Milderung der Strafen und zur Humanisirung der öffentlichen Racheübung.

In allen Ländern wurde gegen die Reste der Prügelstrafen, in England gegen den Strang, in Belgien und Frankreich gegen die Todesstrafe gesprochen, geschrieben, discutirt und decretirt. Sogar in Rußland wurden die Strafen der Knute und des Stocks gemindert.

In immer mehr Ländern wurde die Prügelstrafe ganz abgeschafft, in einigen auch die Todesstrafe. Es schien ein tiefer Abscheu gegen das Blutvergießen in uns Wurzel zu fassen. Auch gegen den Zweikampf, als einen abscheulichen, aus dem Mittelalter überlieferten Mißbrauch, wurden überall Gesellschaften gestiftet, in denen man gegen ihn agitirte und schrieb.

Der Krieg, als die großartigste Weise des Blutvergießens, kam natürlich auch bei uns in großen Mißcredit. In Spanien, in Polen, in Griechenland, in Algerien witterte es zwar immer etwas. Allein diese Länder lagen uns civilisirten Centraleuropäern doch schon ferner. Auf ganz Mitteleuropa, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Skandinavien, Italien ruhte sanft schlummernd und uns selber in Schlummer wiegend ein dreißigjähriger goldener Friede. Unsere Völker wurden des Kriegshandwerks völlig entwöhnt, unsere Augen und Ohren des Blutvergießens. Wie lebhaft wurde nicht jeder blutige Kravall, jeder Mord, den etwa die nimmer ruhenden, unglücklichen zugleich und rachelustigen Irländer verübten, im ganzen civilisirten Europa besprochen. Welches Schrecken erregte nicht unter uns allen der kleine Bürgerkrieg, den die Freischaaren in der Schweiz vor ein paar Jahren anfingen, der erste blutige innere Zwiespalt auf mitteleuropäischem Boden seit langer Zeit.

Hoffentlich, so dachten wir, sind alle diese vereinzelten blutigen Scenen und explodirenden Kriegsblitze um uns her nur Nachzügler aus einer barbarischen Zeit, wo Gewalt und Faustrecht galten. Wir unserer Seits sind in eine neue Zeit getreten, in der die Völker die schöne Bahn des friedlichen Fortschritts wandeln und in der alle Differenzen durch die sanften Mittel der Rede, der Discussion und Diplomatie ausgeglichen werden.

Solche glänzende Erwartungen, solche süße und schmeichlerische Träume, deren Reife die Brutwärme des langen und bequemen Friedens begünstigte, waren ohne Zweifel die Veranlassung dazu, daß am Ende in Frankreich und England eine nicht

geringe Anzahl von Anhängern der ganz neuen Lehre vom ewigen Weltfrieden zu einer Gesellschaft zur Abschaffung des Krieges unter den Menschen zusammentrat. So groß war unsere Zuversicht zur allgemeinen und durchgreifenderen Humanisirung des Menschengeschlechts, so tief waren wir in liebliche Träume eingewiegt, daß wir in vollem Glaubensernste an den Verhandlungen dieser Gesellschaft Theil nehmen konnten und daß diese Gesellschaft eine Menge Proselyten und Anhänger unter uns zu gewinnen vermochte.

Eben diese Träume und Erwartungen, eben dieß Gefühl der Sicherheit und Ruhe, dieser Glaube an die Unmöglichkeit des Krieges, der bloß daher entstanden war und sich festgesetzt hatte, weil der Krieg so lange nicht da gewesen war, — wird es uns doch auch schwer, an die Möglichkeit schlechten Wetters zu glauben, wenn es nur vierzehntägigen Sonnenschein gab, — eben alle diese lieblichen Täuschungen, sage ich, waren es auch, die in solchen poetischen Menschen wie Lamartine und in dieses Dichters berühmtem Programme von der „Brüderlichkeit aller Menschen und Völker" und von der „friedlichen Ausstrahlung der Ideen und Revolutionen" zu besonders gleißnerischer Blüthe gelangten.

Allein wie entsetzlich war unser Erwachen aus allen jenen Träumen, wie niederschlagend waren unsere Enttäuschungen, wie traurig für den Freund des gesunden Menschenverstandes, den Verehrer der Wissenschaften, den Anhänger eines geläuterten Christenthums, den Beförderer der Humanität und der Moralität alle die furchtbaren Erfahrungen und „Enthüllungen," welche die Ereignisse herbeigeführt und die allen unseren schönen Erwartungen Hohn gesprochen haben! — Nüchterner, besonnener und selbstbewußter als je zuvor waren wir auf der großen Straße der Zeit dahingewandelt. Umsichtig, aufmerksam, alle Zeichen des Jahrhunderts mehr als je beachtend, mit historischem Sinne hatten wir uns und die ganze Welt im Zusammenhange beobachtet.

Und doch konnte geschehen, was Niemand erwartete, was auch nur Wenige wollten; plötzlich und ohne daß wir die geringste Ahnung davon gehabt hätten, that sich der Abgrund der Republik vor unseren Füßen auf, in den Frankreich wider seinen Willen hinabtaumelte und zu dem es seine Nachbarstaaten mit hinabzureißen drohte.

Zwar waren wir uns wohl bewußt, daß Erschütterungen und Umwandlungen bevorständen, aber wir glaubten eben daher, die Uebergänge würden leicht, langsam und allmälig sein, wie es bei gebildeten, verständigen, civilisirten, humanen Völkern sich ziemt. Ganz aber wider unseren Glauben und unser Begreifen waren die Stöße heftig und im höchsten Grade schmerzlich. Hatte nicht die Freiheit schon so lange gedämmert, waren ihr nicht bereits so zahlreiche Opfer gebracht worden, hatten wir nicht schon viele ihrer Vorläufer bei uns aufgenommen, war nicht der Weg ihr schon von allen Seiten angebahnt? Konnte man nicht denken, daß wir, die wir schon die Wassertaufe empfangen, die wir schon den Prediger in der Wüste vernommen hatten, nun die Feuertaufe des Welterlösers selber leichter ertragen, überwinden und als stärkendes Herzenslabsal in uns aufnehmen würden?

Woher gewannen wir diese Ungeduld, diese Heftigkeit und Bitterkeit, die Einen in unmäßigem Begehren, die Anderen in starrem Widerstreben, da uns doch eine hinreichend lange Frist zur Ausgleichung unserer Gefühle und Bestrebungen gegeben war?

Da zu unserer Zeit in jedem Staate zehnmal mehr denkende Männer, zehnmal mehr Wächter des Capitols vorhanden waren als in irgend einem der früheren Zeitabschnitte, so mochten wir uns wohl für ganz besonders wach halten. Und doch wurde je ein Volk so überrascht wie die Franzosen in den Februartagen 1848. Im vorigen Jahrhundert gingen die Franzosen im Laufe von drei Jahren von Stufe zu Stufe, aus einem absoluten Königthume zu einem beschränkteren, dann zu einem gänzlich gelähmten und endlich zur Republik über. Dieß begreift sich. Aber wie verträgt sich die Erscheinung, daß vierzig Millionen französische Royalisten auf einmal von einer kleinen, in der letzten Zeit sogar ganz vergessenen Partei überrascht und ganz ohne ihr Zuthun, ganz wider ihren Willen, ganz gegen ihre Neigung in ebenso viele Republikaner verwandelt wurden, mit der Voraussetzung von der Zunahme unseres historischen National- und Selbstbewußtseins?

Kleine, innerhalb der Mauern einer Stadt eingeschlossene Staaten haben zwar oft die Farbe gewechselt, sind von der Alleinherrschaft zur Demokratie oder umgekehrt von dieser zu jener plötzlich übergegangen. Aber bietet die Geschichte der Welt irgendwo, selbst die Geschichte der unmündigsten und dunkelsten Jahrhunderte ein Bei-

spiel, daß vierzig Millionen Menschen auf einmal über Nacht die Farbe wechselten, daß ein ganzes großes Land und Volk wie ein Federball plötzlich von dem einen Extrem zum anderen hinübergeschleudert wurde, daß sie alle vierzig Millionen zusammen, wie auf ein verabredetes Zeichen, einen Schritt thaten, den sie gar nicht thun wollten und der sie einige Augenblicke nachher wieder gereute, daß ein ganzes, altes, mächtiges Reich gleich einem seiner Sinne Beraubten zu taumeln anfing und in einen Abgrund stürzte, aus dem es alsbald die Hände zur Rettung flehentlich emporstreckte? Don Quixote nahm Mühlen für Menschen, Bauerndirnen für Prinzessinnen, Kneipen für Paläste, Wirsteneien für Hesperidengärten an, man begreift dieß leicht. Don Quixote war ein einzelner verrückter Tropf.

Hielt man es aber bisher für möglich, daß auch ganze Nationen in Donquixoterieen verfallen könnten? War es glaublich, namentlich, wie gesagt, in unserer Zeit der Mündigkeit der Völker glaublich, daß ein so gebildetes Volk wie die Franzosen, von einer kleinen Partei von Enthusiasten verblendet, bezaubert, am Gängelbande geführt, sich wie Don Quixote erheben, unter dem republikanischen Nebel ein reizendes Land, einen Hesperidengarten vermuthen, ohne Weiteres mit Eisenbahneile seine Reise in dieses Paradies antreten und dabei sich so täuschen konnte, daß es sich, statt in einem schönen Lande aufgenommen, plötzlich in ein stürmisches Meer gestürzt sah, in welches es nun, von Angst und Furcht erfaßt, wieder nach einem Schatten, nach einem bloßen Namen, nach einem Worte, nach Louis Napoleon, wie ein Untersinkender nach einem Strohhalm hascht?

Werden sich die Weisen der Zukunft nicht vergebens den Zopf zerbrechen, um sich ein so unerwartetes Phänomen zu erklären?

Und das Schauspiel, welches wir Deutschen im vorigen Jahre gaben, ist es nicht ein ebenso unerhörtes und unerwartetes? Stimmt es besser mit den Erwartungen, die wir von einer Nation, die als so sinnig, bedachtsam und verständig gelobt war, hegen konnten, besonders in einer Zeit hegen konnten, die, wie gesagt, sich so selbstbewußt, so mündig glaubte?

Man mag ein Eichhörnchen ohne Schaudern leicht die höchsten Gipfel der Bäume erklimmen sehen. Aber welche Gefühle müssen uns ergreifen, wenn wir auf einmal ein so vielgliederiges,

unbehülfliches Megatherion, wie es eine so große bunt zusammengesetzte Nation wie die deutsche ist, sich in Bewegung setzen sehen, um auf Gemsensteigen zu wandeln und gleich den Vögeln in der Luft zu fliegen?

Man nennt die Knaben unmündig, eben weil sie extravagant und unmäßig sind, weil sie Schwieriges für leicht, Unmögliches für thunlich halten, weil sie sich rasch von Anderen hinreißen lassen und den Schwerpunkt einer festen Stellung noch nicht in ihrem eigenen Herzen gefunden haben. Wir nannten uns mündig oder wenigstens hielten wir uns für mündiger, als wir je gewesen, eben weil wir mäßiger, bedachtsamer, erfahrener geworden. Man konnte erwarten, wir würden nur mäßige Schritte, diese aber auch um so sicherer und fester thun, wir würden unsere Handlungsweise selbst und mit Erwägung unserer besonderen Bedürfnisse und Verhältnisse bestimmen.

Und was geschah uns? Wenn man anblickt, was geschah, so möchte man fragen, ob etwa der neckische Kobold Rübezahl seine Hand bei uns im Spiele gehabt habe.

Gleich einem Bienenvolk gerieth die ganze deutsche Nation in schwärmende Bewegung, nicht wie von einem klaren Gedanken, sondern wie von einem wilden Naturtriebe erregt. Sich selbst vergessend, seine Kräfte, seine eigenen Neigungen und alten tief eingewurzelten Triebe verkennend, seine Geschichte, alle seine Antecedentien mißachtend, erhob sich das Volk, und nur auf Fremdes blickend, lief es den Franzosen nach, die ihrer Seits von einigen Phantasten geleitet wurden.

Wie gesagt, man nannte unser Zeitalter ein bloß auf das Praktische gerichtetes, verständiges und prosaisches. Ja, wenn man ihm einen Vorwurf machte, so war es wohl der, daß es zu wenig romantisch, zu sehr prosaisch sei. Manche hielten es gar für ganz übervernünftig und nannten es wohl schon ein Greisenzeitalter. Wenn ein solches Zeitalter Gelegenheit bekommt, sich selbst zu bestimmen, so müssen ohne Zweifel recht verständige, recht praktische, ganz prosaische Männer, vielleicht die Greise, die erfahrenen „Seniores," die „Grauen," an die Spitze kommen. Dieß konnte man mit Recht erwarten.

Was mußten wir aber erleben?

Fast überall brachte unsere prosaische Zeit bei der ersten Bewegung die Gewalt in die Hände der Poeten und der Knaben.

In Frankreich entzog man seinen poetischen Meditationen einen Mann, der durch alle seine früheren Kundgebungen genugsam bewiesen hatte, daß er die Welt und die Dinge nichts weniger als in dem wahren und prosaischen Lichte der Tagessonne, sondern vielmehr Alles, den Orient und Occident, Frankreich, die ganze Menschheit und auch sich selbst nur in der prachtvoll gefärbten Beleuchtung seiner rosenfarbenen Phantasie zu erblicken vermöge.

Diesen bei aller Edelmüthigkeit seiner Gefühle, bei allem Feuer seiner Beredtsamkeit, bei aller Zartheit seiner Empfindungen gewiß doch höchst unpraktischen, höchst phantastischen, höchst extravaganten Mann, in dessen ganzem Wesen wie bei einem prächtig bewimpelten Schiffe, dessen Kiel unrichtig gebaut ist und das die See nicht steif hält, etwas Verschobenes, etwas Grundverkehrtes nicht zu verkennen ist, in dessen großem edlen Auge wie in einem falschgebauten Teleskope sich alle Dinge zwar sehr schön, sehr prächtig und groß, aber doch auch sehr wolkig und nebelig, sehr schief und verschoben darstellen, diesen poetischen Mann, sage ich, entzogen die Strömungen unserer „praktischen" Zeit seinen Contemplationen und stellten ihn an die Spitze des Steuerruders des Staats und mit ihm eine Menge Männer gleichen Gelichters — Poeten, Literaten, Autoren, Gelehrte, Journalisten u. s. w.

Wie in Frankreich, so kamen auch in Deutschland die Dichter, die Literaten, die Geschichtschreiber und Professoren zusammen, um einen Dichterwettkampf zu begehen? — nein! um an dem Staatsschiffe zu bauen, um es vom Stapel zu lassen und zu bemannen.

Und dasselbe geschah fast in allen Ländern. Ueberall derselbe Irrthum, dieselbe merkwürdige Täuschung.

Da man diese Zeit für so verständig hielt, daß man sie, wie gesagt, oft überverständig und greisenhaft schalt, so hätte man eher vermuthen sollen, daß sie den Fehler begehen würde, die gealterten ehrwürdigen Häupter aus ihren Verstecken zu holen und ans Ruder zu bringen. Statt dessen aber sahen wir fast überall die Greise vor dem Gewitter auf der Flucht. Dagegen kam überall die Jugend, die ganz junge, ganz unmündige Jugend, nach oben, und wir mußten es in dieser Zeit der Mündigkeit erleben, daß in Frankreich die Schüler des polytechnischen Instituts bei der Regierung die Haupthelfer waren, daß in Oesterreich, in dem al-

ten ehrwürdigen Oesterreich, die Studenten der Aula eine Zeit lang das Regiment führten und daß auch in Deutschland, wie in Italien, wie in Dänemark die Zwanzigjährigen leichtfertigen Muthes und mit dem größten Selbstvertrauen die Sitze einnahmen, auf welche sonst wohl ein Nestor mit bescheidenem Zagen sich niedergelassen hätte.

Man begreift es allgemein, daß ein gelehrter Mann sehr nützliche und treffliche Werke über Seefahrt und alle nautische Angelegenheiten schreiben kann, ohne deßwegen die körperliche Gewandtheit, die harten Hände, die Charakterzähigkeit, die muthige Geistesgegenwart zu besitzen, welche dazu gehört, um als Capitain ein Schiff zu commandiren, als Steuermann es zu leiten, ja daß Einer die ganze Seefahrtskunde trefflich kennen, auseinandersetzen und lehren kann, ohne auch nur einmal einen guten Matrosengehülfen abzugeben.

Unser „intelligentes“ Zeitalter hätte es längst wissen können, daß dieß von der Steuermannskunst des Staatsmanns und Politikers ebenso gilt, wie von der des Schiffers und Kaufmanns. Aber sie hat es nicht beachtet. Sie hat es wunderbarer Weise zugelassen, daß in Frankreich ein Mann wie Louis Blanc, der als Geschichtsschreiber seines Landes nicht unberühmt ist, die Feder mit dem Staatsruder vertauschte, daß in Deutschland, in Oesterreich, in Italien, überall Professoren, Literaten, Journalisten, Redacteure sich in Regierungsangelegenheiten mischten. Dieß ist ein ganz unerhörter, ein noch nie dagewesener Irrthum.

Die phantasievollen Griechen, welche die Kunst und Poesie über Alles verehrten, haben dieß nie gethan. Sie sandten ihre Herodots und Sophokles wohl zu den Olympischen Spielen, aber sie stellten sie nie als Minister oder Archonten an. Dazu hatten sie ganz andere Männer. Sogar das romantische Mittelalter ließ es nie zu, daß seine Troubadours an die Spitze der Staatsverwaltung traten.

Vor allen Dingen hatten wir uns viel mit den nationalökonomischen Doctrinen beschäftigt. Man kann sagen, diese Wissenschaften waren gerade unser Lieblingsstudium geworden. Say, Smith und viele andere aufgeklärte Männer hatten hierüber die treff-

lichsten Werke geschrieben, die vernünftigsten Systeme entwickelt, die klarsten Gedanken producirt, und alle Resultate ihrer Forschungen waren in weiten Kreisen verbreitet, hatten allgemeine Anerkennung und Beachtung gefunden, waren scheinbar tief in die Massen eingedrungen. Man konnte mit Recht glauben, daß sie viele Fragen für immer beantwortet, daß sie viele Räthsel für immer beseitigt, daß sie uns vor einer Menge falscher Schritte für immer bewahrt hätten.

Und dennoch war es möglich, daß gerade unsere nationalökonomische Zeit einen solchen Unsinn gebären konnte, wie das Arbeitssystem der Herren vom „droit du travail", daß eine solche finstere Wolke wie diese an unserem klaren Himmel aufsteigen konnte, die noch dazu nicht etwa aus dem finsteren Kopfe der Massen hervorstieg, sondern von denen, welche sich besonders aufgeklärt nannten, welche für Beobachter des Menschengeschlechts, für Historiker galten, herangeführt wurde. Ist je selbst einer Zeit, wo der Name Nationalökonomie nicht einmal genannt wurde, ein solcher Unsinn, gegen den sich der einfachste Menschenverstand empört, eingefallen?

Nie gab es so viele kleine Besitzer, Capitalisten und Eigenthümer in Frankreich und Deutschland, überhaupt nie in der ganzen Welt war die Masse der Menschen so zahlreich, welche sowohl eines gesicherten kleinen Eigenthums sich erfreuten, als auch die Vortheile und den Segen des Eigenthums praktisch zu empfinden im Stande waren. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts strebte man ja in ganz Mitteleuropa dahin, das Eigenthum unter möglichst viele Bürger zu vertheilen, es von allen Communlasten, allem feudalistischen Zwange und allen Regalien zu befreien und es als vollkommen unabhängiges Eigenthum hinzustellen.

Und gerade jetzt in dieser Zeit der freien Eigenthümer erhebt sich, als müßte jeder Strom in der Welt seinen Gegenstrom hervorbringen, eine wunderliche und verkehrte Lehre, wie sie kein früheres Jahrhundert erzeugt hat, die wahnsinnige Lehre der Communisten, die weder in Rom, noch in Griechenland, noch in Aegypten in dieser Art, mit solcher Keckheit, mit gleicher Verkehrtheit und —

unerklärlicher Weise auch weder hier noch dort mit einer gleichen Ernte von Beifall und Anhängern auftraten.

Man möchte im Hinblick auf solche Geister, wie unsere prosaische Zeit sie erzeugte, sagen, daß wir Lybien noch übertreffen, welches doch bei den Römern dafür bekannt war, daß es durch immer neue und unerhörte Wunderausgeburten überrasche.

Das Mittelalter mit seinen Klöstern, seinen Allemenden, seinem zahllosen Genossenschaftsvermögen, seinem Feudalnexus, seinen Regalien und seinem höchst geringen Allodialvermögen war unvergleichlich viel communistischer als wir, und da scheint für einen Fourrier, einen Pierre Le Roux und einen Proudhon eine viel günstigere Zeit gewesen zu sein.

Wir Kinder der Neuzeit hatten längst das Unbequeme und Schädliche jenes mittelalterlichen Communismus gefühlt und uns allmälig aus allen seinen Banden befreit, und eben nun, da wir alle jene Knoten gelöst, alle jene Allemenden aufgebrochen, alle jene Genossenschaften gesprengt haben, thut sich hinter uns der weite Rachen eines ganz neuen, eines ganz unerhörten, eines nie dagewesenen Communismus auf, um auf seine Weise wieder Alles zu verschlingen.

Nie war die Welt voller von Geschäftsmännern und klug berechnenden Speculanten als eben jetzt. Kaufmännische, industrielle Speculationen erfüllten ja aller Menschen Köpfe. Ja wie viele Beschäftigungen, die sonst ein Gegenstand bloßer Begeisterung waren, sind jetzt ein Gegenstand der Speculation geworden. In der That, wenn irgend etwas, so müßte, wie es scheint, die Welt jetzt klug und nüchtern zu berechnen verstanden haben. Wenn irgend etwas, so sollte man jetzt die Vortheile des gesicherten Eigenthums, die Wohlthaten, welche fest niedergelegte Capitalien verbreiten, das Wesen des Credits zu verstehen geeeignet sein. Wie viel hat man unter uns in den letzten Jahren nicht über Credit und Capital gelehrt und geschrieben. Man sollte denken, wenn irgend welche Lehren, so hätten sich endlich diese einmal bei uns für immer festgesetzt.

Wenn man aber überblickt, was in dieser industriellen, speculirenden Zeit gegen die Capitalien, gegen den Credit, gegen das Eigenthum ausgeführt worden ist, so sollte man meinen, daß alle

6*

früheren Jahrhunderte uns weit auch an solcher Weisheit und Einsicht überträfen. Man möchte glauben, daß alles Gerede vom Fortschritt der Menschheit nur ein leeres Geschrei, daß diese eine Penelope sei, die ihr Gewebe bloß fertigmache, um es wieder zu zerschneiden und die zerrissenen Fetzen und Fäden von Neuem aufzusammeln und von Neuem zusammenzustücken, um sie dann abermals zu trennen.

II.

Panem! et Circenses!

oder

Betrachtungen über die neuen Reformen in der Behausung, Kleidung, Nahrungs- und Vergnügungsweise der europäischen Völker und namentlich der Deutschen.

Geschrieben zu Dresden 1849—1850.

Panem! et Circenses!

Ein auffallender Widerspruch unserer Zeit besteht darin, daß alle die Dinge und Mittel, durch welche der Mensch gewöhnlich befriedigt zu werden pflegt, zu keiner Periode der Geschichte allgemeiner verbreitet waren, und doch auch zu keiner Zeit zugleich so allgemeine Unzufriedenheit die Welt ergriffen hat.

Wir sind zwar noch in keinem Lande so weit, wie der gute Heinrich IV. schon vor 200 Jahren die Franzosen haben wollet. Noch nirgends hat selbst der Aermste das ihm versprochene Sonntagshuhn im Topfe. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß wir uns in Vergleich mit früher diesem, so zu sagen, idealischen Huhne in der Neuzeit mit Riesenschritten genähert haben.

Viele untrügliche Zeugnisse liegen uns vor, die es beinahe außer Zweifel setzen, daß das materielle Wohl der europäischen Menschheit sich in der Neuzeit und zwar bis auf die allerletzten Jahre hinab in fast allen Ländern, in allen Richtungen, auf allen Stufen der Gesellschaft wesentlich gebessert hat, daß Noth und Plage überall im Großen abgenommen und das Das, was die Engländer sehr richtig die Comforts (Trostmittel) des Lebens nennen, sich nicht nur bedeutend gemehrt hat, sondern auch allen Menschen viel zugänglicher geworden ist.

Es ist fast unbegreiflich, daß es noch Männer geben kann, die allen jenen Zeugnissen zuwider diese Wahrheit zu läugnen wagen, die sich sogar Mühe geben, das Gegentheil davon zu beweisen, und die an einen allgemeinen Verfall des materiellen Wohls der Menschheit, an eine allgemeine Verschlechterung der Nahrung, an eine Verkümmerung der Gesundheit, an eine zunehmende Unzulänglichkeit der Kleidung und an eine steigende Versiegung der Quellen des Genusses und der Freuden glauben. Doch giebt es solche Männer. So hat z. B. der Engländer Cobden in einem

eigenen Werke bewiesen, daß es seit dem Mittelalter mit allen jenen Dingen bergab gegangen sei, und daß namentlich in England die Menschheit im Allgemeinen jetzt schlechter genährt, gekleidet, beschuht, behaust und auch schlechter vergnügt sei, als vor 300, 400 oder 500 Jahren.

Das Mittelalter, so weit wir es aus schriftlichen Nachrichten kennen, liegt uns zwar fern, und es ist zum Theil nicht leicht, seine in Finsterniß begrabenen Zustände mit den im Sonnenschein des Tages vor uns liegenden der Gegenwart in eine genaue Parallele zu bringen. Allein, was unsere Städte betrifft, so haben wir in ihnen wenigstens noch überall die engen dunkeln Straßen, die kleinen unbequemen Gebäude, die dumpfigen niedrigen Zimmer, in denen unsere Vorväter wohnten, vor Augen. Waren unsere Vorväter stärker und kräftiger als wir, so waren sie es in der That nicht in Folge der vernünftigen und angemessenern Art und Weise, in welcher sie hausten, schliefen und zusammensaßen, sondern sie waren es trotz der Verkehrtheit dieser Art und Weise.

Die Neuzeit, und zwar im Grunde erst die allerneueste Zeit hat in der Bauart der Städte und Bürgerhäuser eine sehr rationelle und völlig umschaffende Reform zu Wege gebracht. In London wie in Paris, in Wien wie in Rom hat man alte finstere und versumpfte Stadtquartiere durchbrochen, Licht und Luft hinein gebracht, sie zum Theil ganz weggeschafft und dadurch eine Menge Behaglichkeit in ehemals sehr unbehagliche Existenzen verbreitet. Gegen Malaria, gegen pestilenzialische Straßen- und Stadtgerüche, gegen Stickluft und Stubenenge ist man überall zu Felde gezogen. Die Gesetzgeber, die Parlamente, die Könige haben sich in allen Landen mit den städtischen Reformen beschäftigt. Die weisesten Männer haben darüber die inhaltreichsten Bücher geschrieben*). Und dieß Alles hat zur Folge gehabt, daß fast alle Städte Europas in einer so raschen Umwandlungsthätigkeit begriffen waren, wie Seidenwürmer, wenn die Phaläne sich von der Sehnsucht nach dem Lichte ergriffen fühlt.

Wer sich nach Anleitung der Ueberreste unserer alten Stadtquartiere das ganze Bild der ehemaligen Beschaffenheit unserer alten Städte ausmalt, der wird gestehen müssen, daß sie aus-

*) Namentlich z. B. in England.



dem Gesichtspunkte der Anforderungen der Neuzeit bis in die letzten Jahre hinab wahrhaft barbarisch und ganz vernunftwidrig waren, und daß die Neuzeit in diesen verkehrten Augiasställen von Mißbräuchen aufgeräumt und reformirt hat wie Dr. Martin Luther in den römisch-katholischen Tempeln. Ueberall hat sie den Panzer der engen Stadtmauern und Wälle, an denen elende Generationen klebten, wie Muschelcolonieen an den verfaulten Pfählen eines Hafenbollwerks, gesprengt, überall die übelriechenden Gräben verschüttet und in Gärten verwandelt, und wie der Frühling an dürren Bäumen eine Fülle von Blättern und Blüthen hervorlockt, so hat sie überall unsere alten, knorrigen, kahlen, steinernen Städte mit einem Gürtel von reizenden Wohnungen, von anmuthigen Vorstädten und Gartenanlagen umgeben. Soll ich, um dieß zu beweisen, hier Warschau schildern, wie es ist und wie es war, oder Pesth, oder Wien, oder München, oder Hamburg, wie sie sind oder wie sie waren? Könnte ich nicht fast jede beliebige, selbst die kleinste Stadt Deutschlands, Frankreichs und auch anderer Länder citiren, um zu zeigen, daß man unsere jetzigen städtischen Zustände im Vergleiche mit den früheren als idealische Städtezustände betrachten kann.

Alle die von Grund aus neuen städtischen Schöpfungen, mit welchen die Menschen den Erdboden in neuerer Zeit belasteten und schmückten, die städtischen Colonieen in Nord- und Süd-Amerika, in Rußland, in Ungarn und England und vielen anderen Ländern, wurden gleich von vornherein verständig, planmäßig, bequem, den Ansprüchen der Gesundheit der Bürger und ihres Verkehres unter einander gemäß angelegt. Allen diesen neubegründeten Städten von Neu-Orleans am Mississippi bis Odessa am schwarzen Meere scheint fast nur ein und derselbe Bauplan zum Grunde gelegen zu haben. Wenn man auch auf die Städte des Alterthums, der Griechen und Römer, einen Blick wirft, so kann man sagen, daß zum ersten Male, so lange die Welt steht, in unserer Zeit rationell angelegte Städte gebaut wurden. Zum ersten Male, so lange die Welt steht, bauten die Menschen ihre Nester nicht nach einem gewissen Naturdrange und ließen in ihnen nicht den Zufall und Gunst und Gelegenheit, sondern die Vernunft walten.

Man kann sagen, daß, wenn ehemals die 30 oder 40 Millionen Städtebewohner, die Europa haben mag, wie die

Schwalben ihre Wohnungen bald hier an einen Felsen, bald dort an eine alte Stadtmauer oder eine noch ältere Kirche klebten, und wenn sie in feuchten Kellern unter der Erde zusammenkrochen, in dumpfen Zimmern ihre Gesundheit einbüßten, auf dem abscheulichen Steinpflaster oder in dem ekelhaften Schmutze und Kothe ihrer Straßen, in deren nächtlicher Finsterniß Raub und Mord auf sie lauerten, halb versinkend mit Mühe und Noth die Besuche bei ihren Nachbarn machten, auf den unzweckmäßigen Treppen ihrer Häuser Hals und Beine brachen, in den hölzernen, mit Stroh gedeckten Wohnungen alljährlich zu Hunderten verbrannten, — man kann behaupten, sage ich, daß diese 30 oder 40 Millionen Städtebewohner, die ehemals so beständig Noth und Tod in ihren elenden Behausungen erlitten, jetzt dagegen auf bequemen Trottoirs einherschreiten, in der Nacht beim Gaslampenscheine mit derselben Sicherheit wie am hellen Tage in den Gassen ihrer Städte verkehren, in diesen steinernen Städten selbst jetzt mehr frische Luft genießen als ehemals draußen und mehr Natur-, Frühlings- und Sommerschmuck in dieselben hineingezogen haben als sie deren ehemals sogar außerhalb der Ringmauern für sich bereitet hatten.

Auch darf man nicht sagen, daß nur einige Klassen von Städtebürgern dieser Vortheile theilhaftig geworden wären. Viele der genannten Reformen, die bessere Beleuchtung, die Lüftung, die Pflasterung u. s. w., kamen gleich von vornherein allen Bürgern zu gute, dem Armen wie dem Reichen. Aber auch diejenigen städtischen Reformen, die sich nicht gleich von vornherein auf die ganze Gemeinde bezogen, sind dem Armen zu gute gekommen; auch seine Privaträume haben sich in hohem Grade vermenschlicht. Welche Abstände von Elend und Pracht fand man nicht ehemals in unseren Städten zwischen den kleinen verfallenen Hütten am Ende einer Vorstadt, oder jenen wie Schwalbennester an irgend einem Felsen, einem Stück der Stadtmauer oder einer alten Kathedrale angeklebten Höhlen und Gemäuern, die man Wohnungen nannte, auf der einen Seite und zwischen den Königs-, Dogen- und Nobili-Palästen auf der anderen. Wir hatten Städte, in denen der Palast eines Königs ein ganzes Quartier einnahm. Man schaue nur alle unsere kleinen Städte in Deutschland. Da fand man gewöhnlich nur ein magnifikes Schloß des Edelmanns und rund herum kleine Baraken für die Bürger. Jetzt hat

aller dieser kleinen Städte sich ein merkwürdiger Lebensdrang bemeistert. Sie haben überall neue Gebäude aufgeführt, in denen der kleine Bürger, wenn auch nicht so elegant, doch fast eben so bequem, eben so lustig, eben so licht und gesund wohnt, wie der große Herr in seinem Schlosse. Ueberall haben die Wohnungen der Armen und die der Reichen sich mehr ausgeglichen und so ziemlich eine und dieselbe Physiognomie angenommen. In allen unseren neuen Vorstädten, Eisenbahn-Quartieren x. wohnt der Arme jetzt mit dem Reichen fast durchweg in demselben Hause, nur allerdings minder luxuriös, oder vielleicht zwei Treppen höher.

In der That, wenn man in Edinburgh den alten schaurigen Theil dieser Stadt mit der wohnlichen, prachtvollen Neustadt vergleicht, wenn man den Armen hüben und den Armen drüben besucht, wenn man eben so einer zahllosen Menge von Altstädten und von neben ihnen liegenden Neustädten sich erinnert, wenn man alsdann die reizenden kleinen Landstädte Englands durchfliegt, welche die Neuzeit neben alten Castellen hervorgerufen hat, wenn man die neueren Paläste in England anschaut, welche man Poor-Unions nennt, und wenn man in Belgien, Frankreich, Deutschland alle die alten Spitäler und Armenherbergen mit den neuen Kranken- und Armenhäusern vergleicht, muß man da nicht gestehen, daß in der Neuzeit fast jede altmodige städtische Anstalt in Europa eine Umwandlung und Veränderung zum Besseren erfahren hat? erscheint da nicht eine jede wie ein aus dem Verpuppungswinkel hervorgekrochener Schmetterling? glaubt man da nicht, daß die Bürger jetzt erst menschlich wohnen und leben, und sollte Einen da nicht ein Gefühl der Dankbarkeit gegenüber den Schrecken, welche die alten Zustände einflößen, erfassen?

So, sage ich, steht es mit den Städtern.

Haben aber etwa die äußeren Zustände unserer Landbewohner sich verschlechtert? Da alle Reformen beim Landmanne langsamer durchdringen als beim Städter, so kann ich nicht sagen, daß wie fast jede Stadt, so auch jedes Dorf in ganz Europa gegen die Bejahung dieser Frage zu protestiren scheint, — aber einige hunderttausend Dörfer, die dieß thun, giebt es doch, glaube ich, wohl ganz gewiß.

In England hat man ein höchst interessantes Werk zusammengetragen, in welchem mit zahlreichen Belegen gezeigt wird, aus

er in seiner Wohnung, die nicht selten von des Tacitus, des Darstellers der alten Germania, Zeiten bis auf unsere Aera ganz gleich blieb, wo nicht Alles revolutionirt, doch Vieles reformirt und modificirt.

Insbesondere haben alle die Dörfergruppen, welche unsere Städte zunächst umgaben, in Folge der Vorgänge in diesen letzteren so mächtige Impulse zu Umwandlungen erfahren, wie nie zuvor. Viele von ihnen sind ganz mit unseren Städten verschmolzen. Manche haben für sich selbst ein städtisches Ansehen gewonnen und würden zu einer anderen Zeit den Rang und den Namen von Städten erlangt haben. — Es ist, als wäre in den großen Städten eine Sonne aufgegangen, die nun mächtigen Glanz auch auf die benachbarten Dörfer, ihre Trabanten, reflectirte. Man lasse sich doch nur von den Greisen in den Dörfern bei Frankfurt, bei Dresden, bei Leipzig, bei Berlin, bei Hamburg oder Bremen einmal erzählen, wie es ehemals in diesen Dörfern aussah, wie die Wege, wie die Nahrungsmittel, wie die Wohnungen, wie die jetzt umgebauten Kirchen beschaffen waren, welche Dienste die Leute sonst dem Gutsherrn leisteten, wie sie behandelt wurden und wie sie jetzt situirt sind.

Und versetzen wir uns von dem Norden ans andere Ende unseres Vaterlandes, zu den Alpen, an die Donau, fahren wir diese bis zur Mündung entlang, reisen wir bei jenen in jedes Thal bis zur äußersten Gränze der Menschenwohnungen am Rande der Gletscher hinauf, überall wird sich uns in allen Weilern und Dörfern dieselbe Bemerkung darbieten, dieselbe Reform in Gebäuden und Lebensbequemlichkeiten, dieselben Fortschritte materiellen Behagens. Ueberall neu aufgebrochene Quellen materiellen Wohlseins, mögen wir unsere Blicke auf dem Kranze ganz neuer Dörfer ruhen lassen, welche den Zürcher oder Costnitzer See umgeben, oder auf jenen Dörfern am Leman, die Rousseau noch vor 80 Jahren beschrieb, und in denen jetzt Niemand das damals treue Rousseau'sche Bild wiedererkennt. Auch hier begegnen wir neuen und allerneuesten Schöpfungen, die, wenn nicht selbst das, was wir mit Händen greifen, lügen und betrügen kann, auch höchst wohlthätige zu sein scheinen. — Der ganze Canton Bern ist, so zu sagen, in allen seinen Theilen in einer Umwandlung seines Ansehens begriffen. In jedem Orte und Oertchen drängen sich die zweckmäßigen steinernen neuen Häuser neben den

alten hölzernen Gebäuden, die zwar einem Maler besser gefallen, nicht aber einem National-Oekonom. Selbst, wie ich sagte, in die versteckten Gebirgsgegenden, welche noch zum Theil Hauseinrichtungen und Hirtenwirthschaften zeigen, wie die Römer sie neben den helvetischen Gletschern geschaut haben mögen, sind jetzt Reformen hinaufgedrungen, und wenn hier auch alles Uebrige noch so aussehen sollte, wie vor tausend Jahren, so haben doch wenigstens die Kirche, das Schulgebäude und das Wirthshaus ein neues Gewand angezogen. — Die Schweiz ist in einem Werke geschildert worden, welches den Verhältnissen jedes Cantönchen einen oder einige besondere Bände widmet. Jeder Verfasser dieser einzelnen Schriften hat für sich isolirt in seinem Thale gearbeitet, jeder schildert die Zustände seiner Thalbewohner und Hirten, und ohne Verabredung stimmen alle darin überein, daß alle Fortschritte, welche die Neuzeit, das heißt die Zeit der letzten 30 Jahre, in der Behäbigkeit, Reinlichkeit, Wirthschaftlichkeit der Bewohner hervorgebracht hat, riesenhaft sind, gegen Alles, was von der Vergangenheit, das heißt den gesammten 18 Jahrhunderten bis zu den Wolken der Urzeit, in dieser Beziehung bewirkt worden ist.

Es wäre interessant genug, wenn man immer so einmal von Jahrzehent zu Jahrzehent die Dörfer der verschiedenen Länder durchwandern könnte, um alle Veränderungen und Verbesserungen zu notiren. Mit denen, die in Baiern und Tyrol und in den östreichischen Alpen liegen, habe ich es zweimal so gemacht, und fast jedesmal haben mich die Wirkungen des Fortschritts frappirt. Jedesmal war etwas aufgeräumt, jedesmal schien mir irgend eine alte Finsterniß neuem Lichte gewichen. Stets schien mir ein mächtig aufräumender und ordnender Geist thätig gewesen zu sein. Ueberall schienen die Spuren des Alten melancholisch, überall lachten die Schöpfungen der Neuzeit mit anmuthigen, ich kann nicht sagen mit blos gleißenden Farben. Mochte ich mit dem Hirten auf die Alpen steigen, oder mit dem Kaufmann die Thäler durchwandern, oder mit dem Ackersmann sein Feld beschauen, aller Orten entdeckte ich, sei es neue Heerstraßen oder neues Pflaster in den Dörfern, die, so lange die Welt stand, noch nie gepflastert gewesen waren, sei es einen rationeller eingezäunten Acker, oder eine methodischer gebaute Sennhütte. Ja selbst, wenn ich mit dem Bergmanne unter die Erde hinabging, auch hier waren die Steige und Treppen, die Gänge und Stollen

gefahrloser, geräumiger, gemächlicher, wie die Wege und Straßen oben. Und ich mag hierbei es aussprechen, daß diese Bemerkung von allen Bergwerken Europas gilt. Wenn auch nicht überall ein König Ludwig Stollen wie Arkaden und Marmorpfeiler und Mauern aus Quadersteinen baute, so ist doch überall, von den Salzwerken in Wieliczka bis zu den Silbergruben im Erzgebirge und am Harz und weiter bis zu den Kohlen- und Eisenwerken Englands, seit 40 Jahren auf einmal um 10 Procent mehr Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Arbeiter, auf zweckmäßige Ein- und Ausfahrt, auf Lüftung, Entwässerung und Erweiterung der Gänge genommen worden und mehr dafür geschehen, als je zuvor in allen vorangegangenen Zeiten der Geschichte zusammen.

Sollen wir noch die Donau hinabreisen, um die reizenden Dörfer Oestreichs zu beschauen, die blühenden Colonieen der Deutschen in Ungarn, die Besserungen sogar unter den kroatischen und slavonischen Zwiebelessern und endlich gar die Anfänge zur Reformirung des Looses der walachischen und bulgarischen Ackerbauer, die ebenfalls vielleicht zum ersten Male in der Weltgeschichte sich regten und deren Wohlstand und Comfort sich hob.

Sogar in Polen, in dem Napoleon noch vor 40 Jahren den Schmuz als das fünfte Element kennen lernte, hat sich das äußere Loos des Landmanns so viel vortheilhafter gestaltet, seine Wohnung hat sich hie und da so herausgeputzt, seine Reinlichkeit hat so zugenommen, die Lebensgenüsse, welche ihm zugänglich geworden sind, haben sich so vermehrt, daß man mit Rücksicht darauf, im Hinblick auf die Millionen menschlicher Existenzen, die in den unteren Schichten der Gesellschaft geschaffen wurden, geneigt sein möchte, sich mit der Unterjochung Polens (d. h. des polnischen Adels?) zu versöhnen. Auch der kur- und livländische Gutsbesitzer hat in neuerer Zeit angefangen, nicht nur sich, sondern hie und da auch seinen Bauern zweckmäßigere Gebäude zu bauen und ihnen eine gesichertere Existenz zu gewähren. Und selbst in dem Steppenteppich des ganzen weiten Groß- und Kleinrußlands bis zum Ural und zum schwarzen Meere hin hat ebenfalls trotz seiner Leibeigenschaft, trotz seines Widerwillens gegen Fortschritt, die Neuzeit viele Blumen ganz neugeschaffener und wohlhabend ausschauender Dörfer, Fabrikdörfer, Handelsdörfer, Ackerbauer- und Bergmanns-Colonieen eingestickt.

In ganz Europa also, — dieß ist meine Behauptung, und ich könnte, wenn man mir Gehör und Raum genug gewähren wollte, es wohl noch umständlicher erweisen — in ganz Europa lebt der Landmann in eben dem Grade wie der Städter unvergleichlich viel comfortabler als früher. Oder, um es genauer auszudrücken, er wohnt in geräumigeren, besser erleuchteten, besser gelüfteten, zweckmäßiger geheizten Zimmern, er pflügt, eggt, erntet und holzt mit tüchtigeren und passenderen Instrumenten, er fährt auf glatteren Feldwegen, er versinkt im Dorfe nicht mehr, wie ehemals, in Koth und Schlamm. Als Bergmann riskirt er weniger von bösen Wettern, faulen Leitern und engen Schachten, erstickt nicht mehr so häufig in Rauch und Dunst und büßt sein Gut und Leben nicht mehr so oft, wie sonst, in den Flammen der Strohdächer und Holzwände, die sich fast jetzt durchweg in Stein verwandelt haben, ein. Endlich auch nährt und kleidet er sich besser als sonst. Und dieß, Nahrung und Kleidung, sind zwei andere wichtige Punkte, die wir nun nach der Betrachtung der Behausung etwas näher ins Auge fassen wollen.

Ich behaupte, die europäische Menschheit, nicht blos der Reiche und Vornehme, sondern auch der gemeine Mann, überhaupt die ganze Bevölkerungsmasse Europas, ist auch besser genährt als ehemals.

Da gegen diesen Punkt von vornherein einige Zweifel auftauchen könnten, so will ich gleich von vornherein auf zwei der wichtigsten Phänomene, welche mir zur Begegnung jener Zweifel helfen können, aufmerksam machen, erstlich auf die Vermannichfachung der Nahrungsstoffe und zweitens auf die Verminderung der Hungercalamitäten.

Vielleicht hat seit der Entdeckung Amerikas und der übrigen neuen Welttheile bei uns nichts eine so völlige Umwandlung erfahren, als unsere Küche, unser Morgen=, Mittags= und Abendtisch. Im Mittelalter waren der Dinge, welche die Gärtner und Landleute unseren Köchen lieferten, äußerst wenige. Und zwar war es so in Italien, in Griechenland, in Spanien, in Gallien, in Britannien und in Deutschland. Ueberall waren die Menschen

nichts als Fleisch- und Brotesser, als welche Homer sie schon vor 2000 Jahren bezeichnete.

Die Tafel war, wenn auch zu Zeiten sehr reichlich, doch immer sehr einförmig besetzt. Pfeffer, Zimmet und Safran waren höchst kostbare Dinge, deren sich fast nur der bediente, der sie mit Gold aufwiegen konnte. Die erfreulichen Früchte der Gärten waren große Raritäten, und tropische Delicatessen waren in den meisten Gegenden völlig utopisch. Die Könige, die, wie Thiers behauptet, noch vor 500 Jahren in ihren Speisezimmern zum Luxus frisches Stroh streuen ließen, hatten damals, wie es scheint, so gesunde Zähne, wie die Bauern, denn wir kennen Könige von Schweden genug, von denen uns gemeldet wird, daß sie das harte Knackebrot ihres Landes oft wochenlang kauten, und eben so viele Könige von Schottland, die monatelang sich mit den dürren Haferkuchen ihrer Highlands den Appetit sättigten. Haferschleim oder Biersuppe des Morgens zum Frühstück, Roggenbrot, Haferschleim und Biersuppe des Abends statt des Thees, ein tüchtiger Krug Bier des Mittags zum ungewürzten Braten, ohne Entremets und ohne Desserts, dazu viel Knacke- und Haferbrot und zum Luxus dann auch wohl einmal ein feineres Gebäck *), das waren die gewöhnlichen Dinge, mit denen nicht nur die Bürger, sondern auch die Ritter des Mittelalters ihre geladenen Gäste tractiren konnten. — Ja selbst die mächtigen Kaiser, ein Karl der Große, die Könige von Frankreich und sogar noch ein Karl V., in dessen Reichen die Sonne nie unterging, hatten nicht viel mehr auf ihrer Tafel, einer Tafel, an der Platz zu nehmen ein simpler Bürger unserer Tage keineswegs für so besonders schmeichlerisch für seinen Gaumen, wenn auch allerdings für sein Ehrgefühl gehalten haben würde.

Im Ganzen genommen können wir in den Tafelfreuden der Walhallagenossen, welche immense Humpen Meth leerten und beständig das halbgebratene Fleisch eines nie zu erschöpfenden Ebers verzehrten, das Ideal der Tafelfreuden überhaupt aller Europäer bis auf die Neuzeit herab erblicken.

---

*) „Un se slampampten un eten Krullkoken", heißt es in einer Bremer Chronik von den vornehmen reichen Senatoren dieser Stadt bei Gelegenheit großer Festlichkeiten. Jetzt fällt es in Bremen Niemandem ein, daß „Krullkoken" ein besonderes, luxuriöses oder slampampendes Festgericht seien.

Jene alte kräftige, aber plumpe und höchst einförmige europäische Urküche liegt noch heutiges Tages in den Ländern unseres Welttheiles, gleichsam wie die Urgebirge, stellenweise zu Tage und blickt wie das Fundament eines zerstörten Gebäudes noch überall aus dem Boden hervor. Knäkebrot, wie es die normannischen „Näsekonger" bei ihren Streifzügen mit an Bord nahmen, wird noch jetzt auf der ganzen skandinavischen Halbinsel gebacken und genossen, und Meth, wenn auch nicht mehr wie zur Zeit Harald Harfagars von den Königen, doch von dem gemeinen Manne dazu getrunken. Die Haferkuchen, ein rohes Gebäck, welches so primitiv aussieht, daß man darin den ersten Anfang der Backkunst zu erkennen glaubt, und der schottische Porridge sind noch jetzt die Fundamental-Nahrung eines guten Theils der schottischen High- und Lowlanders und der Bewohner im Norden Englands und Irlands. — „Le Potage" ist noch immer ein Grund- und Stammgericht in vielen Provinzen Frankreichs, und die Olla Potrida, wie man sie zu Don Quixote's Zeiten in der Provinz La Mancha und ganz Spanien genoß, genießt man noch jetzt dort. — Wenn auch in Deutschland keine Eicheln mehr, wie zur Zeit des Arminius gegessen werden, so genießt man dort doch wie ehemals noch das berühmte Schwarzbrot und Hafermus; Brei, Grütze und Knödeln sind uralte deutsche Gerichte, die noch jetzt in vielen Gegenden ganz heimisch sind. In Polen sind Sauerkohl und Hammelfleisch, in Rußland der berühmte Tschi eben solche uralte Nationalgerichte, deren Ursprung und Entstehung weit in die Wolken der Geschichte hinaufreicht, und die auch noch das 19. Jahrhundert täglich in Millionen Schüsseln aufgetragen und in Millionen hungrigen Mäulern verschwinden sieht. Und wenden wir uns zu der orientalischen Halbinsel unseres Welttheils und zu dem griechischen Insel-Archipelagus, so finden wir die Leute hier „ihre liebe Seele mit Speise labend" großentheils noch eben so und ganz um dieselben Gerichte, um denselben Ziegenbraten und dasselbe Mehlgebäck beisammensitzen, wie die alten Gefährten des Odysseus, die Homeros besingt.

Ich sage also, überall in ganz Europa sind noch dieselben Nahrungsstoffe verbreitet, die bei den Urvölkern der Länder zu Hause waren, allenthalben begegnen wir noch der Urküche unserer Vorväter. Wenig oder nichts entbehren wir, was ihren Hunger

stillte, und wie Vieles, wie erstaunlich Vieles ist seitdem noch hinzugekommen! Sowohl aus dem Pflanzen-, als aus dem Thierreich, sowohl an solchen Nahrungsstoffen, die wir aus der Fremde erhielten, als an solchen, die wir im eigenen Lande neu entdeckten, sowohl solche, die als solide Hungerstillungsmittel nützlich, als auch solche, die als Delicatessen blos angenehm und erfreulich sind.

Den Römern verdankt Europa in dieser Beziehung, so wie in hundert anderen Rücksichten, am meisten. Ihre für Ackerbau passionirten Colonisten beförderten aller Orten die Anpflanzung nützlicher und fruchttragender Gewächse und machten es möglich, daß in Britannien, in Frankreich, in Spanien, in der halben Welt zwei- und dreimal so viele Menschen leben konnten als früher. Sie holten die Aprikose und Pfirsche aus Persien, den Kirschbaum aus Kleinasien, den Wein aus Sicilien und Griechenland und streuten die Gesäme und Stecklinge dieser Bäume über den ganzen Welttheil aus. Ihnen haben wir, die Donau- und Rheinanwohner, es zu verdanken, daß die muntere Rebe um unsere Hütten sich schlingt, und daß der Sorgenbrecher Bacchus in ganz Gallien, in Deutschland bis zu den Sarmaten und Hyperboräern hinauf, selbst in die Schale des Aermsten sein erfreuliches Naß träufelt. — Den Römern ursprünglich und nach ihnen den unermüdlichen Bestrebungen culturbringender Mönche, industrieller Kaufleute und dann in den neuesten Zeiten unseren in den Fußstapfen jener Altvodern folgenden pomologischen und Gartenbau-Vereinen haben wir es zu danken, das jetzt alle unsere Dörfer in kleinen Hainen und Wäldern von Obstbäumen liegen, die das Herz des Armen wie des Reichen im Frühling mit duftenden Blüthen und im Winter mit heilsamer Kost erfreuen. Tannen und Eichen umstanden die Dörfer unserer Vorfahren, und die Hahnebutten-, Schlehdorn- und Hollunder-Sträucher waren ihre einzigen Obstbäume. Bei den Völkern im Norden Europa's finden wir noch jetzt manche solche trostlose Dörfer, aber auch dort könnte man viele Gegenden bezeichnen, in denen noch jetzt in Folge der Ueberwindung klimatischer Schwierigkeiten, in Folge der stets neu erzeugten Arten von Bäumen und in Folge der Gunst, die man solchen Bestrebungen widerfahren läßt, alle trostlosen Gehöfte mehr und mehr mit reizenden Fruchtgärten eingeschlossen werden. Wenn ich auf Einzelnes aufmerksam machen

soll, so will ich den Leser nur auffordern, einmal nachzusehen, was Johnson vor 80 Jahren über die Gärten und den Baummangel in Schottland sagte, und dann damit den jetzigen Zustand dieses reichgeschmückten Landes zu vergleichen. Wie Vieles wurde in dieser Beziehung nicht noch in allerneuester Zeit in den Landschaften bei Petersburg, in Finn-, Esth-, Liv- und Kurland gethan. — Ja schaue ein Jeder von uns, wo er eben geht und steht, aus seinem Fenster und frage nach dem Alter der Gartenanlagen und den Fruchtbäumen, die sein Schloß oder seine Hütte umgeben, und er wird da überall, selbst in Deutschland, selbst in Frankreich, selbst in England, auf ganz junge Anlagen, auf ganz neue Erweiterungen treffen. Wer da weiß, in wie vielen Gegenden Europas die getrockneten Früchte, die für den Winter aufgespeichert werden, einen nicht unbedeutenden Theil der Mahlzeit ausmachen, der wird zugeben, daß die Ausbreitung der Obstzucht eine Quelle vielfachen Comforts für Arme wie Reiche wurde. Der zahme Kastanienbaum, der ebenfalls mit den Römern über Italien, Gallien, Süddeutschland &c. sich ausbreitete, liefert in Spanien, in vielen Provinzen Frankreichs und Italiens geradezu das Hauptnahrungsmittel und ersetzt dort zum Theil das Brot und die Kartoffel.

Nach den römischen Colonisten im Mittelalter trugen am meisten die christlichen Missionäre, die Prediger des Wortes Gottes in der Wüste, die Eremiten, Mönche und Klosterbewohner zur Verbesserung des Ackerbaues und zur Vermehrung der Subsistenzmittel bei. Sie kamen in die barbarischen Länder nicht nur mit dem Palmzweige in der Hand, sie brachten neben der Labung des Geistes auch überall eine gesundere und reichlichere leibliche Speise. Zahllose wüste Striche wurden durch sie in lachende Gefilde verwandelt. Die Organisirung der Fischteiche, die Ausbreitung einer Menge nützlicher Fische in Europa verdanken wir den Klöstern und Mönchen. Nicht wenige Gemüsegattungen, Gesträuche und Bäume giebt es in unseren Gärten und Aeckern, deren Namen und Einwanderung mit der Entstehung und Geschichte irgend eines Klosters zusammenhängen. Und bis auf unsere Tage herab giebt es noch nahrungsbedürftige Menschen genug, welche das Glück zu preisen Ursache haben, daß sie einst unter dem Krummstabe wohnten oder noch jetzt wohnen.

Mit, aber auch ohne Zuthun der Mönche breiteten sich

im Mittelalter immer neue Nahrungs- und Existenz-Mittel in Europa aus. Insbesondere faßte der nahrhafte Mais neben den uralten Halmen der Ceres, neben Waizen, Roggen und Hafer festen Fuß. Er überschwemmte allmälig alle Länder der griechischen und italienischen Halbinsel, einen Theil von Frankreich, Spanien und Deutschland und ist noch jetzt bis auf die neueste Zeit herab in beständigem Fortschritte begriffen. Selbst in den letzten Jahren noch eröffnete man ihm viele neue Alpenthäler und bereitete zu seinem Empfange sogar im Norden weite Aecker. Der Mais ist mit der Zeit die Hauptnahrung ganzer Völker, der Kleinrussen, der Walachen, der Donauslawen, der Italiener und anderer, geworden. Neben ihm verdient der Reis genannt zu werden. Auch dieses südliche Gewächs lehrten wir unseren Norden ertragen oder zwangen, seine Natur mit Kunst bemeisternd, diesen Norden, es gelinder zu behandeln. Sicilien, die Ebenen der Lombardei, mehre Donaugebiete und feuchte Auen an der Rhone und Gironde wurden wie die südlichen Gegenden am Ganges und Nil in Reisfelder verwandelt.

In neuester Zeit haben wir die Gattungen und Arten der Körner tragenden Halme nun noch unendlich vervielfacht. Von den Ufern des Mississippi, ja von den Höhen des Himalajah her haben wir allerlei Aehren auf unsere Aecker verpflanzt, und da jeder von ihnen diese oder jene Klimanuance, diese oder jene Bodengattung besonders zusagt, so sind wir dadurch in Stand gesetzt, von einer Menge Landstrichen Nahrung und Nutzen zu ziehen, die uns ehemals nichts oder weniger lieferten. In manchen Ländern sind die alten Urproducte durch alle jene Einwanderungen fast zu völliger Unbedeutenheit herabgedrückt und ganz neue an ihre Stelle getreten. So sind z. B. fast alle zahlreichen Culturen, die den fleißigen Lombarden im gesegneten Pothale das Jahr hindurch beschäftigen, von neuem Datum.

Auf diese Weise hat sich das Füllhorn der europäischen Pomona mit solcher Fülle bereichert und ist der einst so magere Kranz der europäischen Ceres so dicht geworden, daß römische und griechische Priester ob dieses Reichthums staunen und ihre schönsten Gesänge zum Lobe der gabenspendenden Mutter Gäa anstimmen würden.

Endlich flochten jene Göttinnen auch noch die wichtigste aller Nährpflanzen, die Blüthe des Solanum tuberosum,

in ihren Kranz, einer Pflanze, deren mehliger Knollen gewiß von bedeutenderem Einflusse auf die Geschicke der Menschheit gewesen ist, als je zuvor ein anderes Gesäme, als je ein Korn, eine Beere, eine Wurzel oder ein Kraut.

Zuerst in Portugal als wunderliche Curiosität auf die Tafeln der Reichen, die Alles kosten wollen, gesetzt, lange Zeit in vielen Ländern verspottet und vergebens von begeisterten Freunden anempfohlen, ist das so verachtete Geschenk von Sir Francis Drake doch am Ende eine der Hauptstützen unserer Mittagstafel geworden und trotz des Gegenstrebens und des Widerwillens der Nationen, trotz der Aufstände, die das Volk gegen ihre Einführung machte, doch am Ende überall durchgedrungen und hat gleich einem jungen Riesen, sich Raum schaffend, die Aecker aller germanischen und auch vieler nichtgermanischen Völker überwuchert oder sich wenigstens überall in einer besonderen Einzäunung unseren alten Obst- und Gemüsegärten, unseren älteren Kornfeldern beigemischt und einen besonderen Raum in Anspruch genommen. — Ganze Völkerschaften blicken auf den Kartoffelknollen als ihren Retter in der Noth, der schon zu einer so ausgedehnten Herrschaft und Bedeutung gelangt ist, daß vor einigen Jahren, als diese Gottheit von einem plötzlichen Siechthum befallen ward, ganz Europa alarmirt wurde, und jene Völker sich entsetzten, als erweiche sich der feste Boden unter ihnen, und als sei ihr Lebensstab und Stecken in Fäulniß übergegangen.

Es ist indeß einer der heilsamsten Erfolge der Einwanderung der Kartoffel und überhaupt der ganzen Vermannichfachung unserer Subsistenzmittel, so wie der Ausbildung und fortschreitenden Entwickelung des Ackerbaues, daß dadurch ein solcher Schrecken und eine solche weit verbreitete Noth viel seltner, viel minder gefährlich, daß allgemeine Theuerungen und Hungercalamitäten, wie sie ehemals häufig waren, fast unmöglich geworden sind.

Unsere Vorväter waren für gewöhnlich schlechter genährt als wir, aber wie waren sie es erst in Jahren der Mißernten und in Zeiten der Theuerung? — Wir haben selbst vor zwei Jahren eine für uns ziemlich erschreckende Hungersnoth durchgemacht. Wir haben es mit Entsetzen vernommen, daß hier und da Menschen vor Hunger gestorben sind. Für uns furchtbare Gemälde hat man von den hungernden Irländern und Schlesiern

entworfen. Gewiß haben dort, wie in den brotlosen Thälern der Alpen, wie auch in Schweden Viele viel herzzerreißende Noth gelitten. Allein solche siebenjährige Theuerungen, wie sie in der Bibel beschrieben werden und wobei die Völker ihre Heimath aufgeben und weit weg in andere Länder ziehen, oder solche alle Jahrzehente ganz Europa und jedes Jahr einzelne Provinzen plagende Hungercalamitäten, von denen unsere Chroniken melden, bei denen die Bevölkerung ganzer Provinzen decimirt, ja ausgerottet wurde, bei denen die Menschen Eicheln und Tannenrinde speisten, ja bei denen sie sich unter einander fraßen, sind unerhört unter uns geworden.

Da wir so vielerlei Pflanzen cultiviren, so kann die Witterung eines Jahres nur selten so schlecht, so ganz trocken oder so überfeucht sein, daß nicht doch die eine oder andere Pflanze dabei bestehen könnte. Fehlt das Getreide, so helfen die Kartoffeln, litt der Waizen, so lohnte der Mais oder Reis. Auch stehen uns unsere so zahlreich gewordenen Gemüse und endlich auch unsere vervielfachten Obstbäume dann und wann dankenswerth bei. — Mehr als Alles unterstützen uns aber das große Netz der bequemen Verkehrswege und die leichten Handelsverbindungen, die uns mit der ganzen Welt verknüpfen, dabei, die einzelnen Wunden zu heilen, welche ein böses Jahr diesem oder jenem Landstriche geschlagen hat.

Ehemals litt oft, wie es noch jetzt im unwegsamen Rußland ist, eine Gegend bittere Noth, während die Nachbarn im wohlfeilen Ueberflusse schwelgten und wegen des Mangels an Kunststraßen nicht im Stande waren, ihren Mitmenschen Hülfe zu bringen. Jetzt, wo Alles so zugänglich, wo ganz Europa, so zu sagen, fast ein Leib und eine Seele geworden ist, wo jedem Mangel, den wir fühlen, von unseren Nachbarn leicht abgeholfen werden kann, ist dieß fast unmöglich. — Ehemals kam es vor, daß die Preise des Brotes an einem Orte Monate lang zwei-, ja dreimal höher standen als auf einem 30 Meilen entfernten Markte. Jetzt, wo alle Märkte durch energische und raschwirkende Lebensadern mit einander verbunden sind, steigen und fallen die Preise nur noch en masse und können nur langsam sinken und sich heben, daher sie auch nirgends zu solcher Tiefe oder Höhe herabebben oder hinauffluthen, da sich jede Strömung wie in

einem weiten Meere leicht verliert und ausgleicht, und nirgends wie in engen Golfen und Lagunen aufgestaut wird.

Wir stehen bereits — und zwar in Folge der leise vorschreitenden Entwickelung der Neuzeit, nicht aber in Folge der Verdienste der wahnsinnig künstelnden Communisten, — längst in einem Alle umfassenden Communismus. Deutschland hilft den Briten in der Noth, Rußland unterstützt die Skandinavier und Türken, die Ungarn stehen den Deutschen bei und umgekehrt, Und leidet und hungert sogar ganz Europa, so wird es von Afrika und Aegypten, von Brasilien und Nordamerika gefüttert, da die vollkommenere Ausbildung der Schifffahrt eine Herbeischaffung von Nahrungsmitteln sogar aus den entferntesten Erdgegenden möglich gemacht hat. Wie unser Handel, wie unsere Kunststraßen, so haben auch unsere Assecuranzgesellschaften aller Art, unsere Vereine gegen Hagel- und Wolkenbruchschäden, gegen Subsistenzmittel zerstörende Ereignisse mancherlei Art an jenem schönen und natürlichen Communismus gearbeitet, der da bewirkt, daß alle Leiden vertheilt, allen Lasten viele Schultern untergelegt werden, alle Uebel und Krankheiten vor Concentrirung und Einfressung an einem Punkte bewahrt werden und daher leichter zu ertragen sind.

Durch jenen Communismus, durch jene Vereinigung der Kräfte ist ganz Europa nicht nur leidenloser, sondern auch viel fähiger zur Ertragung von Leiden geworden. Um dieß wahr zu finden, denke man nur an die traurigen Folgen, die Calamität und Hungersnoth, welche ehemals die Kriege mit sich führten. Von den verwüstenden Kriegen des Mittelalters und auch vom dreißigjährigen Kriege zu geschweigen, wollen wir nur an die Kriege Ludwigs XIV. erinnern. Welche Zerrüttung aller Zustände in Frankreich hatten sie zur Folge. In und um Frankreich herum lagen noch lange Jahre hindurch ganze Provinzen verwüstet, entvölkert, in Hunger und Elend schmachtend da. Verhältnißmäßig wie schnell überwanden wir die erschütternden, auch beinahe dreißigjährigen Umwälzungskriege, welche im Gefolge der französischen Revolution über uns ausbrachen. Wie rasch zog sich Alles wieder zurecht, in wie wenigen Jahren bevölkerten sich die Dörfer, und erblüthen wieder Handel und Gewerbe. Wie energisch wurde Alles wieder ausgeglichen, wie schnell wurden die Gräber und Schlachtfelder mit grünendem Rasen überdeckt, in wie kurzer Zeit vernarbten alle Wunden!

Doch kehren wir, bevor wir an der Schilderung der Züge des ganzen Zustandes von Europa arbeiten, zuerst noch zur Untersuchung der Dinge zurück, aus denen dieser Zustand mit hervorgewachsen ist. Wir haben bisher blos die aus dem Pflanzenreiche neuerdings herangezogenen Nahrungsmittel betrachtet. Wie stand es aber mit dem Thierreiche? Ist nicht auch in diesem Manches geschehen, was uns bei einer genügenderen Versorgung der Menschheit mit Lebensmitteln zu Hülfe gekommen ist?

Die Zeit, wo der Mensch noch die Concurrenz vieler anderen mitspeisenden Fleischfresser zu bestehen hatte, liegt noch nicht sogar weit zurück. Noch vor 300 Jahren decimirten selbst in Deutschland und sogar in England zahlreiche Wölfe und Bären unsere Heerden und Ställe, und es giebt noch jetzt in Frankreich, in den Alpen, in Rußland Gegenden genug, in denen zahlreiche Raubthiere auf Erhöhung der Fleischpreise hinwirken. Und man kann daher die stets zunehmende Ausrottung dieser Raubthiere, die dem armen Bauer seine Kälber stehlen, die ihm seine Gänse morden und seine Eier aussaufen, die ihn zwingen, viel Kräfte und Kosten auf die Bewachung seiner Heerden zu verwenden, die den armen Hirten ihre Lämmer rauben und ganze Heerden zerstreuen und verjagen, unter die Bestrebungen zählen, welche auf den Tischen des Reichen und Armen den Zusammenfluß der Nahrung mehren. Fürsorgliche und wohlwollende Regierungen waren daher auch beständig darauf bedacht, auf allerlei Weise jene Concurrenten zu mindern. Wie Hercules im Auftrage jenes Königs gegen die Lernäischen und Nemeischen Ungethüme, so kämpften die Gouvernements von Oestreich und Rußland, Frankreich und anderen Staaten im Auftrage des materiellen Wohls und zum Vortheile ihrer Völker unausgesetzt gegen die Wölfe, braunen und schwarzen Bären, Lüchse, Füchse, wilden Katzen, Adler und Geier und andere Raubthiere, welche der hungernden Europa ihre Kost schmälern wollten, und lösten immer besser und immer genügender eine ihrer zwölf Arbeiten nach der andern.

Es ist zwar wahr, mit dieser fortschreitenden Ausrottung der wilden Thiere, welche der Bevölkerung Nahrung zugleich und Kleidung lieferten, wurde allmälig auch manche Subsistenz-Quelle vernichtet. Der Wald, die Haide und die Bergwildniß mit ihren zahlreichen Bewohnern waren so zu sagen die großen Kleidermagazine und reichlich gefüllten Stallungen und in

jeder Hinsicht die Vorrathskammern unserer Voraltern. Und ich sage, es ist wahr, daß unsere Hercules, indem sie hier einbrachen und dieses Magazin zerstörten, indem sie die Wölfe und Bären, das Geschlecht der Auerochsen, der Elenthiere, der Steinböcke, der Gemsen und vieler anderer Thiere fast ganz ausrotteten, auch manche Quelle ihres barbarischen Comforts verstopften. Allein natürlich kann man dieß nicht sehr beklagen, denn nun erst konnten an die Stelle der nützlichen Wolf- und Bärenfelle die noch viel nützlicheren Ziegen- und Schafvließe treten, nun erst konnte man die Weide des eßbaren Auerochsen den noch viel nahrhafteren zahmen Rindern überlassen, und nun erst, da man die Nester der Eulen und Falken, die Höhlen der Marder und Lüchse zerstörte, konnten die viel ergiebigeren Tauben, Hühner, Gänse ihre Eier ohne Sorgen legen. Und selbst die allmälige und immer fortschreitende Beschränkung der Hirsch-, Reh- und Hasenheerden schlug zum Vortheile der Oekonomie des Menschen aus, da es Jeder viel nützlicher finden mußte, mit dem Grase des Waldes und mit dem Getreide der Felder statt des leicht entschlüpfenden Wildes entweder direct sich selber, oder doch seine Kühe und Kälber, die seinem Leitseile und seiner Peitsche gehorchten, zu füttern.

Je enger der Wald mit seiner ganzen Bevölkerung sich zusammenzog, desto weiter dehnten sich die Stallungen, desto freier und unbesorgter schweiften die Heerden der Hausthiere, desto fröhlicher mehrten sich ihre friedlichen Schaaren. Und zwar sprechen wir hier nicht von einer Tendenz, einer Bewegung, die etwa als eine ganz antiquirte Frage zu betrachten wäre; vielmehr ist es immer noch eine sehr praktische Frage, die selbst unsere neuesten Tage berührt. Ich behaupte, daß, wohin wir in Europa blicken, sich die Viehzucht vervollkommnet und gemehrt hat, und daß ebenso auch überall die Mittel des Austausches des Fleisches wie des Austausches der Körner sich gebessert und so auf eine Verminderung der Fleischpreise hingewirkt haben, und daß also in Folge dessen nicht nur der Brotkorb für alle Menschen niedriger gehängt, sondern auch die Fleischtöpfe zugänglicher geworden sind.

Es ist wichtig, noch etwas näher auf die Beleuchtung der einzelnen Punkte dieser Behauptung, über die Manche hie und da andere Meinungen geäußert haben, einzugehen.

Daß, um mit dem Unbestrittensten zu beginnen, in dem weiten Theile von Europa, den wir die südrussischen Steppen nennen, die Rinderheerden sich in neuester Zeit außerordentlich gemehrt haben, wird Niemand bezweifeln, der einigermaßen mit der Geschichte dieser Landschaften bekannt ist. Hier, wo sonst ein tausendjähriger Tummelplatz wilder Völker und zahlloser Raubthiere war, haben sich in den letzten Jahrzehnten die Heerden der zahmen Fußschleifer erstaunlich vermehrt. In den deutschen Colonieen am Asowschen Meere, um Odessa herum, und von da weit hinein bis nach Podolien, westwärts bis an die Karpathen und ostwärts bis über die Wolga und zum Ural hinüber sind im Schatten der Pike des wachsamen Kosaken, oder besser unter dem Schutze des russischen Adlers so viele Grasfresser erstanden, daß Fleisch und Talg und Leder und Horn und Haare und was wir sonst von den Thieren beziehen, zu fast fabelhaft billigen Preisen zu haben, und daß diese Gegenden für einen großen Theil von Europa in höherem Grade, als sie es je waren, zu Fett- und Fleischkammern geworden sind. Zahlreiche Heerden wandern seit 50 Jahren von hier in allen Richtungen aus, Hunderte von Meilen weit nach Norden, nach Moskau und Petersburg, bis zur Ostsee und zum Eismeere, — eben so weit nach Westen durch Galizien bis zu den Proletariern von Wien und Warschau und Prag. An den Rändern dieser Steppen in den Häfen des Pontus füllt man ganze Schiffsräume mit Fett und Talg, das man aus den Salganen der Steppen schöpfte, und mit dem man nicht nur die Hauslampe der Bewohner der Mittelmeer-Länder nährt, sondern auch ihre Suppentöpfe würzt und ihre Lebensflamme facht. Die Steppenhirten und Viehzüchter haben seit 50 Jahren fleißig daran gearbeitet, die Preise der Fleischkost zu mäßigen und auf ein selbst dem Armen erreichbareres Minimum zu reduciren. Und es ist ihnen gelungen, es dahin zu bringen, daß namentlich in dem ganzen weiten Rußland jeder Mann häufiger als bei uns, wo nicht sein Huhn, doch wenigstens sein Stück Rindfleisch in der Grundsuppe seines Tschi findet.

Gleich an die russischen Steppen schließen sich als eine zweite Hauptfleischkammer Europa's die Donauländer, die Walachei, Ungarn, Serbien ꝛc. an. Auch hier gehört das Fleisch überall zu den billigsten Lebensproducten, und auch von hier aus haben

sich die Quantitäten der Rinder, die man ans Ausland abtreten konnte, gemehrt. Aus der Walachei, aus den ungarischen Pusten, aus den Sumpfweiden an der Sau und Drau haben sich die Rinder auf die Reise begeben, um in Pesth, in Wien, in Regensburg sogar und München den stets regen Hunger der dortigen Leute zu stillen. Serbien und Bosnien haben ihre Bergthore eröffnet und ihre überschwänglichen Schweineheerden hinausgetrieben. Ganze kleine Schiffsflotten bemannten sie damit, spannten Dampfschiffe vor und förderten sie so unaufhörlich auf den Flügeln des Dampfes auf die Schlachtbänke und in die Garküchen der Residenzstädter im Westen.

Und so wurde es möglich, daß in den ungarischen Ländern, selbst jeder arme Hirte nicht nur sein „tägliches Brot", sondern sogar seinen täglichen Braten, wenigstens sein gepfeffertes „gyllyaz hus" hatte, und daß unsere deutschen Poëten in Oestreich ein Land der bratspießwendenden Phäaken besangen.

Diese Rindermärsche aus den unteren Donaugegenden längs des Flusses aufwärts gaben dann wieder dem Viehe der Oestreicher, der Baiern und Schwaben neue Impulse nach Westen. Weil es dadurch möglich wurde, die gemachten Lücken leichter wieder zu füllen, so entstand dann von hier aus der große Handel mit Vieh nach Frankreich und bis Paris, der allerdings in neuerer Zeit in Folge fiscalischer Maßregeln etwas gelitten hat.

Ein drittes Fleischnahrungs-Magazin, zu welchem der hungernde Europäer mit Sehnsucht emporblickt, stellt sich in dem Labyrinthe der Alpengebirge von den Gränzen Ungarns bis nach Frankreich hinein dar. Daß auch dieses Magazin in neuerer Zeit ergiebiger und einträglicher geworden ist, scheint mir außer Zweifel. Vermehrung der Weide und der Viehzucht ist in den ganzen Alpengegenden ein allgemeines Phänomen. Ueberall hat man den Wald, ja sogar den Acker beschränkt, um Viehweide zu gewinnen. Früher hatte man Kornbau selbst in sehr hohen Gegenden der Alpen, und überall hat er hier der einträglicher gewordenen Viehzucht weichen müssen. Aus Tyrol, aus Steiermark, aus der Schweiz, aus Savoyen wandern die Rinder überall die Berge hinab, um die Stallungen der italienischen Flachländer zu füllen, und eben so wandern sie nach Norden und Westen ins Po- und Rheinland und in die bairischen Ebenen. Zwar springen die Sennhirten der Alpen weniger

mit dem Fleischertrage ihrer Heerden, als vielmehr mit anderen Viehzuchts-Producten der Noth der Welt bei; Milch, Butter, Käse, Leder sind die Hauptgegenstände ihrer Wirksamkeit. Aber auch selbst dieß ist kein unwichtiger Lebens-Comfort. Die Großartigkeit der Entwickelung des Schweizer-Käsehandels ist eine ganz neue Erscheinung, und wer in Schwaben und im Schwarzwalde gereist ist, der weiß, daß dort selbst die Armen sich als Zukost zu ihrem Brote und Weine, wenn auch nicht einen Rinderbraten, doch ein Stück Schweizerkäse zähmen können. Die Baiern und Tyroler glauben allgemein, daß die Alpenbutter Kraft und Stärke gäbe und eins der gesündesten Nährmittel sei, der Butterhandel machte ihnen in neuerer Zeit dieses balsamische Fett immer zugänglicher.

Die Reform der Viehzucht in Deutschland, die bedeutende Vermehrung des Anbaues der Futterkräuter, die dadurch möglich gewordene Stallfütterung, die immer allgemeiner wurde, die mehr und mehr zunehmende Mastung des Viehes in unseren Bierbrauereien und Brantweinbrennereien, das Alles hat, dieß ist mehr als wahrscheinlich, nicht nur die Häupteranzahl unserer Rinder vermehrt, sondern auch ohne allen Zweifel das Gewicht jedes einzelnen Hauptes und die Güte des Fleisches im Allgemeinen erhöht und auf eine Herabdrückung der Fleichspreise hingewirkt.

Wie sehr hat man sich nicht in neuerer Zeit bestrebt, durch Kreuzung der Racen besseres Stammvieh zu erzeugen und Qualität wie Quantität der Viehzucht-Erträgnisse zu erhöhen. Haben wir nicht aus der Schweiz, aus Holland, aus Holstein, sogar aus England Zuchtstiere und Mutterkühe kommen lassen, haben wir nicht aus Spanien selbst unsere Schafheerden erneuert? Ja hat nicht sogar China uns seine kleinen dickbäuchigen, kurzbeinigen Schweine gesandt, die jetzt in einigen Gegenden Europas einheimisch geworden sind und sich wie die Mäuse vermehren. Dieß Alles, sage ich, läßt vermuthen, daß in Deutschland und seinen Nachbarländern, überhaupt in allen den europäischen Mittelländern, die an unserer national-ökonomischen Reform Theil genommen haben, die Güte wie auch die Menge des zu Markte gebrachten Fleisches sich bedeutend vermehrt hat.

In den Marschen der Friesen und Holländer, an den Mündungen der Elbe, Weser, der Ems und des Rheins hat man die Viehzucht zu einer Entwickelung gebracht, wie sonst nur

in wenigen Ländern Europa's. Der Käsehandel der Holländer hat mit dem der Schweizer um die Palme gerungen, der Welt ein schmackhaftes Nahrungsmittel mehr zu liefern. Die Butterproducte und der Butterhandel der Oldenburger, der Anwohner der Elbe- und Weserufer, und namentlich unserer Schleswig-Holsteiner haben einen Umfang gewonnen, wie sie ihn nie zuvor hatten. Diese Leute wirthschaften und buttern nicht nur für Deutschland, sondern auch für einen guten Theil von Spanien und Frankreich, und in neuerer Zeit ist ihnen sogar England eröffnet worden, bei dessen Versorgung sie mit den Kentern und Irländern concurriren. Die Halbinsel Jütland, ihre Haiden und Weiden sind wieder eines der großen europäischen Viehmagazine, von denen wir immer nur einige hervorheben können. Von dort wandern Rinderzüge, eines Theils über die Belte und Sunde, die dänischen Inseln als Brücken benutzend, nach Skandinavien ein, und anderen Theils nach Süden, nach Deutschland hinab, um sich an den fetten Weiden an der Nordsee eine Zeit lang zu ergötzen und dann weiter zu gehen, um im Inneren des Landes ihr Leben zu büßen. Die Eisenbahnen, die von Hamburg ausgehen, haben in neuerer Zeit diese Viehtransporte außerordentlich erleichtert und vermehrt, und sie haben bewirkt, daß jetzt Berlin und überhaupt alle Märkte des sandigen Nordens von Deutschland mit so gutem und billigem Fleische versorgt werden, wie nie zuvor. In Folge dessen hat sich sogar in den Marschländern eine ähnliche Erscheinung offenbart wie in den Alpen. Wie dort, hat man auch hier viele Striche, die ehemals entweder ganz unbenutzt waren oder unzweckmäßigerweise zum Ackerbau verwendet wurden, der Natur des Landes gemäß zu Weideland umgewandelt, und den Holländern hat dieß sogar die kühne Idee eingeflößt, sowohl ihre Torfmoore mit rinderzüchtenden Colonisten zu erfüllen, als auch sogar das Harlemer Meer auszupumpen, die Heerden Amphitritens auszutreiben und statt ihrer die des Apollo dahin aufs Trockene zu versetzen.

Noch unvergleichlich bedeutender aber als alle Reform in Stallungen und Weiden, welche sich auf dem Continente zugetragen haben, sind die Erscheinungen, welche in England auf diesem Gebiete der menschlichen Thätigkeit in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten ans Licht traten. Das Roastbeef von Alt-England war zwar von jeher schon berühmt, bildete bereits

zu des schwarzen Prinzen Zeiten einen Theil des britischen Stolzes und rührte von jeher schon den britischen Patriotismus, wie ehemals die ägyptischen Fleischtöpfe den eines Auswanderers aus dem Nilthale. Aber großer Gott, wie mager mag doch noch das Rindfleisch gewesen sein, welches König Alfred und Richard genossen, in Verhältniß zu den untadelhaften Braten, die jetzt nach zahllosen mißglückten und eben so zahllosen gelungenen Versuchen die raffinirte Neuzeit als höchste Blüthe der Kunst des Viehzüchters und Ackerbauers producirt hat. Wenn in einem Stücke, so haben die Engländer in Bezug auf Schweinespeck und Roastbeef das Vollkommenste in seiner Art geleistet, was der Menschheit möglich wurde, und es sind wenige Schlächter, wenige Viehmäster und Ackerwirthe in den Staaten der britischen Herrscherin, die von den olympischen Spielen nicht mit dichten Lorbeeren bekränzt hinweggegangen wären, wenn sie dort mit ihren Preisochsen hätten erscheinen können.

Die englischen Cattle-shows, die Stallungen eines britischen Squires, die Fleischläden nicht nur in London und Liverpool, sondern auch in jedem kleinen Landstädtchen jener gesegneten Inseln geben ein Bild des Ueberflusses und der Fülle, so daß man glauben muß, daß Alles, was man der Art etwa bei den Phäaken an der Donau gesehen hat, sich zu ihm verhält wie ein „gebackenes Händl" zu einem ganzen gebratenen Ochsen. Die Irländer haben ihre Schweine mit immer wachsender Sorgfalt erzogen, ja ihnen zuletzt sogar fast gleiche Rechte mit ihren Kindern eingeräumt. Die schottischen Hochländer und die Bewohner der Western Islands haben den Walter Scott's zum Aerger immer mehr und mehr poetische Haide umgehauen und immer zahlreichere Heerden von ihren Hochlanden herabgetrieben, um den Sachsen in dem breiten Ende ihrer Insel satt zu machen. Sogar Sir Robert Peel und andere Staatsmänner haben nicht eher geruht, als bis es ihnen gelang, die alten verrosteten und in schwerfälligen Angeln sich drehenden Thore der englischen Zoll-Mauern zu öffnen und dem ausländischen Vieh und Fleische freien Eintritt zu gewähren. Und so wird denn jetzt England mit Fleischspeise, die es ehemals nur aus dem benachbarten Irland bezog, von Frankreich und Holland, ja sogar von Deutschland und von Spanien her damit versorgt.

Sogar was außer Europa zur Verbreitung der uns un-

entbehrlichsten Nahrungsmittel, des Rindviehes und des Getreides, in dem letzten Jahrhunderte vorgegangen ist, hat ebenfalls bedeutend auf eine reichlichere Versorgung unserer Märkte mit jenen Lebensmitteln hingewirkt. Die milch- und fleischgebenden Rinder waren in Süd-Amerika, überhaupt in dem ganzen großen Occidente unbekannt. Unsere Colonisten haben sie dort hinübergebracht, und in den Pampas von Süd-Amerika haben sich diese Thiere in einem noch stärkeren Verhältnisse vermehrt als in den Steppen Südrußlands. Ganz dasselbe ist neuerdings in Australien geschehen. Auch hier hat das Rindvieh, das wir hinbrachten, sich gepaart und geschaart, und Millionen von wilden, halbwilden und zahmen Kühen und Ochsen weiden jetzt auf den Grasländereien dieses Continents. Obgleich durch Oceane von uns getrennt, stehen sie doch dem hungerleidenden Europa zahlreich zur Seite. Denn, wenn es auch selbst mit den schnellsten Dampfschiffen nicht möglich ist, frisches Fleisch von daher unseren Märkten zuzuführen, so gehen doch erstlich unseren Heerden keine Zuchtthiere, die wir sonst dahin schicken mußten, mehr ab, und zweitens haben wir es nicht mehr wie ehemals nöthig, jenen Colonisten, die nun in ihren Steppen das Fleisch so reichlich und billig finden, wie die Israeliten das Manna in der Wüste, gesalzenes und geräuchertes Rindfleisch zuzuschicken. Ferner brauchen wir unsere Schiffe bei ihren Weltumsegelungen nicht mehr so reichlich zu verproviantiren, da sie ihre Bedürfnisse viel billiger in jenen Colonieen selbst erhalten können. Und endlich schicken uns nun diese Colonieen viele Häute, Hörner, Talg und andere Producte der Rindviehzucht zu billigen Preisen, und uns ist es sonach möglich, bei unserer Viehzucht mehr auf Erzielung des Fleisches zu sehen, und wir können dieses daher mit jener Aushülfe reichlicher und billiger produciren.

Wollen wir, wie auf unsere Weiden, auch noch in unsere Hühner- und Taubenställe und unsere Ententeiche einen Blick thun? Auch hier begegnen wir einer Vervielfachung der Racen, einer Vermehrung des eßbaren Geflügels, die, bisher noch wenig beachtet, für sich allein zwar unbedeutend, als Theil des Ganzen aber doch auch erwähnungswerth ist. Bei unseren Reisen um die Welt haben wir mancher Orten bei den einheimischen Nationen gezähmte Vögel kennen gelernt, die in Europa bis dahin unbekannt waren, und die wir in unsere Heimath ver-

pflanzten. Wer nennt nur alle die verschiedenen Arten des Geflügels, welche die Länder in der letzten Zeit unter sich austauschten, und die nun alle auf den Gehöften unserer Bauern versammelt sind? In manchen Gegenden bildet das Hühnerfleisch jetzt einen gar nicht unbedeutenden Nahrungsstoff dar, so z. B. in Oestreich, wo Hoch und Niedrig seine gebackenen Händel ißt, die noch vor hundert Jahren als eine Volksspeise gar nicht bekannt waren. Die Gänse, die zwar schon sehr alte Gefährten und Freunde unserer Landleute sind, deren Zucht wir aber ebenfalls ausgedehnt und deren Racen wir vermehrt haben, bedecken jetzt in großen Heerden weit ausgedehnte Wiesen in vielen Ländern, z. B. im Norden Deutschlands, und liefern hier einen Theil der Volks- und Nationalgerichte. Die calcuttischen Hühner sind eine Gattung von Geflügel, die ehemals in Europa ganz unbekannt war. Wir haben sie von Indien herübergebracht, und jetzt haben sie sich im ganzen Welttheile der Art verbreitet, daß sie hie und da, z. B. in der Walachei, in Ungarn, überhaupt in allen Ländern, in welchen die Maiscultur festen Fuß faßte, in großen Heerden auf allen Feldern schwärmen, und daß sie dort den Bauern und selbst den Unbemittelten in eben dem Grade eine erreichbare Speise geworden sind, wie die Gänse dem gemeinen Manne in Pommern. — Auch die Fasanen, die wir aus dem Orient holten und bei uns akklimatisirten, können wir hier erwähnen. Es giebt Striche in Europa, wo sie in den Waldgehegen so gewöhnlich geworden sind, wie die wilden Tauben, z. B. in Böhmen, Schottland ꝛc., und nicht blos dem Reichen ist dadurch eine neue Delicatesse, sondern auch dem Armen, dem Fasanenhüter, dem Fasanenjäger, dem Fasanenhändler, eine neue Quelle der Existenz entstanden.

Was den Reichthum des vierten Elements, des Wassers, betrifft, so könnte es scheinen, daß hier im Laufe der Zeiten eine Verringerung der Ernte und Zufuhr von Nahrungsmitteln stattgefunden habe, besonders wenn wir an die mittelalterlichen Verordnungen unserer Stadtmagistrate denken, welche es den Herrschaften verboten, ihren Domestiken mehr als zweimal in der Woche Lachs zu geben; Verordnungen, wie sie in den Gesetzsammlungen der großen Städte fast aller Länder Europas vorkommen. Die Klagen der Fischer über Mangel an Ausbeute scheinen ganz allgemein in Europa zu sein. Die Häringe, die Wallfische, die

Delphine in den nördlichen Gewässern sollen sich bedeutend gemindert haben; eben so die Thunfische, die Moränen, die Sardellen in dem mittelländischen und schwarzen Meere. An allen Flüssen Europas begegnet man ähnlichen Klagen über das Aussterben der Fischracen. Doch fragt es sich noch wohl sehr, ob diese Klagen über die Gegenwart und das Lob einer herrlichen Vergangenheit nur ein Zeichen der gewöhnlichen Unzufriedenheit des Menschen oder ein Beweis der uns im Stiche lassenden Naturkräfte sind.

Wahr ist es, daß die Kunst des Menschen auf die Conservirung und Mehrung der Wasserthiere weniger einwirken kann als auf die der anderen Thiere, der Rinder, die er zähmt und züchtet, der Hirsche und Rehe, die er einzäunt und hegt, der Vögel, denen er die Flügel beschneidet und Nester giebt. Die Seethiere namentlich, die nur auf der Weide des weiten Oceans gedeihen, entschlüpfen ihm fast ganz. Außer den sogenannten „Austergärten" und „Austerbänken" wäre hier fast gar keine Erfindung zu nennen, die uns zu Hülfe gekommen wäre, und wir hängen hier ganz von der Natur ab. Wird uns diese untreu, versiegen ihre Reproductionskräfte, so bleibt allen den Menschen und Völkern, deren Acker das wellengefurchte Meer ist, nichts Anderes übrig, als Banquerott und Verhungern. — Mit den Flußthieren steht es etwas besser. Die, welche durchaus fließendes Wasser wollen, Forellen und andere, können wir eben so wenig controliren und hüten. Für die anderen haben wir Bassins und Teiche angelegt, und was diese und die darin gehegten Fische betrifft, so ist bei ihnen in der Neuzeit schwerlich eine Verminderung eingetreten. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß nicht nur in dem mit Fischteichen übersäeten Böhmen, nicht nur in dem auch hierin stets fortgeschrittenen England, nicht nur in dem auch mehr und mehr Fischteiche organisirenden Ungarn, sondern überhaupt in ganz Europa eine Verbesserung, eine Vervielfachung der Subsistenzmittel stattgefunden hat.

Die Zeit, wo Könige sich in Fischergilden aufnehmen ließen oder wo Könige aus Fischergilden hervorgingen (Mas Aniello), wo der Fischfang Völker in Krieg verwickelte (Holländer und Engländer wegen des Häringsfanges) oder die Regierungen zur Abschließung von Staatsverträgen veranlaßte (England und Frankreich wegen der Fischerei auf der Newfoundlandsbank), ist zwar

vorbei, allein nichtsdestoweniger glaube ich nicht, daß unsere Küstenbewohner und Fischerbevölkerungen durch zunehmenden Fischmangel in so großes Elend verfallen sind, daß wir dieß als einen bedeutenden Abzug auf die Steigerung des materiellen Wohls zu betrachten hätten. Noch immer verehren viele Millionen unserer Mitbrüder den Holländer Beukel, der die Einsalzung der Häringe erfand und sie dadurch fähig machte, ein sehr brauchbares Subsistenzmittel der Armen zu werden, als einen Wohlthäter des Menschengeschlechts. Die Irländer erhalten noch immer in Folge dieser Erfindung eine hinreichende Quantität von Häringen, der einzigen schmackhaften Zukost, die sie zu ihren gewürzlosen Kartoffeln genießen können. Die Letten und Esthen an der Ostsee werden ebenfalls noch stets zu billigen Preisen mit diesem merkwürdigen Seeproducte versorgt, das ihre vornehmste Beilage zum trockenen Brote bildet. Ueberhaupt an der ganzen Ostsee in Preußen, in Polen, in Skandinavien haben die Armen noch immer einen Häring als willkommene Würze und sehr gesunde Nahrung. Und es ist wohl sehr die Frage, ob sie ihn jetzt wirklich theuerer bezahlen müssen als ehemals zu der Zeit, da die holländischen Häringsfischer-Frauen mit Gold, Sammt und Seide prunkten. Die Armuth und Noth, welche das Ausbleiben der Häringszüge in Skandinavien und anderswo zu Zeiten verursachte, ist immer nur ganz local und temporär gewesen und sowohl im Mittelalter, als in der Neuzeit dann und wann eingetreten, ja in dieser, in welcher nun nicht mehr die Holländer allein, sondern fast alle Küstenleute Westeuropas Häringe fischen, und wo der Handel die Häringe so gut, wie das Korn rascher und allgemeiner zuführt, sind solche Häringstheuerungen eben so gut wie die Brottheuerungen minder häufig und nachtheilig gewesen *). Ob jetzt wirklich eine geringere Anzahl von Menschen in Europa mit dem Fischfange beschäftigt ist und mit Fischen versorgt wird als ehemals, ist wohl sehr die Frage. Es ist eine Frage, die man zu verneinen geneigt sein muß, wenn man den unerschöpflichen Fischreichthum in den russischen Flüssen, den

*) Siehe über diesen Punkt, sowie über Alles, was mit der Geschichte und der national-ökonomischen Bedeutung des Härings zusammenhängt, einen sehr interessanten Artikel in der Révue des deux Mondes 1848. December-Heft.

erst die neuere Zeit recht zugänglich gemacht hat, erwägt, wenn man bedenkt, daß die Fische im schwarzen Meere nur in den allerletzten Jahren zum ersten Male genau verzeichnet und beschrieben wurden, und daß jetzt von ihren bisher ungestörten Generationen die halbe Bevölkerung Odessas und anderer an der Küste jenes Meeres jüngst erstandener Städte genährt wird, daß im Bosporus bei Constantinopel sich noch, wie zu Alexanders des Großen Zeiten, Fische aller Art drängen, daß es in den Gewässern, in welchen Odysseus seine Fata erlebte, noch eben so viele ichthyophagische Insulaner giebt, wie zu Homers Zeiten, daß der Makrelen-, Sardellen- und Thunfischfang im Mittelmeere noch jetzt wie ehemals viele tausend Hände beschäftigt, daß die spanischen, französischen, belgischen und holländischen Küsten noch jetzt wie ehemals mit einem Kranze von Fischerorten garnirt sind, daß die britischen Fischer noch jetzt wie ehemals zu den thätigsten der Welt gehören, und daß, obwohl an der Themse jetzt fast 2 Millionen Menschen mehr leben als vor zweihundert Jahren, doch der Fischmarkt von London noch immer mit Seethieren aller Art täglich reichlich versehen ist, — wenn man alsdann auf die Belte und Sunde der Ostsee einen Blick wirft und die Delphine und Häringe dort alljährlich zur bestimmten Zeit anlangen sieht, wie sie es seit Jahrhunderten thaten, — wenn man an den Küsten der Nord- und Ostsee entlang wandert und den Fang der helgoländer Hummern, Butten und Schellfische, der holsteiner Austern, der Kieler Sprotten, der Lübecker und Rostocker Dorsche, der livländischen Strömlinge ꝛc. beobachtet und seine jetzige und seine frühere Ergiebigkeit vergleicht, — wenn man alsdann hinübergeht auf die westliche Seite Skandinaviens und dort den Stockfischhandel von Bergen noch immer blühend findet und wahrnimmt, wie das öde Nordcap im Sommer für einige Monate von 10,000 Menschen, von Normannen, Lappen, Finnen und Russen, die wetteifernd die Fische mit Netzen umgarnen, belebt wird, — und wenn man endlich noch dazu nimmt, daß wir wie die Aecker und Weiden ebenso auch die Meere und Fischbänke anderer Welttheile uns tributpflichtig gemacht haben, daß wir Fischfett sogar vom Südpol, Schildkrötenfleisch aus den westindischen Gewässern und mancherlei getrocknete und gesalzene Fischspeise von der Newfoundlands-Bank und anderen transatlantischen Punkten holen.

So wurden also, wie ich zeigte, unsere Rinderheerden immer zahlreicher, unsere Schaf-, Schweine- und Geflügelstallungen stets gefüllter, die Racen aller der von uns genossenen Thiere immer zahlreicher, die ganze große Noahs-Arche, die wir Europa nennen und in der wir durch den stürmischen Ocean dieses Lebens schwimmen, stets lebendiger, so wurden unsere Garten- und Feldfrüchte von Jahrhundert zu Jahrhundert mannichfaltiger, die Ernten unserer Aecker ergiebiger, unsere Tafeln reicher besetzt. Die Pflanzen und Thiere, welche es duldeten, verpflanzten wir völlig in unsere Heimath. Wo dieß nicht möglich war, da halfen uns die Kaufleute, und indem sie uns mit allen Ländern der Welt in Verbindung setzten, verschafften sie von allen Seiten her, wonach unser Herz verlangte. Daß in den reichen Magazinen der Handelsherren von London oder Byzanz, oder auf den üppigen Tafeln unserer Großen alle Delicatessen des Erdkreises zusammengeführt werden, ist so oft gesagt worden, daß sich Niemand mehr darüber wundert. Aber können wir jetzt nur irgendwo in Europa, sei es in dem versteckten Städtchen eines Gebirges des Innern, sei es auf einem Jahrmarkte an der böhmischen Moldau oder der russischen Kama einen Victualienladen, oder bei einem Bürger unserer kleinsten Ortschaften und Dörfer eine gedeckte Tafel finden, bei der nicht die entferntesten Weltgegenden repräsentirt würden? Kann nur die simpelste Hausfrau zum Tauffeste ihres Kindes einen Kuchen backen, ohne Westindien für den Zucker, Griechenland für die Korinthen, Hindustan für den Zimmt, Afrika für den Safran zu danken? Muß nicht bei seinem Kaffee der ärmste Bewohner des Erzgebirges Arabiens und bei seinem warmen Thee der irische Bettler Japans und Chinas gedenken? Rollen die reizenden Goldfrüchte der hesperidischen Gärten, die wir vermuthlich, weil sie uns zuerst aus dem Reiche der Mitte zukamen, Sina-Aepfel nennen, jetzt nicht durch ganz Europa, sind sie nicht selbst im Inneren des schneeigen Rußlands überall zu haben, und bringt nicht der gefällige Mercur die Zweige der Orange so tief herab, daß nach der erfreulich duftenden und leuchtenden Frucht voll erquicklichen Saftes zu Zeiten selbst der Unbemittelte, sogar wohl der arme Tatar oder Ruthener greifen mag? Die Griechen gaben ihrer Geschöpfe nährenden Göttin zu Ephesus zum Zeichen ihrer Fruchtbarkeit hundert Brüste. Wie kamen die an Gaben und Waaren vergleichsweise so armen Griechen auf ein für sie

so übertriebenes Symbol, das erst jetzt eine Wahrheit geworden, jetzt, da Diana und die ganze Gäa uns Europäern, ihren Lieblingskindern, tausend Brüste darbietet, tausend Brüste voll Nahrung und Speise aller Art. Man möchte spotten über die Länder, in denen „Milch und Honig fleußt" und das „Mannabrot" vom Himmel fällt, beim Anblicke unseres Welttheiles, in welchem neben Milch und Honig auch sämmtliche andere Nährsäfte der Welt fließen und wo neben den Fleischtöpfen Aegyptens auch alle die Fleischtöpfe aller übrigen gesegneten Ländern stehen. Uebersteigt nicht die Fülle und Mannichfaltigkeit der Lebensmittel, die über unseren Welttheil jetzt jährlich und täglich von den Dienern des Handels ausgeschüttet wird, Alles, was die Phantasie der das gelobte Land suchenden Juden oder der ihre Götter mit Nektar und Ambrosia speisenden Griechen je sich nur denken konnte?

Unter allen den aus fernen Landen uns zugeführten und bei uns nicht heimisch gewordenen Nahrungsmitteln haben keine einen so bedeutenden und unsere ganze Lebensweise, vielleicht unseren Charakter umgestaltenden Einfluß geübt als Zucker, Thee und Kaffee, — Stoffe, die in Bezug auf ihre national-ökonomische Wichtigkeit fast neben der Kartoffel genannt zu werden verdienen.

Die europäische Menschheit hat sich dem Genusse des Zuckersaftes, dem Thee- und Kaffeetranke mit einer solchen Begierde hingegeben, daß in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit alle drei Stoffe sich den begehrtesten Bedürfnissen unseres Lebens beigesellt haben. Kaum hatten wir die Kaffeebohne in Arabien, die Theestaude in China, das Zuckerrohr in Indien kennen gelernt, so waren wir bemüht, in allen warmen Weltgegenden Länder zu gewinnen, in denen wir diese uns so außerordentlich zusagenden Producte anbauen könnten. Der westindische Insel-Archipel, das weitschichtige Brasilien, viele andere Striche Süd- und Nordamerika's haben wir in Kaffee- und Zuckerplantagen verwandelt. Selbst in einigen Strichen Afrikas und Europas haben wir Versuche mit ihrem Anbaue gemacht und auch den Thee hie und da, wenn gleich selten mit großem Erfolge, akklimatisirt. Auf diese Weise erwuchs denn die Fluth derjenigen Waaren, welche wir vorzugsweise Colonial-Waaren genannt haben, und die unter diesem Namen eine so merkwürdige Rolle in der neueren politischen und commerciellen Geschichte Europas gespielt haben.

Noch vor wenigen Jahrhunderten wurden diese interessanten

Producte der tropischen Gegenden nur als Curiositäten gezeigt und gekostet. Noch vor 200 Jahren befanden sich Zucker, Thee und Kaffee nur in kleinen Portionen bei unseren Apotheken und wurden von den Aerzten als Heilmittel verschrieben. Kaum vor 150 Jahren etablirte man die ersten Kaffeehäuser in Europa. Anfangs bedienten sich nur die Vornehmsten und Reichsten dieser Säfte und Getränke. Bald aber, da man immer mehr Geschmack für sie gewann, verbreiteten sie sich in weiten und weiteren Kreisen. Und am Ende, da man die schwarze Bevölkerung Lybiens in Fesseln schlug, über Meere sandte und in den Zuckermühlen und Kaffeeplantagen arbeiten ließ, da Millionen von Europäern mit ihnen hinüberwanderten, um ihre Arbeiten zu leiten, nachdem den Spaniern und Portugiesen die Holländer, den Holländern die Briten den Scepter der Meeresherrschaft entrungen und diese in aller Welt Enden eine unerhörte Thätigkeit in der Thee-, Zucker- und Kaffeeerzeugung hervorgerufen hatten, kam es denn so weit, wie es jetzt gekommen ist, daß man diese köstlichen Pflanzenproducte zu immer billigeren Preisen haben konnte, daß sie selbst den Unbemittelten zugänglich wurden, ja daß man sogar im Stande war, mit diesen Erzeugnissen der entlegenen Colonieen das geschmacklose Wasser mit geringerem Aufwande zu würzen, als mit dem Extracte der Gerste, des Hopfens, der Weintraube, die neben unserer Hütte wuchsen.

Kaffee und Thee ersetzten bei den Wohlhabenden fast aller Völker Europas die ehemals beim Frühstücke und Abendbrote üblichen Getränke, die Suppen, die Breie, die Fruchtsäfte, das Bier 2c. Ueberall bewirkten sie eine Reform der alten kräftigeren Früh- und Abendmahlzeiten. Fast überall auch drangen sie selbst in die untersten Klassen der Gesellschaft hinab und wurden ein allgemeines Lebensbedürfniß, in vielen Gegenden eine Hauptingredienz der Volksnahrung. So ist z. B. in dem ganzen weiten Rußland der Thee geradezu das vornehmste Getränk fast aller Klassen der Gesellschaft, denn selbst die Leibeigenen und die Proletarier der Städte trinken dort Thee. Ja es giebt dort Völker, denen Thee-Extract, Thee-Suppe, Thee-Brot*) so wichtig geworden sind, wie den Arabern Reis

*) Einige dem Kaiser von Rußland unterworfene Völker machen aus den mit Fett vermischten Theeblättern eine Art Gebäck, dessen sie sich alltäglich bedienen.

und Datteln. Ebenso ist der Thee das tröstlichste Getränk fast aller Klassen in England geworden. Selbst dem irländischen Bettler, sogar dem armen Bewohner der Souterrains in den berüchtigsten Quartieren Londons, Dublins, Liverpools und Edinburghs ist er jetzt ein Lebensbedürfniß. Bei vielen anderen Strichen Europas gilt dasselbe vom Kaffee, so namentlich in manchen Gegenden Deutschlands. Die Bewohner des Erzgebirges z. B. trinken Kaffee zum Frühstück, zum Mittag, zum Vesper- und Abendbrote. Sie nähren sich von Kaffee und Kartoffeln, wie die Irländer von Thee und Kartoffeln. In Belgien, Holland, in vielen Strichen Norddeutschlands werden beide, Thee und Kaffee, in gleich großen Quantitäten consumirt. Fast überall bei uns ist es soweit gekommen, daß unsere alten Ausdrücke „Frühstück", „Morgenbrot" und „Abendbrot" ganz antiquirt und daß jetzt „Kaffee" und „Thee" an ihre Stelle getreten sind. In anderen Gegenden Europas hat statt des Thees und Kaffees wieder die Cacaobohne ein großes Uebergewicht erhalten, so z. B. in Spanien und einigen Gegenden Südfrankreichs und Italiens. Hier hat sich der nahrhafte Cacao die entschiedensten Anhänger verschafft, indem er eifrig an der Sättigung der Spanier arbeitet, die weder im Alterthume, noch im Mittelalter dieses treffliche Nahrungsmittel kannten. Die Cacaotasse geht in Spanien von Mund zu Mund, wie das Kaffeeschälchen im Oriente, wie das Theeglas in Rußland, und ein spanischer Maulthiertreiber, wenn er seine Cacaoportion genossen hat, fühlt seine Lebenskraft so gestärkt, wie ein Araber, der seine Hand voll Datteln verzehrte. Den Zucker endlich genießen wir jetzt in tausend Gestalten, in unseren Getränken aufgelöst, mit unserem Brote verbacken, unseren Früchten und einer Menge unserer Gerichte beigemischt. Die Frage von den süßen Pflanzensäften, die „Zuckerfrage", ist daher eine der Hauptfragen unserer Zeit geworden. Obgleich auf dem tiefsten Grunde dieser Frage nichts weiter zu finden ist, als solche triviale Triebfedern, wie die leckerhafte Begierde unserer naschsüchtigen Kinder, Knaben und Mädchen, welche Süßigkeiten saugen wollen, oder die eingeschlichene Gewohnheit unserer Kaffeeschwestern, derzufolge ihnen ihr Getränk ohne ein Stück Zucker nicht genießbar dünkt, oder die Einbildung unserer Köche und Mahlzeitengeber, die ohne gezuckerte Früchte oder gesüßte Torten ein Diner nicht für vollständig halten, oder die verliebten Gefühle

eines Bräutigams, der seiner Auserwählten seine Liebe in Bonbons zu schmecken geben will, — obgleich, sage ich, der Zuckerfrage lauter solche scheinbar nichtige Bestrebungen zum Grunde liegen, so ist sie doch daraus zu einer solchen Bedeutsamkeit und Wichtigkeit erwachsen, daß nicht nur tausend Kaufleute, Schiffscapitäne und Matrosen beständig ihr Leben und ihre Existenz dafür aufs Spiel setzen, sondern daß sie auch einem Pitt, einem Napoleon, einem Peel, einem Louis Philipp nicht geringes Kopfbrechen verursachte, und unsere Regierungen und Parlamente sich mit ihr ebenso wie mit den Kornpreis-, Thee- und Kaffeefragen in langen und ernsthaften Debatten beschäftigt haben.

Jene zum Theil schädlichen und sonderbaren, zum Theil wenigstens überflüssigen und willkürlich geschaffenen Gewohnheiten und Gelüste haben eine Menge ernsthafter Interessen begründet und eine Menge von Existenzen hervorgerufen, die nun der Staat und die Politik zu schützen suchen muß.

Es sind große reiche Städte in die Welt eingetreten, deren Wohlhabenheit vorzugsweise auf dem Thee- oder Zucker- und Kaffeehandel basirt ist. Es sind bedeutende Klassen der Gesellschaft geschaffen worden, die sich blos mit der Behandlung oder Verarbeitung dieser Colonialwaaren beschäftigen. Und diesen sind wieder, um die Angelegenheit noch mehr zu verwickeln, andere industriöse Klassen gegenüber getreten, welche die von den fernen Welttheilen in uns angeregten Begierden und erzeugten Bedürfnisse aus eigenen einheimischen Mitteln zu befriedigen suchten, so die Runkelrüben- und Ahornbaum-Zuckerfabrikanten, die Bienenbesitzer und Honigerzeuger, die Kaffee-Surrogat-Producenten, die Pflanzer nichtchinesischer Theegewächse 2c. Wie aus der Einführung des Thees und Kaffees allmälig alle die zahlreichen Theeschenken und Kaffeehäuser, die im Oriente und Occidente unsere Städte und selbst unsere Dörfer füllen, und die auch, mit dem geselligen Kaffeegenusse Conversation verbindend, unsere Sitten vielfach änderten, politische Geselligkeit beförderten, Kaffeehaus-Clubs hervorriefen, so gingen aus der Einführung des Zuckers die zahlreichen Conditoreien hervor, die sich seit 200 Jahren allmälig in allen unseren Städten etablirt haben, und die dem leckeren Publicum den Zuckersaft in tausenderlei Gestalten darbieten.

Man wende mir nicht ein, daß, wenn ich hier von Confect, Torten, Kaffeehäusern und Conditoreien spreche, ich von meinem

Thema abspringe, welches ist die allgemeine Steigerung des materiellen Wohls nachzuweisen, und von Bedürfnissen rede, welche nur wenige Reiche befriedigen können. Es ist nicht wahr, daß alle diese Dinge blos für die Reichen da sind. In Italien hat jedes Dorf sein Kaffeehaus, in Irland jeder Weiler seine Theeschenke. In Griechenland nehmen die Aermsten im Kaffeehause Platz. Bei uns in Deutschland, in Frankreich ist es nicht viel anders. In Rußland wird der Thee auf den Straßen herumgetragen und für Kupfermünzen ausgeschenkt. Ja jede Klasse der Gesellschaft hat in Europa ihren Confiseur und Kuchenbäcker. Hat man je in England, in Frankreich die Massen groben Zuckerwerks beachtet, die selbst in den armseligsten Quartieren der Städte zu Spottpreisen feilgeboten werden, und mit denen der Bettler seine Kinder, der Matrose und Fabrikarbeiter seine Geliebte füttert, — hat man je die gesüßten Säfte und die krystallisirten Zuckerwaaren betrachtet, die in Constantinopel auf allen Straßen umhergetragen werden und dem Volke fast zugänglicher und erreichbarer sind als die wilden Beeren im Walde, — giebt es nur ein armseliges böhmisches Dorf, in dem nicht allerlei aus Zuckersaft erkünstelte Leckerbissen um ein Geringes zu haben wären, — ja giebt es nur ein „Mestetschko"*) in dem Lande der Kosaken, das nicht ein halbes Dutzend Bonbon-Fabrikanten beherbergte, und muß man dem Allen nach nicht gestehen, daß das indische Rohr in Folge aller der Cultur, welche wir und unsere Neger ihm haben angedeihen lassen, in Folge aller der Mühe, welche sich unsere Plantagenbesitzer, Schiffer, Kaufleute, Zuckersieder, Raffineurs oder „Schweizer" mit ihm gegeben haben, jetzt seinen süßen, milden, besänftigenden und nährenden Saft auf alle Europäer, Arme und Reiche, Germanen und Romanen, Slawen und Tataren immer mehr und mehr, in immer reichlicherem Maße herabträufeln ließ? Es giebt wenige Zahlenreihen in der Welt, welche eine so constante Progression zeigen, wie diejenigen, welche den per Kopf statthabenden Zucker-, Kaffee- und Theeverbrauch in den verschiedenen Ländern Europas ausdrücken, und welche uns die Statistiker und Nationalökonomen geliefert haben.

Ob Bier, Branntwein, Liqueure, Champagner und andere Weine zu den wirklichen Lebensbedürfnissen gehören, kann eben so bezweifelt werden, wie die Frage, ob Kaffee, Thee, Cacao,

*) Kleiner Ort.

Zucker rc. dazu zu rechnen sind. Man könnte sogar denken, daß d
zunehmende Vermehrung und Preiserniedrigung einiger jener G
tränke eher das materielle Elend als das materielle Wo
befördere. Allein hier, wo wir immer nur die Frage vor Aug
haben, ob die Neuzeit der europäischen Menschheit immer me
neue Mittel in die Hand geliefert hat zur Erfüllung ih
Wünsche, zur Befriedigung der von ihr empfundenen — wi
lichen oder eingebildeten — Bedürfnisse, wo wir also vorläu
Alles als eine Vermehrung des materiellen Wohls betrachten, w
die Massen zufriedenstellen zu können geeignet scheint, müss
wir auch auf die merkwürdige Zunahme in der Erzeugung u
Verbreitung jener Producte einen Blick werfen.

Unter ihnen hat das Bier in neuester Zeit in besonde
hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Nicht n
werden bei uns in Deutschland noch alle die Biersorten verfe
tigt, welche die „Broihahns", die Bierkünstler von Goslar, vo
Braunschweig und von zahllosen anderen Freistädten ehemals b
uns erfanden, und nicht nur werden diese Biergattungen, d
früher oft nur in den Mauern einer einzigen freien Reichsста
zu finden waren, jetzt nach allen Weltgegenden hin verfahre
sondern es sind seitdem auch noch zahllose andere Biergattung
hinzugekommen.

Ehedem tranken die Engländer ihr Ale und immer nur wied
ihr altes sächsisches Ale. Sie erfanden in der Neuzeit den Porte
der ein stärkendes, gesundes und treffliches Getränk ist, das de
Namen von derjenigen Menschenklasse bekam, für die es zunäch
besonders bestimmt war. Das Ale raffinirten die englische
Bierbrauer dergestalt, daß es in Güte, Stärke und Schmac
haftigkeit mit dem Weine zu rivalisiren im Stande ist, und s
stellten am Ende eine solche Mannichfaltigkeit von Ale- un
Porter-Gattungen zu allen Preisen dar, daß auf ihrem Prei
Courant fast jeder Geldbeutel eine Nummer fand, die ihm nich
unerschwinglich war. Die englischen Bierbrauereien und alle ihr
Vorrichtungen und Utensilien schwollen in neuerer Zeit zu eine
solchen Riesenhaftigkeit an, daß es schon mehr als ein Mal vor
gekommen ist, daß bei Zerplatzung eines Bierfasses und de
verursachten Bierüberschwemmung Arbeiter und andere Menschen
wie bei einer Wasserfluth ihr Leben einbüßten. Damit die Eng
länder nichts vor uns voraus hätten, haben wir auch auf dem

Continente Porter-Brauereien angelegt, und wo wir nicht geschickt genug dazu waren, da hat der Handel uns aus der Quelle selber geschöpft und uns überall den echten Trank dargereicht. — Man versendet jetzt die englischen Biere bis Byzanz und Odessa am Pontus, bis Petersburg am Nordpol, bis zum Nil, ja bis Calcutta am Ganges.

Von Deutschland und namentlich von Baiern ist in neuerer Zeit eine andere merkwürdige Bewegung in der Bierfabrikation und Bierverbreitung ausgegangen. Privaten und Regierungen haben diese Bewegung begünstigt, weil sie in dem Biere ein gesundes und kräftigendes Getränk für die unbemittelteren Volksklassen zu erkennen glaubten. Bairische Bierbrauereien hat man zunächst in fast allen Gegenden und Städten Deutschlands organisirt, längs des Rheins, in der Schweiz, dann sogar im nördlichen Italien, in Mailand, Venedig, weiterhin im Norden, in Kopenhagen, Stockholm und Petersburg. Durch diese noch immer fortschreitende Bierreform ist überall das Bier besser und billiger geworden, und eine Menge Menschen, die ehemals nur auf Wasser oder das Getränk, welches man in Deutschland sonst „Dünnbier" nannte, und das fast ganz aus der Welt verschwunden ist, genossen, dürfen nun, an Festtagen wenigstens, dem Könige Gambrinus huldigen. — Selbst in Frankreich und in anderen Weinländern machte dieser Gott dem Bacchus viele Jünger abspänstig, wie denn aber auch umgekehrt der letztere mit Mercurs Hülfe wieder in nördliche Länder vordrang, in denen bisher blos Meth- und Bierquellen geflossen waren. — Die französischen und rheinischen Weine hat der Handel in der Neuzeit so reichlich unseren nordischen Städten an der Ost- und Nordsee zugeführt, daß man in Bremen und Hamburg, ja sogar in Bergen und Drontheim unweit des Nordcaps den Rebensaft so billig haben kann, wie in der Nähe der weinbekränzten Hügel bei Schloß Lafitte oder Johannisberg. — Warst du Bewohner des Südens ehemals im Rheingau des Landweins müde, du verlangtest vergebens nach bairischem Gerstentrank, — gedachtest du Nordmensch ehemals der glühenden Kraft des südlichen Traubensaftes, du schmachtetest vergebens darnach in deinem nordischen Verstecke. Jetzt gewähren dir hier und dort die Verhältnisse Beides. Alles hat sich ausgeglichen, nichts ist uns mehr versagt, überall bieten sich alle Gaben dar.

Nicht weniger beachtenswerth und charakteristisch ist, was sich in neuester Zeit mit dem Champagner begeben hat. Dieser schäumende gleißende Wein, in dem man ein Symbol unserer gährenden, schäumenden, leichtsinnigen, verschwenderischen Zeit zu erkennen geneigt sein möchte, hat sich einen besonders reißenden Absatz durch alle Gesellschaftsregionen und durch alle Gegenden Europas hin zu verschaffen gewußt. — Seitdem Mozart sein hinreißendes Lied auf den Champagner, den er selber vor 70 Jahren nur sehr selten zu genießen bekam, componirt hat, scheint ein allgemeiner Kitzel nach diesem perlenden Weine alle Menschen erfaßt zu haben. — Der Champagner ist immer billiger, immer allgemeiner geworden, und während sonst, unsere Großväter, wenn sie etwa einmal eine Reise in Frankreich gemacht hatten und eine Nachricht vom dort gekosteten Champagner heimbrachten, diese Schilderung als Wundermähr angehört wurde, glaubt jetzt in Frankfurt, oder bei dem Rosenfeste in Schwetzingen, am Ende auf allen unseren Volks- wie Casinobällen fast Keiner ein rechter Ritter zu sein, wenn er nicht seine Tänzerin mit Champagner tractirt. Mit einer wunderbaren Rapidität haben sich Champagnerfabriken in allen Theilen der Welt verbreitet, und es sind deren sogar an der Wolga, am Don und in der kleinen Tatarei begründet worden; und so steht denn jetzt weder in der Nähe der Schweizergletscherzacken, noch in einer der Vorstädte von Berlin oder Wien ein Wirthshaus, kaum eine Kneipe, die nicht Champagnerwein als einen stehenden Artikel in ihren Vorrathskammern aufzunehmen gezwungen gewesen wäre.

Macht der Champagner unser Blut kochen und gähren, so kitzeln unseren Gaumen und reizen unsere Nerven die Liqueure und gebrannten Wasser, deren billigere Erzeugung sich ebenfalls in der Neuzeit in so maßlosem Grade vermehrt hat. Es giebt einige Arten von gebrannten Wassern, die schon sehr alt in Europa sind, so das „Kirschwasser“ in der Schweiz, das „Zwetschenwasser“ in Ungarn, Rosoglio und andere feine Liqueure in Italien. Aber die meisten Arten des Branntweins sind entweder ganz und gar von neuer Erfindung oder doch in der Art, wie sie jetzt producirt werden, von jungem Datum. Das Reiswasser (Arac) kam erst mit der Annäherung der Reisländer zu uns, das Zuckerdestillat (Rum) erst mit der Anpflanzung der Zuckerplantagen in beiden Indien; den Kartoffelwein, der jetzt in so

großen Quantitäten producirt wird, erfanden wir erst mit der Uebersiedelung der Kartoffel. Auch selbst die Kunst des Kornbranntweindestillirens ward erst in neuester Zeit zu dem Grade von Vollkommenheit gebracht, den ihm jetzt unsere Fabrikanten und Landwirthe wetteifernd und raffinirend, als gälte es eine der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, gegeben haben. Die Geschichte der Ausbreitung der Branntweinbrennereien in Großbritannien, in Norddeutschland, in Skandinavien, in Polen und Rußland ist noch nicht in der Art, wie es wünschenswerth wäre, geschrieben. Sie ist reich an außerordentlichen Ereignissen, an ganz wunderbaren Erfolgen und Umwandlungen, die in den Sitten, der Lebensweise und dem Charakter der Menschen bewirkt wurden. Der Branntwein wird jetzt in Folge der von uns erfundenen Proceduren so billig, in solcher Menge hervorgebracht, daß er in vielen Gegenden des Nordens ein fast eben so häufig genossenes, eben so alltägliches Getränk des Volkes geworden ist, wie es Bier, Wein oder Wasser in anderen Ländern sind und waren, und unter diesen Branntweinländern giebt es einige, in denen man noch vor 100 oder 200 Jahren den Branntwein löffelweise den Patienten als Medicin gab und in denen ehemals Wasser, Milch oder Bier die einzigen Getränke waren.

Ich will hier meine Bemerkungen über die zunehmende Vermannichfachung und Vermehrung der Nahrungsmittel schließen, indem ich es als dargethan annehme, daß es damit bis auf unsere Tage crescendo ging.

Wie in der Behausung und Nahrungsweise der Bewohner unseres Continents, so haben sich auch in ihrer Bekleidung und den Hülfsmitteln zu ihr Umwandlungen und Reformen zugetragen, welche dieselbe Tendenz haben, die Tendenz, Allen Alles zugänglicher zu machen, alle Rang- und Ständeunterschiede, so weit sie in der Kleidung hervortreten, auszugleichen, alle Völker mit einander zu vermischen und zu verähnlichen. — Und diese Umwandlungen sind eben so neu, eben so unerhört, eben so reißend schnell in ihren Fortschritten gewesen, wie die, welche wir im Obigen betrachteten.

Im Ganzen, kann man sagen, war in der Kleidung Europas Alles local, Alles stereotyp bis auf diese die ganze Gesellschaft

revolutionirenden Zeiten des 18. und 19. Jahrhunderts. Ueberall gab es alte Moden, alte Kleiderstoffe und Formen, die in grauer Vorzeit ihren Ursprung hatten und fortbestanden, bis sie auf einmal in dem Schmelztiegel der Neuzeit dahin schwanden, wie wunderliche Eisgebilde in dem heißen Anhauche des Frühlings.

Die russischen Bojaren trugen ihre langen Bärte, ihre orientalischen pelzverbrämten Kaftans, wie zu der Mongolenzeit, bis ihr Reformator Peter der Große sie schor und umcostumirte. Die Polen erschienen noch im vorigen Jahrhunderte auf ihren Landtagen in dem malerischen Costume ihrer Väter und trugen ihre Reiherfedern, ihre Dolmans und Krummsäbel, wie zu Kasimirs Zeiten nach einem fast unveränderten Schnitte.

Die Türken legten ihre Turbane noch eben so zusammen, wie vor fünf Jahrhunderten, da sie zuerst in Europa einzogen, und componirten ihre Kleider nach Mustern, wie sie schon vor Mohammed's Zeiten im Oriente üblich waren, bis auf einmal in dieser unserer Neuzeit auch unter ihnen ein Reformator erstand, der ihnen den alten Turban vom Haupte nahm und ihre Kaftans mit Ueberröcken vertauschte.

In unseren freien deutschen Reichsstädten, in unseren kleinen Gauen und Bergthälern gab es die buntesten Costume, welche zum Theil als Zeugen uralter Moden bis auf unsere Zeit herab feststanden und nun jetzt erst auf einmal den von den großen Städten ausgehenden Umgestaltungen zu weichen beginnen. Sonst — und dieses „Sonst" ist kaum 50 Jahre her — erschienen die Bauern auf den Märkten der östlichen Städte unseres Vaterlandes, z. B. in Dresden, in den verschiedensten Trachten. Im Winter trugen sie hohe Fellmützen und weite Schafpelze, eine Kleidung, deren sich schon die alten Germanen bedienten, und wie man sie jetzt nur noch bei den dem Naturzustande näheren Völkern des Ostens unseres Welttheiles sieht. Und so wie es bei uns war, so war es in Frankreich, in Italien, in fast allen Ländern Europas.

Die schottischen Hochlandbewohner trugen ihren Kilt, eine schmucke Kleidung, die sie von den Römern erhalten zu haben glaubten, siebzehnhundert Jahre lang von Caracalla's und Ossian's Zeiten bis zum 18. Jahrhundert, wo die abermalige und schließliche Besiegung der Schotten durch die Engländer ein Gesetz hervorrief, welches mit den Clans auch den Kilt und die verschiedenen

Tartans verbot. Wie der schottische Kilt, wie der russische Kaftan, wie der türkische Turban, so haben auch die verschiedenen Stücke der Nationaltoiletten der Völker Europas fast alle ihre Endschaft innerhalb dieser letzten zwei Jahrhunderte erreicht. Jahrhunderte lang sind alle die Local- und Provinzialmoden gesondert wie kleine Flüsse neben einander hergeflossen, bis sie auf einmal in dieser Zeit sich in ein gemeinsames Meer ergossen. Die meisten verschwanden nur in Folge der veränderten Sitten und Gewohnheiten. Für viele aber kann man geradezu ein bestimmtes Ereigniß, ein festes Datum, ein abrogirendes Gesetz angeben, das sie beseitigte. Denn wie das Mittelalter reich war an Gesetzen oder Verfügungen der Regierungen zur Aufrechthaltung gewisser Standes- und Klassenkleidungen, — zahllos sind die Gebote in Deutschland, in Venedig, in Polen und anderswo, welche den Nobili, den Rathsherren, den Bürgern, den Bauern, den Juden &c. gebieten, sich der ihnen „zukommenden Tracht" und keiner anderen zu bedienen — so zeigte sich umgekehrt unsere Zeit von jenen Kleiderverboten Peters des Großen, von jenen englischen Verfügungen gegen den schottischen Kilt an bis auf die Fetwahs des Sultans in Bezug auf den Turban und bis auf die neuesten Ukasen des russischen Zaaren gegen die Sondertracht der polnischen Juden herab reich an Kleidergesetzen, welche die umgekehrte Tendenz, eine Ausgleichung aller Unterschiede oder Assimilirung der Formen und Moden, beurkunden.

Wie die Vernichtung der Dialekte unserer europäischen Sprachen und die Ausbildung großer allgemeiner Literatur- und Conversationssprachen, wie die Verschmelzung und Sammlung unserer Provinzial- und Particularrechte in großen umfassenden Gesetzbüchern, wie die Umwandlung und Verallgemeinung und Verähnlichung aller unserer moralischen Zustände, so hängen auch unsere Kleiderrevolutionen mit den großen politischen Begebenheiten der Welt zusammen, und in der Regel datiren sich diese eben so gut wie jene von irgend einer Schlacht, einer Staatsrevolution oder einem Regentenwechsel her. Die Verschmelzung vieler Provinzen und kleiner Länder zu großen Staaten und die politische Centralisirung dieser Staaten, so wie die Herausbildung einzelner großer Mittelpunkte des geselligen Lebens und der Mode trugen insbesondere das Ihrige dazu bei. Die im vorigen Jahrhundert vollendete innere Einigung Frankreichs, das wachsende und des-

potische Uebergewicht von Paris vernichtete eine Menge National-costume in diesem Lande. In Deutschland geschah in Folge der Mediatisirung kleiner Staaten und in Folge der Incorporirung vieler freier Reichsstädte, der Hauptpfleger alter Sitte und alter Tracht, in größere Staatsganze, in Folge der Entstehung großer geselliger Centralpunkte: Wien, Berlin, München ꝛc. dasselbe. Die Erhebung Wiens zu einem beliebten Rendezvous aller Donauvölker hat eben so uniformirend auf die bunten Trachten der Magyaren, Kroaten, Illyrier, Serben ꝛc. eingewirkt. Mit der Begründung Petersburgs, mit den von dort her einwandernden fremden Moden, mit der immer größeren Ausdehnung und Consolidirung des russischen Staatskörpers wurde auch in Rußland ein siegreicher Kampf gegen eine Menge Nationaltrachten geführt. Da alle jene neuen Centralpunkte der europäischen Menschheit, Petersburg, Wien, Berlin, London, Paris ꝛc., sich nun in viel innigere Berührung setzten, ihre Trachten sich mittheilten und nach einem allgemeinen gewöhnlich entweder in Paris oder in London gefundenen Modell modificirten, so stellte sich denn auf diese Weise eine allgemeine und immer mehr und mehr durchgreifende europäische Tracht her.

Eben so sehr und vielleicht mehr noch als die Gesetze, welche einzelne Costume geradezu mit tödtlichem Schlage trafen, und als die veränderten Sitten und Gewohnheiten, welche diese oder jene Kleidung allmälig außer Gebrauch setzten, trugen zu dieser merkwürdigen und totalen Umgestaltung der äußeren Hülle der europäischen Menschheit die Ueberschwemmung mit neuen, zum Theil bisher unbekannten Kleiderstoffen und die große Revolution in der Art der Bearbeitung sowohl dieser neuen, wie der alten Stoffe, unsere moderne Fabrikindustrie, unsere großen mit Dampfmaschinen arbeitenden Spinnereien und Webereien bei.

Unsere alten localen, städtischen, provinziellen und nationalen Volkscostume bezogen die ihnen nöthigen Stoffe größtentheils aus der nächsten Nachbarschaft, oder sie konnten doch nur unter den Leuten und an dem Orte, wo sie eben gebräuchlich waren, so geformt werden, wie es die Sitte erforderte. Die alten und alterthümlichen Hausindustrieen, die Webstühle der Stadt, die Strumpfstrickereien des Landes, die Gürtel- und Jackenfabrikanten des Districts, die Mützen- und Hutmacher der Provinz konnten allein den Geschmack ihrer Landsleute befriedigen. — Unsere Weiber

oder unsere nächsten Nachbarn waren unsere Fabrikanten und Schneider. Nur in Venedig selbst konnte man die vornehme Toga so weben, färben und gestalten, wie der Patricier sie tragen wollte. Nur die Frauen des schottischen Hochlandes hatten die Kenntniß von derjenigen Mischung der Farben, wie sie für die Tartans der verschiedenen Clans nöthig waren; auch genügte ihnen dazu nicht nur die Wolle ihrer eigenen Bergschafe, sondern dieselbe war ihnen dazu fast unentbehrlich. Die Knöpfe, mit denen der Ungar prunkte, die Hosenträger, auf die der Tyroler so viel hielt, die Gürtelstickereien, wie man sie in diesem oder jenem Thale der Alpen liebte, die goldenen Hauben, für welche die Linzerinnen den ganzen Inhalt ihrer Sparbüchse hingaben, alle diese Dinge konnte man nur in Ungarn, in Tyrol, in diesem oder jenem Thale der Alpen und in Linz fabriciren.

Bei der Mannichfaltigkeit der Costume konnte natürlich jedes einzelne Stück der Toilette nur einen sehr kleinen Verbreitungskreis, eine sehr geringe Anzahl von Märkten haben. Es konnte sich daher keine große Concurrenz in diesen Artikeln ausbilden, und sie mußten sich folglich hoch im Preise halten. Ein einfacher, auf moderne Weise gekleideter Bürgersmann erschrickt fast, wenn man ihm die Ducatensumme nennt, auf die ein serbischer Bergbewohner in vollem Nationalcostume geschätzt wird, oder wenn er hört, wie viel ein antiker Rathsherr seiner Stadt im üblichen spanisch-deutschen Amtcostume von der Locke seiner Allongenperrücke bis zu den silbernen Schnallen seiner Schuhe herab werth war.

Als daher in den Niederlanden, in England, in Frankreich und am Ende überall sich Menschen und Capitalien zusammenthaten, um mit vereinten Kräften mehr und billiger zu produciren, als die bewunderungswürdigen Spinn- und Strick-Webemaschinen erfunden wurden und mit übermächtiger Energie statt der menschlichen Hände zu arbeiten begannen, als man statt der Menschen Pferde und dann statt der Pferde das Wasser und endlich statt des Wassers die Dampfkraft in die Fabriken einführte, als mit einem Worte der große Riese unserer modernen Fabrikindustrie erwachte und sein Reich immer weiter ausdehnte, eine Menge großer Fabrikorte hervorzauberte und selbst unsere alten Haupt- und Residenzstädte Paris, Berlin, Wien, Petersburg, Moskau zum Theil oder ganz zu Fabrikstädten umschuf, da wurde allen

jenen Haus- und Provinzialindustrieen ein Krieg erklärt, in dem sie allmälig erliegen mußten.

Anfangs schmiegten sich die neuauftauchenden Mächte, um desto sicherer zu siegen, den alten Gewohnheiten der Völker an. Man fabricirte Musseline, Indiennes, Nankins, wie man sie aus Mossul, Indien und China zu beziehen gewohnt war, man ahmte die Producte der alten volksthümlichen Hausindustrieen nach, und brachte man sie auch nicht so gut zu Stande, so siegte man doch durch die Billigkeit der Preise. Die Völker ließen am Ende ihre Nationalcostume fallen und unterwarfen sich allmälig den mächtigen Fabriken, die nun die Mode dictirten und zu so unverhältnißmäßig geringen Preisen so viel schmucken Toilettenstoff lieferten, daß die alten theueren Brokate, die steifen schweren geblümten Stoffe, die mühselig gestickten, gelitzten und betreßten Gewande, die silbernen und goldenen Flitterhauben und selbst die Schafpelze und das grobe „Wand" des Bauern davor verschwanden. Ueberall gerieth nun die mühselige Handarbeit der Hausfrauen und der nächsten Nachbarn ins Stocken, und es versiegte so allmälig immer mehr die Quelle, aus der das alte Nationalcostum sich hätte reproduciren können.

Wie in der Nahrungsweise Europas nichts eine größere Revolution hervorgerufen hat als die Einwanderung der Kartoffel und die Ueberschwemmung dieses Welttheiles mit Thee und Kaffee, so hat in der Bekleidung nichts so gewaltig umformend eingewirkt als die Ausbreitung der Seidencultur, die Einführung der Baumwolle und das merkwürdige Fortschreiten der Schafzucht und Wollerzeugung.

Es gab eine Zeit, wo nur seltene Proben von Seidenstoff als das kostbare Product unbekannter Lande dann und wann in Europa erschienen und im Handel von den Liebhabern mit Gold aufgewogen wurden, bis es endlich jenem Mönche gelang, im Rohre verborgen, einiges Gesäme des kunstreichen Wurmes aus China zu entführen und nach Europa zu bringen, ähnlich dem Prometheus, der der Sonne einen Funken raubte und ihn zur Erde brachte. Anfangs verbreiteten sich die Colonieen des spinnenden Thierchens und die sie begleitenden Anpflanzungen des seidenblätterigen Baumes nur langsam über wenige griechische Inseln. Im Laufe der Jahrhunderte aber drang diese herrliche Gabe Mercurs in immer mehr Thäler, in immer neue Landstriche

und Klimate. Ganz Griechenland, ganz Italien und andere mittelmeerische Länder wurden allmälig geschickt, den Stamm des Maulbeerbaums zu nähren und Millionen Eier des Seidenwurmes zu bebrüten. — Dieser Fortschritt dauert noch bis auf unsere Tage fort. Denn noch in dieser neuesten Zeit haben sich immer neue Thalbevölkerungen des südlichen Abhanges der Alpen zur Cultur und Production der Seide herbeigelassen. Ja sogar im Norden der Alpen, in der Schweiz, an der Donau, im südlichen Rußland, selbst im nördlichen Sachsen und Preußen hat man dem chinesischen Wurm eine neue Heimath zu bereiten gestrebt.

Lange auch war, wie die Gewinnung, so auch die Verarbeitung des rohen Seidenstoffs ein Geheimniß der östlichen und südlichen Völker. Wie hundert andere Künste, wie die ganze Cultur der Menschheit, so ward auch die Seidenspinn-, die Seidenwebe- und Seidenfärbekunst von dem Oriente nach Griechenland, von Griechenland nach Italien und dann weiter nach Gallien übertragen und endlich in unseren neuesten Zeiten im ganzen übrigen Europa verbreitet. Byzanz, dann Venedig und Mailand, endlich mit ihnen auch Lyon waren lange die einzigen Mittelpunkte der Seidenindustrie. Jetzt aber haben sich auch die Niederlande und England und die deutschen Fabrikstädte am Rhein und der Donau mit Energie dieser Industriebranche hingegeben, und so sind denn nun die Märkte Europas mit einer solchen Fülle von graziösen, weichen und glänzenden Seidengeweben versehen, daß dieselben im Laufe kurzer Jahre um ein Drittel, um die Hälfte im Preise gefallen sind, und daß nun auch dieser Stoff, den sonst wohl Königinnen Anstand nahmen mit der alten einheimischen Leinwand zu vertauschen, den Leuten aller Rangklassen zugänglich geworden ist.

Die Seide ist ein erfreulicher und heilsamer Stoff. Als Gewand hält sie die Elektricität unseres Körpers zusammen, als Vorhang in unseren Zimmern und als Ueberzug unserer Möbeln giebt sie den Sonnenstrahlen, sie brechend, einen frischen Glanz und ertheilt den Farben ein reizendes Licht. Es ist ein Element von Heiterkeit in ihr, welches die glanzlose Wolle und Leinwand nicht haben. Auch ist sie ein Beförderer der Reinlichkeit, nimmt den Schmuz nicht leicht an und dient nicht dem Ungeziefer so willig zur Herberge wie die Wolle. Ihre immer größere Ausbreitung unter den Menschen ist daher vielfach wohlthätig. Auch

die Grazie und Schönheit befördert die Seide. Man kann und darf sie, ohne ihren ganzen Glanz und Werth zu vernichten, nicht steifen, wie die Leinwand und dicke Wolle. Je mehr seidene Bänder, seidene Tücher und Gewande also an die Stelle der Leinwand und Wolle sich setzen, desto graziöser wird die Erscheinung der Menschen. Eine Menge wunderlicher, barocker Moden, zu denen die Leinwand Veranlassung gab, wäre bei allgemeinerem Gebrauche der Seide nie erfunden worden. Die flatternden Seidenbänder, die rauschenden und wallenden Seidenkleider, die leicht den Hals umknüpfenden Seidentücher haben wesentlich dazu beigetragen, unsere Trachten natürlicher und gefälliger zu machen. Es ist daher erfreulich, diesen heiteren Stoff in immer weitere Kreise eindringen zu sehen. Es ist jetzt kaum ein armes Tagelöhnerweib in Deutschland, nicht einmal eine Zigeunerin in Ungarn, die ihre Finger nicht an Seide gelegt hätte, und viele von ihnen besitzen fast mehr Seide in ihren Kisten und Kasten als einst die gepriesene Königin Bertha von Klein-Burgund. Ehemals, wenn man etwas recht Kostbares bezeichnen wollte, so nahm man zu der Vorstellung der Seide seine Zuflucht. „Fein wie Seide", sagte man. „Seide spinnen" hieß ungefähr so viel als Gold und Schätze gewinnen. „In Sammt und Seide gekleidet", „in Purpur und Seide geboren", das galt nur von den Vornehmsten und Höchsten. — Jetzt, wo man allenthalben Seide spinnt, wo nur Wenige sind, die nicht eine seidene Garnitur an ihrer Wiege hatten, oder denen die Seidenwürmer nicht einmal wenigstens ein Bändchen zur Haube spannen, haben jene Sprüchwörter viel an Wirkung und Bedeutsamkeit verloren.

Indeß noch weit größere Revolutionen als der Seidenwurm hat der kleine Strauch hervorgerufen, dessen Fruchtkapsel einen fast eben so feinen und eben so spinnbaren Stoff enthält, wie die Cocons der „Cavalliere", ein Strauch, der leider unseren Boden und unser Klima verschmäht, den wir aber eben so fleißig wie die Kaffee- und Theepflanze in den verschiedenen warmen Gegenden der Welt angebaut haben, und dessen wollige Flocken uns daher jetzt von allen Seiten her zugeführt werden, ich meine nämlich den Baumwollenstrauch.

Wir wenden jetzt in unserer Toilette, zur Kleidung unserer armen Klassen, in unserem Haushalte, beim Ueberzuge unserer

Möbeln, bei den Vorhängen unserer Fenster und den Tapeten unserer Wände die Baumwolle so häufig an, daß wir uns kaum denken können, wie es eine Zeit, Haushalte, Möbeln, geringe Volksklassen gegeben habe, ohne Baumwolle. Und doch ist dem so. Den Alten war die rohe Baumwolle und die Kunst der Verarbeitung derselben so unbekannt, wie die Seide, und sie bekamen blos dann und wann durch den Handel ein Stück dieses Gewebes, das sie nur als Kostbarkeit in den seltensten Fällen verwendeten.

Erst als unsere Schiffe den Seeweg nach Ostindien gefunden, erst als wir unseren weiten amerikanischen Acker gewonnen und die nützliche Staude von Indien dorthin verpflanzt hatten, erst nachdem selbst die Neger in Afrika die Baumwolle anzupflanzen gelernt hatten, und auch der Pascha von Aegypten sein Delta für die baumwollengierigen Europäer mit Baumwollensträuchern besamt hatte, erst da war es möglich, daß die Baumwolle zu einem solchen hundertarmigen Riesen erwuchs, als welcher sie jetzt in unsere Geschicke eingreifend dasteht.

Die Baumwolle wurde der Stoff, an dem sich vorzugsweise der erfinderische Geist der europäischen Maschinenbauer und Fabrikanten zunächst entzündete. Eine Menge mit ihm zunächst vorgenommener kunstreicher Processe wurde erst später mit Modificationen auf die Wolle, die Seide und den Flachs angewandt. Die Geschichte unserer neuesten Erfindungen, unsere ganze moderne Fabrikindustrie hängt innig mit der Geschichte der Verbreitung und Verarbeitung der Baumwolle zusammen, die gleichsam den Kern und Ausgangspunkt dieser Geschichte und den Centralhebel dieser Industrie bildet.

Die Baumwolle kann mit viel geringerer Mühe in größeren Massen producirt werden als die Seide und der Flachs. Des Negers rohe Kunst genügt, um sie in dem Zustande, in welchem sie dem Spinnrade überliefert werden kann, hervorzubringen. Auch sind die Verhältnisse, unter denen sie gedeiht, auf einem weit größeren Flächengebiete der Erdoberfläche zu finden als die, unter denen die Seiden- und Flachscultur gedeihen kann. Sie ist daher in rohem Zustande billiger als diese beiden Stoffe. Anfangs, da wir ihre Bearbeitung noch nicht kannten und die Musseline und andere Baumwollengewebe aus dem fernen Osten holten, waren demnach die Kunstproducte aus Baumwolle kostspielig. Als aber in England und nachher in den Nieder-

landen und Frankreich, und am Ende gar in den entlegenen Thälern der Alpen, am Rheine und an der Donau, sogar an der Newa und Moskwa, diese merkwürdigen Maschinen construirt wurden, welche den rohen indischen Naturstoff begierig in sich aufnahmen und als europäisches Fabrikat reichlich wieder von sich gaben, da entwickelten sich aus allen Winkeln unseres Welttheiles so endlose Baumwollengespinnste und Baumwollengewebe hervor, daß nun der billigste und allgemeinste Kleiderstoff für unsere Völker gefunden zu sein schien.

Die Baumwolle trat nun in hundert Fällen an die Stelle der schweren und kostspieligen Wolle und Leinwand. Ja sie ersetzte sogar im Norden die alten warmen Pelze, denn mit der Verdoppelung der Baumwolle, mit der baumwollenen Wattirung der Kleider wußten wir die Pelze entbehrlich zu machen, wie sie es bei den Japanesen längst gewesen waren. Namentlich fing die ganze Frauenwelt Europas an, sich der baumwollenen Kleider zu bedienen. Die so äußerst billige Baumwolle, die wir leicht mit allerlei gefälligen Farben und Zeichnungen versahen, erheiterte nun vielfach das Innere unserer Wohnungen und Gemächer. Die Fenster, die sonst kahl blieben, erhielten jetzt die Verzierung einer bunten Cattungardine, die Wände, die sonst nur überkalkt wurden, überzog man mit dem schmückenden Gewebe einer beblümten baumwollenen Tapete, die Stühle und Bänke, die sonst nur hartes Holz oder höchstens einen steifen Ueberzug von Leder darboten, wurden mit geringem Aufwande gepolstert und mit Stoffen überzogen, viele Holzbänke in Sophas, die Holzböcke in Polsterstühle verwandelt. So drang auch selbst in die Hütte des Unbemittelten mit der Baumwolle Comfort, schmucke Färbung und — wir mögen hinzusetzen — ein besserer Geschmack in der Auszierung des äußeren Lebens leichter hinab, denn der Geschmack, der bei der Componirung der Zeichnungen, der zierlichen Verschlingungen, der geblumten Muster, der phantasievollen Arabesken, der heiteren Nachahmungen der hübschen Formen der Natur in den großen Baumwollenfabriken präsidirte, war jedenfalls ein verfeinerter und reinerer als der, welcher die alten grellgefärbten, ockergelben, blutrothgestreiften Stoffe unserer Hausindustrieen leitete.

Mit unseren Baumwollenfabrikaten brachten wir es am Ende so weit, daß wir sogar die alten Fabriken im Oriente, denen

unsere Vorfahren die erste Bekanntschaft mit der Baumwolle verdankten, ruinirten. Die Fabrikherren am Ganges und Jantsekiang, die kaum ihres Absatzes nach Europa für eine kurze Zeit froh geworden waren, mußten bald zu ihrem Schrecken sehen, daß wir ihnen das Geheimniß der gelben Nankins, der zarten Musseline abgelernt hatten und im Stande waren, sie nun ihnen selbst zuzuschicken.

Die Baumwolle ist ein nicht sehr solider Stoff, und da sie schnell aufgetragen wird, so lohnt es sich nicht der Mühe, ihr die alten festen und sorgfältig gearbeiteten Formen der Nationaltracht zu geben. In allen Landen daher, wo die Baumwollenweber eindrangen, wo Baumwollenmanufacturen begründet wurden, schwand die alte auf Leinwand und Wolle gestützte Nationaltracht rasch dahin, und statt ihrer wurden durchweg auch vom Landvolke die einfachen Kleiderformen angenommen, welche die Städter für die Baumwolle naturgemäß bestimmt hatten.

Die Baumwolle, sage ich, schwenkte ihre Fahne, den Zug führend, voran. Von ihr hingerissen, folgten Wolle und Leinwand nach. Bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus gab es nur in Spanien diejenigen geschätzten Wollenträger, deren Vließ allein den Stoff für die feineren Gewande der europäischen Männerwelt lieferte. Nur in den Niederlanden und England waren einige schwache Versuche zur Veredelung der Schafe geschehen. Feines Wollentuch war ein sehr kostbares Product. Nur die Wohlhabenden konnten sich von Zeit zu Zeit ein paar Ellen davon verschaffen. Der Festtagsrock, den der Bürger und der Edelmann sich daraus machen ließen, maß sein Alter nach Jahrzehnten, und hatte der Vater ihn abgenutzt, so wanderte er noch in verschiedenen Verwandlungen auf dem Rücken der Kinder oder wurde gar nach deren Tode noch von den Erben benutzt. Die unbemittelten Klassen trugen, wo ihnen Wolle durchaus nöthig war, entweder das grobe Gewand des Landes, das man aus den Haaren der Haidschnucken und der anderen einheimischen Wollenträger componirte, oder gar nach der Sitte der Barbaren das ganze Fell selbst, sowie sie es ihren Thieren vom Rücken gezogen.

Endlich holten die Sachsen, als die Argonauten der Neuzeit, wo nicht das goldene, doch das Merino-Vließ aus dem Lande Hesperien, und nun entstand seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts jener merkwürdige Wetteifer der Völker, durch eine

veredelte Schafzucht die Masse und Güte des Wollproductes zu vermehren. In Sachsen, in Schlesien, in allen Ländern Deutschlands bildeten sich große Heerden veredelter Schafe. Tief nach Ungarn und nach Rußland hinein wurde das Blut und die zarte Wollenflocke der Merinos verpflanzt. In den Pußten und Steppen dieser weiten Länder entstanden aus einer geringen Anzahl von Mutterschafen und Stammwiddern hie und da einem einzigen Hirten oder Eigenthümer folgende Heerden von 100,000 Wollträgern. Die Schafschur, die man ehemals nur als eine Nebenernte für den Hausbedarf betrieben hatte, wurde vielmehr eine der Hauptquellen der Einnahmen für die Grundbesitzer. Es wurden für den Wollhandel besondere Messen errichtet, und die Wollmärkte vieler Städte Deutschlands, z. B. Breslaus, [illegible] u., erlangten eine nie gekannte Bedeutung. Wie alle europäischen Vorgänge, so berührte auch diese Wollreform sogar die neuholländischen Völker und die Nachbarn der Antipoden. [illegible] soweit wir es besitzen, erfüllten wir mit veredelten Wollträgern, die dieses neuen Landes vornehmste Habe wurden; und auch nach Nordamerika wanderten als Missionäre der [illegible] deutsche Schafe mit spanischen Widdern.

Da [illegible] die Massen der auf den europäischen [illegible] und halbfeinen Wollgattungen sich außer[illegible] da auch unsere Industriellen in jedem [illegible] machten, welche die Wollspinn[illegible] in den Stand setzten, den rohen Woll[illegible] immer leichter, mit stets wachsender [illegible] zu verwandeln, so sanken die [illegible] in einem Maße herab, wie nie zuvor. Das [illegible] wurde selbst den Unbemittelten zu[illegible] in Deutschland, in Schweden, in Ungarn, [illegible] verschwanden vor ihm immer mehr [illegible] der Heimath und na[illegible] und mit diesen letzteren, [illegible] und die der Sitz von Un[illegible] manche Veranlassung zu Unrein[illegible]

[illegible] am längsten, sich auf die [illegible] Kaum der riesenhaften [illegible] Bearbeitung und

der rapiden Verringerung der Preise zu begeben. Der Flachsbau kann seiner Natur nach sich nie so plötzlich und auf so weiten Strecken ausbreiten, wie die Baumwollenstaude, oder wie die Schafheerden. Er findet in jedem Lande nur kleine Striche und Flecke, die ihm conveniren. Und was seine Verarbeitung betrifft, so schien es lange Zeit unmöglich, die Finger der Menschen bei der Zusammenfügung seiner langen Fäden zu entbehren. Bis auf unsere neuesten Tage herab spann man den Flachs unverändert auf dieselbe Weise, wie ihn die Königin Bertha und Eva gesponnen hatten. Vergeblich hatten, um diesen uralten Proceß zu modificiren, viele Maschinenkundige ihre Erfindungsgabe ins Werk gesetzt, vergeblich hatte Napoleon sogar eine Million zur Belohnung der Erfindung einer Flachsspinnmaschine ausgeboten. Bis auf unsere neuesten Tage herab behielten unsere Flachsspinnräder dieselbe Construction. Da auf einmal löste in England ein unbekannter Oedipus auch dieß Räthsel der Sphinx. Eine mit Dampf getriebene Maschinen-Flachs-Spinnerei wurde errichtet, und viele eben solche Fabriken, deren Name der Schrecken aller Spinnstuben Deutschlands ist, folgten dieser einen bald nach. Dadurch, sowie durch die immer zahlreicher werdenden mit Dampfmaschinen getriebenen Leinen-Fabriken, ist denn auch der Flachsgarn- und Linnen-Industrie ihre moderne Aera eröffnet. Die Preise auch dieses der Welt so nöthigen Artikels sind in einer ebenso rapiden Verminderung begriffen, die freilich den armen deutschen Linnenweber zu ruiniren droht, die aber doch der ganzen Masse der Bevölkerung Europas zu Nutze kommt, da nun ihre Hemden, ihre Bett- und Tischtücher und viele andere Dinge in größerer Menge und zu geringerem Preise dargereicht werden.

Wie die sich stets mehrende Hervorbringung der rohen Stoffe, der Seide, Wolle, Baumwolle, des Flachses rc., wie die fabrikmäßige Umarbeitung dieser Stoffe zu brauchbaren Geweben, so wirkten endlich auch viele Reformen in der Formung dieser Gewebe zu Kleidungsstücken dahin, diese billiger zu machen. Ehemals, als nicht nur jeder Stand, sondern auch jeder Gau, jedes Dorf ja am Ende jedes Individuum seinen besonderen Geschmack hatte, mußte natürlich jedes Kleidungsstück besonders bestellt, mit dem Schneider besonders besprochen werden. Es war keine fabrikmäßige Zubereitung der Kleider möglich. Da aber die Moden

allgemeiner wurden, da Jedem immer mehr recht war, was Allen genügte, da es nicht mehr nöthig war, für dieses Dorf die Röcke mit dieser, für jenes mit einer anderen Stickerei zu versehen, für die Rathsherren die Jacke so zu bauschen und zu garniren, für die Ritter und Edelleute wieder anders, für die einen auf knappe und kurze Escarpins, für die anderen auf weite Pumphosen bedacht zu sein, da vielmehr alle zu denselben weiten Paletots und zu denselben nicht zu engen und nicht zu weiten Pantalons sich bequemten, da mit einem Worte alle sich wie die Soldaten unserer Regimenter mehr uniformirten, so wurde es nun auch möglich, die Kleider, oder wenigstens viele Stücke und Theile unserer Toilette fabrikmäßig und en gros anfertigen zu lassen und sie dadurch dem Publicum zu billigeren Preisen zu bieten.

Es ist daraus in ganz Europa eine völlige Umwälzung in allen unseren Toiletten-Kramläden, in allen Schneiderkunstwerkstätten hervorgegangen. In London, in allen Städten Englands entstand eine Menge großartiger Etablissements, in denen Hemden, Röcke, Hosen und viele andere Toilettengegenstände fabrikmäßig gearbeitet wurden. Dasselbe geschah bei uns in Deutschland und auf dem ganzen Continente. Noch unseren Großmüttern fiel es nicht ein, daß sie sich einen Hut oder eine Haube anders verschaffen könnten, als nach abgehaltenem Familienrathe und nach mehrfachen Gängen und Besprechungen mit der Putzmacherin, die mit dem Auftrage betraut wurde. Jetzt kaufen unsere Bäuerinnen und Städterinnen ihre Hauben und Hüte und zahllose andere ihnen unentbehrliche Dinge bis zum letzten Nadelstiche fix und fertig in den Kleidermagazinen. Auch wir Männer haben bereits eine Menge Gegenstände, die wir nicht mehr besonders zu bestellen gewohnt sind, sondern aus den eröffneten großen allgemeinen Kleiderquellen schöpfen. Nicht nur in Paris, sondern auch in Berlin, in Wien, ja in Petersburg und Moskau könnte man jetzt, was früher nie möglich war, ganze Stämme unbekleideter Wilder empfangen und in kürzester Frist in wohlgekleidete Europäer umwandeln. Nicht blos in Westeuropa, sondern auch im ganzen Osten unseres Welttheiles, in ganz Rußland hat sich diese Reform rapid verbreitet. Auch dort kommen die Stadtbewohner und auch die Bauern zu den entstandenen großen Kleidermärkten, um für ein Billiges ihre Blöße zu decken.

Die Preise eines fertigen Hemdes, eines Rockes, eines vollständigen Anzuges sind auf diese Weise binnen 40 Jahren in ganz Europa auf die Hälfte, auf ein Drittel, hie und da auf ein Viertel und noch tiefer herabgesunken, und es zeigt sich mithin auch in dieser Umwandlung dieselbe Tendenz unserer Zeit, die wir in Bezug auf die drei Hauptbedürfnisse des Lebens, in Bezug auf Wohnung, Nahrung, Kleidung, nachweisen wollten, die Tendenz nämlich — Allen Alles zugänglicher und erreichbarer zu machen.

Haus — Kleid — Brot — das sind, sage ich, die gewichtigen Worte, welche drei der vornehmsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens bezeichnen. Allein der Mensch lebt nicht vom Brot allein, so steht geschrieben. Panem et — Circenses, so hieß das Geschrei des römischen Pöbels. Der Mensch will nicht allein gegen die Unbill der Witterung, gegen Hunger und Durst geschützt sein, nicht blos nackte Nothdurft gedeckt wissen. Er hat auch eine sehr natürliche und durchaus nicht zu mißbilligende Neigung zu Erholung und Zerstreuungen. Sein Auge und Ohr will vergnügt, seine Phantasie beschäftigt sein. Der Bürger, der Landmann, der Arbeiter, alle bedürfen der Erholung, der Ausspannung und wünschen mit Recht durch das, was man Lebensfreuden nennt, zu Zeiten aus dem beengenden Kreise der Sorgen sich hinaus zu retten, um von Neuem Kraft zu gewinnen zur Ertragung der Lebenslasten.

Den freien Genuß der schönen Natur um uns her, die Zerstreuung einer Reise, der Anblick eines unterhaltenden Schauspiels, der Ohrenschmaus einer reizenden Musik, die Belustigungen des Tanzes und der Gesellschaft, die Beschäftigung mit einer anmuthigen Lectüre, dieß Alles sind solche Freuden, die dem mehr oder weniger gebildeten Menschen eben so unabweisliche Bedürfnisse sind, wie das Brot- und Fleischessen, wie das Kleidertragen und die Annehmlichkeiten einer guten Behausung. Es sind zum Theil mehr sinnliche, zum Theil mehr geistige Genüsse. Allein selbst die geistigsten unter ihnen haben, da sie auf das äußere Leben influenziren, eine materielle Seite.

Ich sagte oben, daß ganz Europa in Bezug auf die Masse und Mannichfaltigkeit von Glücksgütern, die aus anderen Gegenden zu ihm herfluthen, sich jetzt zum ganzen Erdglobus verhalte, wie das kaiserliche Rom zu dem engen Länderkreise am mittelländischen Meere. In Bezug auf die „Circenses" aber gleicht unser Welttheil dem Rom der Cäsaren noch in weit höherem Grade.

Es ist Schade, daß unsere Historiker uns kein so deutliches Bild von der Beschaffenheit der Zerstreuungen und Freuden unserer Vorväter gaben. Nur gelegentlich lassen sie ein Mal ein Wort darüber fallen, wie die alten Germanen sich mit Würfelspiel und mit ihrem dolce far niente auf der Bärenhaut erfreuten, oder wie die Bürger des Mittelalters sich mit Maskenaufzügen, Bogenschießen, Jagd und Tanz vergnügten. Es ist aber wohl mehr als gewiß, daß, wenn diese alten Bürger ein Mal einen Blick in unsere jetzigen Städte thun und den ganzen Apparat zu öffentlichen Lustbarkeiten, den man in ihnen findet, sehen könnten, sie glauben würden, jede derselben sei ein kleines Stück von Babylon geworden.

Um vollständig zu erkennen, in welchem Maße die Götter der Freude ihr Füllhorn über uns ausgeschüttet haben, in welchem Grade die Neuzeit uns alle Freuden der sinnlichen und geistigen Welt erschlossen und zugänglich gemacht hat, welche Rolle die Naturfreuden, die Reisevergnügungen, die Theater, die Tanzsäle, die Musik, alle Arten von Lustbarkeit jetzt bei uns spielen, müßten wir auf eine Untersuchung der Geschichte aller dieser menschlichen Institute und Erfindungen eingehen. Um jedoch, worauf es uns hier ankommt, die mächtige Ueberfluthung der Menschheit mit geistigem und Sinnenreiz, welche in der Neuzeit stattgehabt hat, fühlbar zu machen, wird es genügen, Einzelnes hervorzuheben. Gedenken wir zunächst der Schauspiele, so befanden wir uns vor etwa zweihundert Jahren in Deutschland und vor etwa dreihundert Jahren in ganz Europa ungefähr noch in derselben Epoche der Entwickelung des Theaterwesens, in welcher Griechenland sich befand, als Thespis mit seinem Karren in Attika und Böotien umherzog. Das heißt: wir hatten so gut wie gar keine Schauspiele. Zuerst bekamen die Hauptstädte Italiens und Spaniens, dann Paris und London einige gute Schauspielhäuser. Langsam folgten die fran-

zösischen Provinzen, das übrige England und Deutschland nach. Selbst zu Elisabeths Zeit wurden die Stücke Shakespeare's in London in einer Boutique gegeben, die man jetzt kaum für die Späße eines Polichinelles gut genug halten würde. Auch Paris hatte noch zur Zeit Ludwigs XIV. und der Koryphäen der dramatischen Dichtkunst nur sehr wenige und sehr bescheidene Theater. Alle die großen Schauspielhäuser in Neapel, Mailand, Paris, London &c. wurden erst im vorigen Jahrhunderte gebaut. Und welche Thaliatempel dieses Jahrhunderts außerdem auf uns vererbten, ist noch in unser Aller Andenken. Erst unsere neueste Zeit, erst die letzten Jahrzehnte haben Dresden, München, Berlin, Hamburg, Bremen und viele unserer anderen Hauptstädte mit denjenigen brillanten Schauspiel-Etablissements versehen, die jetzt jeden Abend Tausende von schaulustigen Einwohnern versammeln, und die sich in den meisten Fällen in Bezug auf Größe und Pracht zu den Vorgängern, deren Stelle sie einnehmen, verhalten, wie Paläste zu elenden Hütten. In den meisten unserer größeren Städte bestehen jetzt mehre, zuweilen ein halbes Dutzend Schauspielhäuser, was im vorigen Jahrhunderte selbst in der Kaiserstadt Wien unerhört gewesen wäre. Nicht genug, daß wir die langen Winterabende mit den Darstellungen der Jünger der Thalia kürzen, auch in der schönen Jahreszeit, auch mitten in der freien Natur wollen wir diese aufregenden Genüsse. Die Sommertheater sind eine ganz neue Gattung von Schauspielen in unseren Städten. Sogar in den Hauptstädten der Länder der Russen, der Magyaren und der Walachen wurde seit einem Jahrhunderte den dramatischen Künsten gehuldigt. Alle die großen Schauspielhäuser in Pesth, in Warschau, Petersburg und Moskau und in anderen östlichen Hauptstädten sind ganz neu. Desgleichen auch diejenigen in Dublin, Edinburgh, Liverpool, Manchester und anderen Provinzialstädten des britischen Reiches. Man darf vermuthlich annehmen, daß jeder Abend jetzt 10, vielleicht 20 Mal so viel Europäer in den Räumen der Theater versammelt als vor 50 Jahren, da doch die Bevölkerung unseres Welttheiles in einem unvergleichlich geringeren Maße angewachsen ist. Die Anzahl des dem Dienste der dramatischen Muse gewidmeten Personals ist rasch zur Legion angewachsen; der Lohn, den wir den Talentvollsten unter diesen uns Vergnügenden gewähren, ist so hoch

gestiegen, wie der Gehalt der Professoren der Wissenschaft und der höchsten Diener des Staats. Unsere Könige, unsere Regierungen, unsere Parlamente, unsere Kammern und Staatsbehörden sogar haben das Theaterwesen als einen Zweig des öffentlichen Wohles in ernste Berathung gezogen, und unsere Parlamente, Kammern und Staatsbehörden sogar haben über die dem Theater zu bewilligenden Summen Debatten geführt, Debatten, wie sie den Parlamenten und europäischen Ständeversammlungen der ganzen Vorzeit unerhört und lächerlich erschienen wären, und wie wir sie in den Versammlungen des athenienfischen Rathes nur zur Zeit des Demosthenes, in den Berathungen des römischen Senates nur zur Zeit des Verfalles der Größe Roms wiederfinden. Wie damals in Rom die ludorum magistri, die Aedilen, die Volkstribunen und Censoren sich den Kopf zerbrachen, mit welchen neuen Schauspielen sie das Volk vergnügen könnten, so sehen wir auch jetzt die Berliner Kroll's, die Wiener Praterpächter, die Cirque-Olympique-Besitzer, die Tivoli-Unternehmer und die Theaterintendanten in allen unseren Städten mit denselben Bemühungen beschäftigt. In Paris und London sind viele merkwürdige und ganz eigenthümliche Etablissements entstanden, die sich bestreben, alle Gattungen von Schauspielen und Sinnenreizen auf engem Raume zu vereinigen und um geringen Preis zugleich darzubieten. Musik, die dramatischen, die mimischen und gymnastischen Künste, sogar die Wissenschaften werden dort herbeigezogen und ausgebeutet, um den Sinnen und der Phantasie der schaulustigen Menge zu schmeicheln. Die Pariser und Londoner Etablissements dieser Art haben in allen Provinzialstädten Frankreichs und Englands und in den Residenzen Deutschlands vielen ähnlichen Etablissements zum Muster gedient. In allen Städten Englands, wo allen Vergnügungen des Volkes eine ernstere wissenschaftliche Färbung gegeben wird, wie in Frankreich ihnen mehr Kunst-, in Deutschland mehr Naturgenuß beigemischt ist, entstanden ganz eigenthümliche chemische und mechanische Schaubühnen, auf denen die physikalischen Wissenschaften aus ihrem Gebiete Alles liefern mußten, was die Bewunderung der Menge reizen und ihre Wiß- und Neubegierde befriedigen konnte. Die Anzahl dieser wissenschaftlichen Schaubühnen, mit denen sich alle englischen Städte anfüllten, ist äußerst bedeutend geworden, und sowie in Deutsch-

land keine Stadt ohne ihre öffentlichen Gärten, so ist in England keine ohne ihre technischen, mechanischen, chemischen, physikalischen Theater, in denen alle Welt fast zu jeder Zeit für einige Pfennige Belehrung und zugleich Zeitvertreib haben kann. Natürlich giebt es sehr verschiedene Gattungen dieser Etablissements, von denen einige sich mehr an die reinen Lehrinstitute und Akademieen, andere an die Jongleur- und Taschenspielerbuden anschließen.

Wir haben in Deutschland hie und da diese englischen Pantheons, in denen das Volk „Lachgas" schlürft, dissolving views bewundert, ins Wasser taucht, mit einem Worte alle möglichen Künste probirt, nachgeahmt. Doch haben wir diesen Freuden, wie gesagt, mehr Naturgenuß beigemischt. Bei uns haben sich die ländlichen Vergnügungsplätze, die Kuchen- und Kaffeegärten, die Prater- und Augarten ins Unglaubliche vermehrt. Alle Gärten unserer Könige und Fürsten, die ehemals geschlossen waren, in denen sonst nur königliche Personen oder fürstliche Maitressen und deren Günstlinge sich vergnügten, sind uns eröffnet. Wir haben sie nun mit Kaffeehäusern und anderen Sammelplätzen angefüllt, und der Schwarm der Freudensuchenden wandelt in ihnen täglich ein und aus. Selbst in unseren kleinsten Städten hat ein Fürst oder die reiche Gutsherrschaft ihren Garten dem Publicum preisgegeben. Hier und da sind gar die Fürsten und Gutsherren ausgewandert, und ein Wirth ist eingezogen, der nun öffentliche Wirthschaft treibt. Alle diese Gärten und öffentlichen Belustigungsanstalten wurden erst möglich, nachdem unsere Städte ihr mittelalterliches Gewand, das sie bis auf die Kriege Napoleon's trugen, abgeworfen, ihre Mauern, Wälle und Thürme abgetragen hatten. Ehemals, selbst noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts, waren die Lustwandler unserer Städte auf die bescheidensten Räume beschränkt; eine alte Baumallee, der Rücken eines Walles oder Festungs-Boulevards, eines Glacis oder einer Contrescarpe waren die einzigen Punkte, wo unsere Vorväter frische Luft schöpfen konnten. Vielleicht war auch in der Nähe des Ortes ein alter Felsenkeller, zu dem die Bürger am Sonntage hinauspilgerten, um ein Gläschen Bier zu trinken. Jetzt ist die ganze Umgegend unserer Städte oft Meilen weit, so zu sagen, für die Freude erobert und organi-

sirt. Auch unsere Fiaker, unsere Omnibus, unsere Eisenbahnen und Dampfschiffe haben den Rayon unserer Sonntagsfreuden unglaublich erweitert. Während sonst unsere Bürger nur in weißen Hemdsärmeln am Sonntage vor ihren Thüren saßen und ihr Hauptspaziergang der zur Kirche war, fluthen jetzt Tausende von Freudenjägern alle Feiertage ins Feld hinaus und überschwemmen die verborgensten Winkel. So ist es in London, so ist es am Rhein, so ist es bei Dresden an der Elbe, so ist es überall. Die Dampfschiffe und Eisenbahnen haben eine Gattung von Vergnügen, die man früher gar nicht kannte, die Vergnügungsreisen, zu Wege gebracht und Jedem ausführbar gemacht. Alle unsere Gebirge, die böhmischen Berge, die Alpen, die Pyrenäen, die schottischen Hochgebirge, sind seitdem von einer Fluth neugieriger Menschen überschwemmt, die früher dort unbekannt war.

Welche Erscheinungen bietet uns nicht die neueste Geschichte der Musik dar. Ehemals war sie nur für die Kirche bestimmt. Sonst componirte Palestrina nur geistliche Musik. Die Leute der kleinen Städte der Erzgebirge spielten blos an Sonntagen in der Kirche. Die frommen Musiker, die ein Breughel malte, führten einen alten Psalm auf. — Für die Schenke und für den Tanzboden war die Fidel und der Dudelsack. Jetzt, seitdem die Opern Mode geworden, seitdem Böhmen seine trefflichen Musikbanden in alle Welt hinausgelassen hat, seitdem Mozart, Haydn, Spontini, Beethoven gedichtet und eine Menge classischer Compositionen ins Leben gerufen haben, seitdem ist die Muse der Tonkunst eine Musa Vulgivaga geworden. Diesen herrlichen Componisten folgte ein ganzer Schwarm von Virtuosen nach, welche die Gedanken und Melodieen Jener unter die Menschen brachten. — Hat man je etwas der Art erlebt, daß ein solcher Sturmwind von Harmonieen durch die Welt zog? Hat man je früher davon gehört, daß Stadträthe und Stadtcorporationen einer Sängerin entgegenzogen und ihr Blumenkränze überreichten, daß herumreisende Gesanglehrer, wie in England, von ganzen Städten dringend eingeladen, gespannt erwartet wurden? Hat man je Sänger und Sängerinnen, Violin- und Clavierspieler so belobt, so belohnt, wie wir dieß jetzt thun? Wie vereinzelt waren noch die alten Claviere in unseren Häusern, wie rasch sind die brillanten Flügel an ihre Stelle getreten. Wie ist jetzt Musik überall ge-

übt, ja selbst auf dem Lande zu treffen. In jeder Stadt des sonst so unmusikalischen Englands sogar ist jetzt eine „Tonhalle" erbaut, in jedem Dorfe Deutschlands besteht eine Musikbande, ist ein Gesangverein errichtet. Deutsche Musiker sind die Donau entlang nach Ungarn und nach Serbien, ja nach dem entferntesten Sibirien gewandert, und die Triumphzüge des Bacchus sind klein gegen die, welche unsere Flötenbläser und Paukenschläger alltäglich unternehmen.

So wie die scheinbar materiellsten Verhältnisse, z. B. die Küche und Nahrungsweise eines Volkes, eine moralische Seite haben, so haben auch umgekehrt die scheinbar ausschließlich geistigen Dinge, z. B. die Musik, überhaupt die Künste, die Poesie und die literarischen Zustände einer Nation, eine materielle.

Die Lieder, welche der Dichter, vom inneren Drange getrieben, singt, die Wahrheiten, welche der Denker, seiner Begeisterung folgend, um der Wahrheit willen zu Tage findet, das Licht, welches die Lehrer der Menschheit durch Rede und Schrift blos der Belehrung wegen verbreiten, dieß Alles bedingt nicht nur unser geistiges, sondern auch unser physisches Wohlbefinden, unseren Lebensgenuß. Und je breiter, höher und reicher die Cultur sich entwickelt, desto besser wird auch von dieser Seite her für das Wohlbefinden der Völker gesorgt sein. „Kenntniß ist Macht", hat ein berühmter Engländer gesagt. Ideen, Gedanken sind Geld, könnte man mit demselben Rechte sagen. Die Schulen, die Bücher, die gesammten Früchte der Literatur einer Nation bilden einen Theil des Reichthums derselben, und sie lassen sich, wie die Masse des angebauten Bodens, wie das Capital der eingeführten Waaren, wie Thee, Kaffee, Fleisch, Brot zu Gelde anschlagen. Zum Theil vermehren diese Dinge den Nationalreichthum ganz direct, indem sie dem Bürger, dem Handwerker, dem Kaufmann rc. mit solcher Belehrung, wie er sie in seinem Fache braucht, helfend zur Seite stehen, zum Theil indirect, indem sie seinen sorgenvollen Geist erheitern, ihm Erholung verschaffen und ihn zu neuer Betreibung seines Geschäfts mit erfrischten Kräften befähigen.

Manche der Nationen unseres Welttheils haben zwar ihre schönsten geistigen Blüthen schon vor einer ziemlich langen Zeit getrieben. Die Italiener z. B. gewannen ihren herrlichsten Schatz

an Dichtungen schon im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Für die Engländer arbeitete die Phantasie eines Shakespeare schon im 16. Jahrhundert. Die Spanier und Franzosen hatten bereits im 17. Jahrhundert die classische Zeit ihrer Literatur. Bei vielen anderen Nationen, z. B. bei den Deutschen, Dänen, Holländern, Schweden, bei den Russen und überhaupt bei den meisten slawischen Völkern traten erst in diesen neuesten Zeiten Die auf, welche den Sprach- und Ideenschatz der Nation so durcharbeiteten und gestalteten, daß dadurch ein bedeutendes und kostbares Capital von Geisteswerken geschaffen wurde, von dem die Nation zehren konnte. — Alle aber, sowohl jene älteren als die neuen classischen Literaturen sind erst in dieser allerjüngsten Zeit von dem merkwürdigen Entwickelungstriebe ergriffen worden, in Folge dessen ihre Producte eine so außerordentliche Zugänglichkeit und Verbreitung gewonnen haben und in Folge dessen sie nun erst ein wahres Nationalcapital bilden. — Der Geist des großen Briten Shakespeare war lange Zeit nur in einer höchst beschränkten Weise wirksam. Die Wohlthaten, welche er zu spenden fähig war, wurden nur sehr wenigen seiner Landsleute zu Theil. Wie lange dauerte es nicht noch, bis der ehrwürdige Milton — viele Jahre nach seinem Tode! — zu der Wirksamkeit, der Anerkennung und dem Ruhme gelangen konnte, mit dem wir ihn jetzt strahlen sehen. Erst nachdem die Neuzeit alle ihre Spiegel aufgestellt, alle ihre Echos geordnet hatte, konnte das Bild jener Männer so tausendfach reflectiren, konnten ihre Namen und ihre Worte so allseitig wiederhallen, wie es jetzt der Fall ist.

Die trefflichen Denker, Redner und Sänger, welche sich um den Thron Ludwigs XIV. versammelten, sie bildeten in dem literarischen Frankreich anfangs einen kleinen hellen Kern, erfreuten anfangs nur wenige Auserwählte mit ihrem Lichte, dessen Strahlen erst in der neuen und neuesten Zeit zu allen Franzosen wie Nichtfranzosen drangen.

Mit den Cervantes, den Lope de Vegas, den Ariostos, den Petrarcas und den übrigen großen Geistern der südlichen romanischen Welt, wenigstens der dichterischen, möchte sich dieß etwas anders verhalten. Die Spanier, die Italiener haben zum Theil noch etwas Ursprüngliches. Die mündliche Tradition ist bei ihnen fast so mächtig und einflußreich, wie bei den nördlichen Völkern

die geschriebene und gedruckte Literatur. Sie lernen auswendig und theilen sich mit, und selbst der Ungebildete wird dort von einer herrlichen Dichtung leichter ergriffen. Jene spanischen und italienischen Dichter mochten sich daher schneller als die britischen, französischen und die alten deutschen Barden gleich von Anfang herein eines ausgebreiteten Kreises von Verehrern und Kennern erfreuen, und es bedurfte dazu nicht erst der Vervielfältigung durch den Druck und der Anbahnung aller Wege, mit deren Hülfe jetzt der Ruhm der Dichter zu aller Menschen Ohr gelangt. Jedoch sind auch die Werke dieser Edlen erst in der Neuzeit die wahre Speise ihrer ganzen Nation geworden. Im literarischen Garten der Deutschen aber, wie gesagt, der Dänen, der Schweden, und dann der Ungarn, der Russen und vieler anderer Slawen sind erst ganz kürzlich diejenigen Früchte der Literatur, welche von den Nationen als classische anerkannt wurden, zur Reife gebracht. Und die Göthes, die Schillers, die Oehlenschlägers, die Puschkins und Dershavins des Nordens und Ostens sind dann schneller als die Ariostos, Racines und Shakespeares des Südens und Westens von den mächtigen Wellen der Neuzeit ergriffen worden und zu einer allgemeinen Wirksamkeit gelangt.

Wie winzig klein war noch vor hundert Jahren der Schatz unserer deutschen Nationalpoesie. — Wenn man nachsieht, so begreift man es kaum, wovon der Geist unserer Großväter sich nährte. Wie reich stehen wir auf einmal da, wir, in deren Bücherschränke, Köpfe und Herzen hundert hochverehrte Männer von Klopstock bis auf Tieck und Uhland und die Anderen, die noch leben, ihren Gedankenvorrath ausschütteten.

Und wir haben uns nicht damit begnügt, blos auf unserem eigenen Acker zu ernten. Vielmehr haben wir auch aus allen Literaturgärten unserer Nachbarvölker die Pflanzen zu uns herübergepflanzt. Der größere Verkehr der Völker unter einander, unsere Ausflüge von einem Lande Europas zum anderen haben einen Austausch der Sprachen und der Literatur hervorgebracht, wie er noch nie in der Welt existirt hat. — Ehemals sang Jeder nur die Lieder seines Landes, und nur wenigen Auserwählten war auch das Schöne zugänglich, welches zu anderen Zeiten und in anderen Landen gesungen und gedacht war. Die merkwürdige Ausbreitung der Sprachkenntniß, der erwachte Eifer für Sprach-

studium hat nun aber Canäle nach allen Seiten hin eröffnet. Innerhalb des letzten Jahrhunderts ist es geschehen, daß jetzt in großen Massen die Gebildeten unter den Russen, Polen und anderen Slawen, so wie namentlich auch unter den Deutschen in allen gebildeten Sprachen der Welt reden und im Stande sind, alle Schätze der verschiedenen Literaturen fast so zu genießen und zu benutzen, wie die ihres eigenen Volkes.

Selbst die Franzosen und Engländer und andere mehr mit sich beschäftigte Nationen haben sich in neuerer Zeit mehr als je zuvor zur Pflege fremder Sprachen herangelassen. Für diejenigen aber unter uns, welche sich nicht die Fähigkeit erwerben konnten, aus den Quellen selbst zu schöpfen, ist eine außerordentliche Thätigkeit des Uebersetzens eingetreten.

Diese Uebersetzungsthätigkeit ist ebenfalls einer der charakteristischen Züge der neueren Zeit. Den ersten Anfang dieser Bewegung kann man etwa hinaufführen bis zu Luther's Uebersetzung der Bibel ins Deutsche. Seitdem erhielten fast alle Völker Europas und der Erde eine Uebersetzung der heiligen Bücher in ihrer eigenen Sprache. Jedoch schwoll auch diese Bewegung erst in neuester Zeit zu einer solchen Fluth an, zu welcher wir sie jetzt aufgestiegen sehen. Diese Armee von Uebersetzern, die in allen Landen auftauchte, machte uns nun Alles zugänglich. Wir, namentlich wir Deutschen, haben jetzt fast Alles, was im Alterthume oder in der Neuzeit, bei unseren Nachbarn oder bei den entferntesten Indianern und Chinesen je Schönes geschrieben wurde, in unserer eigenen Sprache, und es wurde Allen Alles zugänglich. Aber, wie gesagt, auch bei den Franzosen, bei den Engländern, sogar bei den Russen haben sich Uebersetzer hervorgethan, die alles Fremde ins Einheimische übertrugen. — Wir haben sogar die arabischen Mährchenhaine, die türkischen, die persischen, die indischen, die chinesischen Liederschätze geplündert und sie uns zugeeignet. Aristoteles, Homer, Plato, Tacitus, Cäsar rc. sind uns alle so nahe gebracht, als gehörten sie zu den Unsrigen.

Nicht weniger als die verbreitete Sprachkenntniß und die Thätigkeit unserer Uebersetzer trug auch die Reform derjenigen Künste und Beschäftigungen, welche die Früchte der Literatur vervielfältigen und unter die Menschen bringen, dazu bei, diese Früchte immer mehr Allen zugänglich zu machen. — Die Ver-

besserung in den Maschinen der Druckerpresse, die Dampf- und Schnellpressen, die billige Lieferung des Papiers, die Reform im Buchhandel selbst, dieß Alles machte es möglich, die Bücher billiger, geschmackvoller und gefälliger zu liefern. Die Buchdrucker und Buchhändler Europas überboten sich in Herstellung geschmückter und wohlfeiler Ausgaben der Autoren. Und Werke, für deren Lectüre und Besitz man ehemals große Summen hingab, waren nun auf den Büchermärkten zu eben so geringen Preisen zu haben, wie die Waaren zur Befriedigung der äußeren Nothdurft.

Haben es Hafiz, oder Homer, oder der Sänger von Nal und Damajanti, oder die Verfasser des Shi-King sich einfallen lassen, daß je eine Zeit kommen könnte, wo sie den Leuten auf dem ganzen Erdboden bekannt sein würden? Allerdings hat diese Zeit lange auf sich warten lassen. Aber unsere Neuzeit hat dieß Wunder endlich doch wahr gemacht. Homer wohnte Jahrtausende lang in Klöstern bei stillen Mönchen. Sie überlieferten das Lichtlein seines Ruhmes in der Stille von Hand zu Hand. Niemand kannte und pflegte ihn außer den Mönchen, als auf ein Mal die Neuzeit an seine Pforte pochte, sie öffnete, und von Pope und Voß, von hundert anderen Uebersetzern und Commentatoren getragen, strahlte Homer hinaus und wurde der Liebling aller Nationen des Erdballs. Die Linie seines Ruhmes hielt sich 2000 Jahre lang, mit geringer Schwingung auf und ab, auf ziemlich derselben Höhe, bis sie auf ein Mal sich schwindelnd erhob und weit sich ausdehnte. Und im Grunde ist es der Ruhmeslinie jedes Schriftstellers so gegangen. Sie bewegten sich alle in engem Kreise, bis sie auf ein Mal im 19. Jahrhundert die weitesten Kreise zogen. Sie ertönten alle 2000 Jahre lang von wenigen Lippen, bis auf ein Mal ihr Lob aus allen Winkeln erscholl.

Jeder Autor, jedes literarische Verhältniß, welches wir erwägen, hielt sich bis zum 19. Jahrhundert in engen Ufern und breitete sich dann auf ein Mal aus, ward ein See, eine Lagune, ein Meer, entwich ins Grenzenlose, Unfaßbare und Unberechenbare. Wie die Reform des Buchhandels, die Verbesserung der Druckapparate, die Uebersetzer, die vermehrte Schreiblust, so haben auch die Umwälzungen in unseren Bibliotheken sehr dazu beigetragen, die geistige Nahrung zu vermehren und allgemeiner zugänglich zu

machen. Die Bücherschätze waren sonst in königlichen Schlössern, in Klöstern, in den Wohnungen reicher Privaten versteckt. Sie waren da nur Wenigen zugänglich, nur von den Mönchen, den Günstlingen der Könige und der Eigenthümer benutzt. Die königlichen Bibliotheken wurden in der Neuzeit Staatseigenthum, die freie Benutzung wurde mit immer umfassenderer Liberalität gestattet. Die Klosterbibliotheken wurden in einem großen Theile von Europa aufgehoben und, mit den öffentlichen Bibliotheken verbunden, Schätze, die Jedem zugänglich waren. Selbst viele Privatbibliotheken wurden entweder mit Gewalt, wie durch die Russen in Polen, oder aus Patriotismus der Besitzer mit den öffentlichen Bibliotheken vereinigt. Die meisten unserer öffentlichen Bücherschätze sind aus Kloster- und Privatbibliotheken zusammengeflossen. Das Entlehnen der Bücher von Privatbibliotheken war sonst ein fast ganz unbekanntes Manöver; jetzt bildete sich besonders in Deutschland, aber auch in Frankreich, in England, überall in allen Städten das Institut der Leihbibliotheken aus, die in jeder unserer Städte in außerordentlicher Vermehrung begriffen sind. In ganz England traten zahlreiche Vereine von Handwerkern, Kaufleuten ꝛc. zusammen, welche Bibliotheken gründeten und sich gegenseitig Bücher liehen. In Deutschland entstanden in jeder Stadt Lesevereine, welche Bücher kauften und sich einander mittheilten. Jedes öffentliche Institut, jedes Hospital, ja jedes Vergnügungsetablissement, jeder Club erhielt seine Bibliothek. Zahllose Vereinsbibliotheken traten auf diese Weise an die Stelle der wenig zugänglichen Familienbibliotheken. Selbst wandernde Leihbibliothekare bildeten sich außerhalb der Städte für die Landbewohner aus. Nie haben wir so viele wandernde Bücherverleiher gesehen, wie jetzt, die den Leuten die geistige Nahrung in die Häuser bringen. — Da das Publicum immer mehr begierig wurde nach dem Genuß der Bücher, als nach ihrem Besitz, so wurden sie schnell abgebraucht und wieder verkauft, und es entstanden daher die zahlreichen Läden der Bücherantiquare, die zu billigen Preisen eine Menge geistiger Nahrung wieder in Umlauf setzten.

Endlich hat auch die Ausbildung unserer Tagesliteratur und Alles, was damit zusammenhängt, außerordentlich zur Herabsetzung es Preises geistiger Nahrung beigetragen. Viel lehrreicher, wissen-

schaftlicher Stoff, der sonst in großen Werken niedergelegt wurde, hat jetzt die Form der Tagesliteratur angenommen und wird auf bequeme und billige Weise so in tausend Tagesblättern besprochen. Jede Branche der Wissenschaft, jede Kunst hat ihre Tagesliteratur, ihre Magazine erhalten, welche täglich und beständig wissenschaftlichen Stoff zu ihren Verehrern herabbringen.

Selbst die politischen Neuigkeitsblätter haben eine Menge belehrenden Stoff und geistige Nahrung aufnehmen müssen in Feuilletons, in Beilagen aller Art, und durch sie, die, leicht zu haben, billig zu kaufen, an jedem Tage, in jeder Stunde sich darbieten, wird nun eine Menge geistiger Unterhaltung jedem Bauer und Bürgersmann zugänglich gemacht und eine von Menge Kenntnissen auf diese Weise verbreitet. Durch alle diese Umstände kommt es nun, daß jeder unserer Bauern geistig besser genährt ist, als es Sokrates und Plato waren.

Die ganze Literatur war ehemals so zu sagen aristokratisch, Alles wurde nur für wenig Eingeweihte geschrieben. Ein „großes" Publicum gab es gar nicht, eben so wenig eine populäre Literatur. Die Schöngeister und Belletristen bildeten eben so eine Menschenklasse für sich, wie die Stockgelehrten; endlich in neuerer Zeit sind die Privilegien der Schöngeister eben so verschwunden, wie die der Gelehrten, und Alles ist demokratisch geworden. Durch das Uebersetzen und Ineinandergreifen der Literaturen kam es dahin, daß viele Schriftsteller auftraten, die für das ganze große Publicum ihrer Nation schrieben, ja die sich an das ganze gebildete Publicum der gesammten Welt wendeten.

In England hat man die Kunst, klar und bündig zugleich zu schreiben, am weitesten gebracht und am meisten darauf raffinirt, in engen Raum für wenig Geld möglichst viel nützliche Stoffe zusammenzupressen. Bücher, wie „a million of facts", die in einem einzigen kleinen Bande einen solchen Abriß der Wissenschaften geben, wie ihn Harun al Raschid sich wünschen mochte, als er seinen Gelehrten befahl, einen Extract aus seiner ganzen großen Bibliothek zu machen, sind in England producirt und anderswo nachgeahmt. Man hat dort jede Kunst des häuslichen Lebens, den Haushalt, die Gartenkunst, alle mit trefflichen Werken beschenkt. Viele Geister haben sich erhoben, um im

Dienste des **großen** Publicums allen Stoff klar, bündig und geschmackvoll zu bereiten. Von England ist die Pfennigliteratur ausgegangen, und Englands literarischer Einfluß auf den Continent ist eben so groß gewesen, wie der auf die Moden der Kleider, auf die Eisenbahnen, auf die Verfassungen und Gesetzgebungen unserer Staaten.

III.

Die Slawen
und die
panslawistischen Tendenzen.

Geschrieben zu Dresden im Sommer 1848.

1. Geschichtlicher Rückblick.

Die Slawen im Ganzen repräsentiren in der Geschichte der europäischen Menschheit wenig mehr als eine dunkle, energielose Völkermasse. Nur zweimal wurden sie von einem regeren Leben ergriffen: in den Jahrhunderten, welche der germanischen Völkerwanderung zunächst folgten, und in der neuesten Zeit. Vor den Völkerwanderungen wurden die Slawen fast nicht genannt. Die scythischen Völkerschaften, die zwischen Griechenland und dem Norden nomadisirten, nahmen der Griechen (Herodot's) Aufmerksamkeit mehr in Anspruch als die weiter nordwärts im Innern wohnenden Slawen. Die Germanen, die zwischen Italien und dem Norden wohnten, beschäftigten die Römer weit mehr als die hinter ihnen sitzenden Slawen. Tacitus schrieb nur eine „Germania". Mit einem ähnlichen Tractate beehrte die Slawen kein Römer oder Grieche.

Erst die Deutschen, als sie nach Westen vorrückten, führten die Slawen theils als Unterthanen, theils als Verbündete in ihrem Gefolge. Im 5., noch mehr im 6. und 7. Jahrhundert begannen sich die Slawen zu regen, drängten in die südlichen Donauländer vor, rückten in verschiedenen Stämmen in die griechische Halbinsel ein und besetzten halb Deutschland bis über die Elbe hinaus. Von da an finden wir sie überall, als Wenden, Anten, Slawenen genannt. „Fast sogar ganz Hellas und der Peloponnes sind slawisch geworden und barbarisirt," rufen entsetzt die byzantinischen Schriftsteller des 10. Jahrhunderts aus. Allenthalben werden nun slawische Staaten begründet. In Bulgarien, in Serbien, in Kroatien, in Ungarn, an den Karpaten, in Böhmen; zwischen den Karpaten und der Ostsee tritt eine Menge slawischer Völkerschaften und Fürstenthümer auf. Die Donau hinauf, den

Dniepr, den Don herunter, über das schwarze Meer hin schwärmen Slawen. Sogar die kleinasiatische Halbinsel erfüllen sie. So erhebt sich denn ein allgemeiner Ruf, ein allgemeiner Kampf gegen die Eindringenden. Die Skandinavier im Norden, die Deutschen in der Mitte Europas, die Griechen im Süden, endlich die alten Urfeinde der Slawen, die Scythen (Tataren, Avaren, Polowzer, Kumanen, Uzen, Petschenegen, Magyaren) im Osten, ergreifen die Waffen gegen die Slawenschwärme und vertilgen sie allmälig oder bringen sie unter ihr Joch.

In hundertjährigen blutigen Kriegen verschwanden die Slawen völlig wieder aus Kleinasien, aus dem Peloponnes und Hellas, wo die Griechen die Oberhand zurückerlangten, beinahe völlig aus dem westlichen Deutschland, wo die deutschen Kaiser ihnen entgegentraten, ebenso aus den Steppen des südlichen Rußlands und Ungarns, wo die Asiaten (Polowzen, Petschenegen, Magyaren) ihr altes Uebergewicht herstellten. Während indessen die germanische Völkerwanderung das alte Europa von Grund aus umwälzte und ein neues Leben erzeugte, waren die Wirkungen der Slawenüberschwemmung nur zerstörend und meist vorübergehend. Im 11., 12. und 13. Jahrhundert bestanden von den während jener Bewegung begründeten Slawenreichen noch: das Großfürstenthum Rußland, das polnische, das böhmische, das serbische, das bulgarische Königreich. Ein völliger Stillstand der slawischen Welt herrscht im 14., 15. und 16. Jahrhundert. Selbst der Name der Slawen wird nicht mehr so häufig genannt wie zur Zeit der Griechen und Römer. Die Russen sind von den Mongolen unterjocht; sämmtliche Donauslawen sind entweder dem türkischen, dem ungarischen oder deutschen Reiche einverleibt. Das Oberhaupt der Czechen ist ein deutscher Reichsfürst, und von den übrigen Westslawen zwischen Böhmen und der Ostsee sind nur kleine Trümmer geblieben, die verschiedenen deutschen Landen zugezählt werden. Längs der ganzen Ostsee bis nach Finnland sind die deutschen Hanseaten und die deutschen Ordensritter gewaltig. Die Slawenwelt scheint dem Untergange geweiht. Das einzige unabhängige Slawenreich halten die Polen aufrecht; doch sind sich diese ihrer Abstammung so wenig bewußt, daß sie mit ihren slawischen Brüdern ebenso erbitterte Kriege führen wie mit den Deutschen. Ja oft gehen sie mit den Erzfeinden der Slawen, den Tataren oder Magyaren, die innigsten Bündnisse ein.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts schüttelten endlich die Ostslawen (Russen) das Mongolenjoch ab und gründeten nun im fortgesetzten Kampfe mit den Tataren und ihren Nachbarn dasjenige große Slawenreich, dessen Gewicht und Macht gegenwärtig die ganze slawische Welt aufgeregt und mit überschwänglichen Hoffnungen und Aussichten erfüllt hat; wie ehemals die Römer, wie dann die Germanen eine tonangebende Rolle in Europa gespielt, so soll jetzt die Zeit der Slawen gekommen sein. Es liege, so meint man, eine slawische Aera, vielleicht eine slawische Weltmonarchie in den Beschlüssen des Schicksals, zu deren Erfüllung sich alle slawischen Völker die Bruderhand reichen und zu einem großen Bundesvolke verschmelzen müßten.

Solche Ideen können niemals plötzlich zur Reife gelangen; sie reichen weit in die Geschichte zurück; sie sind die Früchte mannichfaltiger Impulse, vielfacher vergeblicher Versuche und die Resultate zusammentreffender Erscheinungen und Verwickelungen. Wir wollen hier versuchen, in Kürze die Ereignisse zu entwickeln, welche in der slawischen Welt diese Idee erzeugten, die wir mit dem einen Ausdrucke Panslawismus bezeichnen. Hierbei nehmen wir wol am zweckmäßigsten jene Zeit zum Ausgangspunkte, in welcher das geschichtliche Leben der Slawen am tiefsten stand, das Ende des 15. Jahrhunderts.

---

2. Die Ereignisse, welche die Idee des Panslawismus erzeugten.

Die Erhebung Rußlands war anfangs nur gegen Asien, gegen die Reste des mongolischen Reichs des Kiptschak, gegen die Chanate von Kasan, Astrachan, Krim und Sibirien gerichtet, mit deren Eroberung es sich zwei Jahrhunderte beschäftigte. Ja anfangs kam Rußland mit den übrigen Slawen mehr in feindselige als freundliche Berührung: so mit den Polen, Lithauern, Ruthenen, Kosaken. Erst als es allmälig anfing, sein Angesicht Europa zuzuwenden und den Slawen unter Peter dem Großen näher zu rücken, erlangte es für seine übrigen Slawenbrüder eine größere Bedeutung. Der erste Aufruf zur Thätigkeit für ihre Nationalität und zur Erkenntniß derselben wurde den Slawen von Deutschland

aus gegeben, wie sie denn fast immer von hieraus das Zeichen zum Wirken empfingen. Die Lutherische Kirchenreformation war das Ereigniß, das zuerst neues Leben in die erstarrten Glieder des slawischen Lebensbaums goß. Vor Luther hatte Jahrhunderte lang eine so große Einheit des kirchlichen, des politischen Regiments und der Sprache in ganz Europa geherrscht, daß dieser Zustand nur gleichsam eine Wiederholung des gefallenen alten römischen Reichs zu sein schien. Ein Glaube, ein Papst herrschte in der ganzen romanischen, germanischen und westslawischen Christenheit. Ein Kaiser, der deutsch-römische, war als das weltliche Haupt dieser Christenheit, dem als solchem auch die Könige von Polen, Ungarn, Böhmen huldigten, verehrt. Eine Sprache, die lateinische, herrschte in Kirche, Staat und Wissenschaft und schlang ein festes einigendes Band um die gebildeten Klassen aller Nationen. Doch war schon am Ende des Mittelalters das Ansehn der Päpste wie der Kaiser bedeutend gesunken, und einige der verachteten Bauersprachen (linguae rusticae) in Italien, Spanien, Frankreich hatten sich allmälig den Rang gebildeter Schrift- und Literatursprachen errungen. Luther aber machte hierin für den Osten und Norden nun noch einen größeren Riß. Er kämpfte mit Kaiser und Papst. Durch ihn wurden die deutschen Fürsten selbstständiger, sowie sich auch durch ihn die Kirchen vieler Staaten von der alten römischen Mutterkirche trennten. Er drang darauf, daß den Völkern überall das Wort Gottes in ihrer eigenen Sprache überliefert und zu ihnen in der Sprache des Landes gepredigt würde. Luther war ein kirchlicher, ein politischer und sprachlicher Emancipator. Vor allen Dingen stritt er für die „deutsche Nation". Allein auch zu den Polen, den Böhmen, Mähren, Slowaken, den Wenden, Ungarn, Winden, Kroaten, Slawoniern, Dalmatiern, sogar zu den Walachen an der Mündung der Donau drangen seine Lehren und weckten überall die Völker auf für das Nationale in Sprache, Sitte, Kirche und Staat.

Die Sprachen der meisten dieser Nationen waren bisher entweder noch gar nicht geschrieben, oder wenigstens waren die uralten Anfänge der Literatur wieder ins Stocken gerathen. Ueberall wurde der völkerbefreiende Protestantismus mit lauter Freude begrüßt und adoptirt. Ueberall traten Reformatoren, dem Luther ähnlich, unter den Slawen auf. Ueberall wurde in der Volkssprache gepredigt und die Bibel in dieselbe übersetzt. Wo noch keine Schriftsprache existirte, wie bei den Wenden, Winden und Slowaken,

wurde zu diesem Zweck das lateinische oder deutsche Alphabet der slawischen Sprache angepaßt und eine feste Orthographie erfunden. Mehre slawische Literaturen wurden auf diese Weise durch den Protestantismus erst begründet, andere erhielten von ihm neue Impulse, und die polnische und böhmische Literatur erreichten bald darauf ihr goldenes Zeitalter. Die Druckerpresse folgte überall den protestantischen Predigern und Bibelübersetzern nach. Sogar unter den Walachen und Siebenbürgen und am schwarzen Meere errichteten sie deren einige, und auch die ersten Regungen der dacischen oder rumänischen Literatur waren also eine Folge der Lutherischen Reformation.

Diese vielversprechende Thätigkeit der Slawen unterbrach in Böhmen im Anfange des 17. Jahrhunderts auf eine sehr verhängnißvolle Weise die Schlacht am weißen Berge (1620). Aehnliche so zu sagen reactionäre Schlachten wurden im Laufe der folgenden Jahre in Ungarn, in Polen, an der Donau geliefert. Die kirchliche Reaction, die Gegenreformbestrebungen hatten den Jesuitenorden hervorgebracht, auf dessen Geheiß oder zu dessen Vortheil wenigstens jene Schlachten geliefert wurden, und der überall mit den Kriegern zur Völkerunterdrückung und zur Zerstörung des Lutherischen Werks in die Länder einrückte. Die Jesuiten rotteten die Protestanten in Böhmen fast völlig wieder aus, verminderten ihre Anzahl bedeutend in Ungarn und Polen, machten Illyrien, Dalmatien, Kroatien und Slawonien wieder zu streng katholischen Ländern, aus denen sie die Volksprediger, die Bibelübersetzer und ihre Druckergenossen vertrieben. Sie stellten in allen Schulen, in *allen* Kirchen die lateinische Sprache wieder her und unterdrückten alle Bestrebungen für Volksthümlichkeit. Das Slawenthum machte in Folge ihrer Bestrebungen überall Rückschritte, wiewol sie das von Luther angefachte Feuer nicht ganz wieder unterdrücken konnten: es glomm unter der Asche fort. Wir können daher mit vollem Rechte Luther als den Mann betrachten, der zuerst, sowie das Band zwischen den deutschen Fürsten untereinander und zwischen den Völkern und Rom, so auch den Boden der Slawen und Deutschen auflockerte.

Nur die östlichen der griechischen Kirche, den Türken und dem russischen Reiche anheimgefallenen Slawen blieben vom Protestantismus fast gänzlich unberührt. Doch erhob sich für sie am Ende des 17. Jahrhunderts ein anderer Reformator, nämlich

Peter der Große, der die europäische Civilisation nach Rußland verpflanzte und die Russen, nach Vollendung ihrer asiatischen Eroberungen bis an die Grenze von China, unserem Welttheil und ihren hiesigen Slawenbrüdern näher brachte. Peter der Große machte seine Haupteroberungen in Europa; er drang mit seinen Waffen bis zur Donau vor. Er besuchte als forschender Wanderer alle slawisch-germanischen Lande im Westen seines Reiches. Jetzt zum ersten Male vernahmen alle Slawen von einem mächtigen slawischen Kaiser, der ihnen mit dem doppelten Glanze eines weltlichen Monarchen und eines Kirchenoberhauptes nahte. Damals, als Peters Riesenbild sich in dem Auge ihres Geistes spiegelte, mochten die ersten Träume von Panslawismus in ihnen auftauchen. Peter selbst mochte die Bedeutung seiner eigenen und seiner Nachfolger Bestimmung ahnen. Sein Testament beweist es, in welchem er den russischen Zaren schon vorschreibt, panslawistische Tendenzen zu verfolgen.

Doch ereignete sich nach ihm vorläufig Nichts, was das Schicksal der Slawen und ihr Verhältniß zu einander bedeutend geändert hätte, bis zur Auflösung des Jesuitenordens, die endlich nach der Mitte des 18. Jahrhunderts eintrat. Bei dem Sturze dieses Ordens athmeten die Völker freier auf, insbesondere auch die Slawen, und namentlich die der östreichischen Monarchie, für die Joseph's II. Kampf mit dem Jesuitismus besonders bedeutungsvoll wurde. Joseph II. zerstörte das Werk der Jesuiten überall in seinen Ländern, besonders auch ihre Schulen und die durch sie aufrecht erhaltene Herrschaft der lateinischen Sprache. Wie in der Kirche, wie in der Wissenschaft und Literatur, so hatte diese Sprache bisher auch im Staate, in den diplomatischen Verhandlungen, vor Gericht und zum Theil sogar in der alltäglichen Conversation der Gebildeten Böhmens, Polens, Ungarns und in den slawischen Nebenlanden dieser Reiche geherrscht. Joseph II. hob in diesen Ländern, soweit sie seiner Herrschaft unterworfen waren, durch seine berühmten Sprachedicte die lateinische Sprache auf, und die deutsche Sprache trat an ihre Stelle. Dadurch, sowie durch seine anderen auf völlige Germanisirung seiner slawisch-ungarischen Lande gerichteten Bestrebungen, regte er seine Völker, zunächst insbesondere die Magyaren gewaltig auf und gab so den Anlaß zu denjenigen nationalen Conflicten unter den Donaunationen, die noch bis auf diesen Tag fortdauern.

Die lateinische Sprache als eine todte erregte Niemandes Neid. Durch sie konnten die Kroaten, Slowaken und Ruthenen von den Ungarn, die Ungarn und Böhmen von den Deutschen leicht und ohne Mißtrauen regiert werden. Das Deutsche dagegen, als die Sprache der ohnedieß in Oestreich vorherrschenden Nation, mußte die Eifersucht Aller erwecken. Wenn Joseph gebot, daß in Polen, Ungarn, Böhmen Niemand irgend eine Anstellung erhalten sollte, der nicht Deutsch verstände, ja daß sogar jeder Angestellte sein Amt verlieren werde, der nicht binnen drei Jahren Deutsch gelernt habe, so hieß dieß soviel, als die Deutschen in hohem Grade privilegiren und allen anderen Nationen den Krieg erklären. Da ergriff nun zuerst die Ungarn die Furcht, ihre eigene Sprache und Nationalität, die unter der allgemeinen Decke des Lateinischen ungestört fortvegetirt hatte, möchte am Ende gänzlich untergehen. Sie erhoben sich gegen Joseph's II. Reformen und gaben seitdem die Idee nicht wieder auf, nach der Zertrümmerung des Lateinischen müsse nun Alles in Ungarn magyarisirt werden, damit sie nicht selbst germanisirt und slawisirt würden. Daher seit Joseph's Sprachedicten die wiederholten Versuche zur Magyarisirung der Slowaken, der Ruthenen, der Walachen, der Serben, der Kroaten, Slawonier und Dalmatier, die sich nun alle von zwei Seiten, von den Magyaren wie von den Deutschen, im Gedränge fühlten. Daher dieser Völkerkrieg, der lange drohte und zu unserer Zeit blutig entbrannt ist. Daher die Belebung der panslawistischen Tendenzen unter allen Slawen Oestreichs, die sich ihrer bedrängten Brüder gegenseitig annahmen. Auch durch seine Toleranzedicte sprengte Joseph manche Bande, welche seine verschiedenen Nationen mächtig zusammengehalten hatten. Nun erhob die Nationalreligion der Ungarn, der Calvinismus, wieder freier sein Haupt. Die walachischen und ruthenischen Bauern, welche die Sache mißverstanden, machten einen Aufstand, an dem griechische Priester bedeutenden Antheil nahmen, und den sie nur unter der Bedingung endigen wollten, daß alle ihre katholischen ungarischen Edelleute zur griechischen Kirche übergingen. Es wurden durch jene Toleranzedicte also ganz neue Conflicte zwischen der griechischen und katholischen Kirche herbeigeführt, Conflicte, die Rußland dann zur Ausdehnung seines Einflusses als Protector der griechischen Kirche wohl zu benutzen wußte.

Bald nach Joseph's Hintritt ward ein anderes für die Sla-

verwelt höchst wichtiges Werk, das schon 1773 begonnen hatte, vollendet: die Zertrümmerung und Theilung des polnischen Staats. An demselben nahm zwar neben zwei deutschen Mächten auch eine slawische Antheil, und es erschien daher als ein Ereigniß, das ebenso geeignet war, Zwietracht in dem Lager der Slawen auszustreuen, als dieselben unter der Fahne des Hasses gegen die Deutschen zu vereinen. Allein die slawischen Autoren sind immer beflissen gewesen, alles Gehässige dabei auf die Deutschen zu wenden. Ein deutscher Fürst, sagen sie, habe zu der Theilung Polens zuerst aufgefordert. Deutsche Diplomaten und Krieger, sogar auf der Seite Rußlands, seien vorzüglich dabei thätig gewesen. Ja die russischen Kaiser selbst, welche Polen theilten, wären Fürsten deutschen Stammes. Und so stellen sie diesen Act als ein unerhörtes von den Deutschen an den Slawen verübtes Verbrechen dar. Selbst bei dem allerletzten Theilungsacte, bei der Einverleibung Krakaus, wurden von Rußland die Dinge so gewendet, daß Oestreich der anscheinende Vortheil, aber auch aller Haß zu Theil wurde. Den Russen, als einer slawischen Macht, ward leichter verziehen, und sogar die Polen selbst haben in letzterer Zeit sich versöhnlicher gegen sie als gegen die Deutschen gezeigt. Die Theilung Polens mußte nothwendig alle Slawen zu trüben Betrachtungen ihrer Zustände auffordern. Die Czechen, Mähren und Slowaken fanden, daß sie einst ebenfalls ein einiges großes Reich gebildet hätten, das von Deutschen zerrissen worden sei. Die Walachen erkannten, daß auch mit ihnen eine polnische Theilung vorgenommen worden. Die Serben und Kroaten fühlten, daß sie wie die Polen unter drei verschiedene Reiche vertheilt seien. Und wie die Polen von nun an für die Wiederherstellung ihres Nationalstaates beständig schwärmten, so träumten von jetzt an die anderen Slawen und Walachen von der Herstellung großer czechischer, illyrischer und dacoromanischer Reiche. Die Theilung Polens fiel auf diese Weise fast ganz zum Nachtheile der Deutschen aus. Sie entwickelte die panslawischen Sympathieen.

Endlich kam die erste französische Revolution und in ihrem Gefolge Napoleon, dessen Kriegsunternehmungen zum Theil gegen die slawische Unterthanen besitzenden Staaten, gegen Preußen, Oestreich und Rußland, gerichtet waren und daher vom größten Einflusse auf die Slawenwelt sein mußten. Wie Karl der Große zog Napoleon an der Donau herab. Wie jener das Avarenreich,

so demüthigte er Oestreich und Ungarn. Wie jener machte auch er Baiern groß. Wie jener in den Slawenländern der Sau und Drau die Karantanische Mark, so stiftete er dort seine „Provinces illyriennes", die er von Oestreich ablöste. Dadurch rückte er den Donauslawen, den Serben und Bulgaren, nahe und setzte sie in Bewegung. Diese südlichen Slawen geriethen nun auf den Gedanken einer Trennung von der türkischen Herrschaft und schickten Gesandte zu Napoleon, um ein Bündniß mit ihm zu schließen. Da Napoleon ihnen nicht helfen wollte oder konnte, so warfen sie sich Rußland in die Arme, das den Serben eine Hülfsarmee sandte und die Montenegriner gegen die französischen Gouverneure hetzte. Seit dieser Zeit haben die Montenegriner und Serben die Waffen nicht wieder niedergelegt; seit dieser Zeit haben die Bulgaren nicht aufgehört, für ihre Freiheit zu conspiriren; seit dieser Zeit haben die Winden, Kroaten und Dalmatier die Idee eines zu begründenden illyrischen Königreichs festgehalten. Wie im Süden der Donau, so schlugen auch an der Weichsel die Unternehmungen Napoleon's so aus, daß als endliches Resultat eine Schwächung der Deutschen und eine Stärkung der panslawischen und namentlich der russischen Sache daraus hervorging. Obgleich Napoleon die ihm ergebenen Polen auf alle Schlachtfelder Europa's umherführte, stellte er doch kein kräftiges Polen als Schutzmauer gegen Osten wieder her. Er gründete nach der Besiegung Preußens aus dessen Besitzungen in Polen das schwache Herzogthum Warschau, das nachher eine Beute Rußlands wurde, und gab so den Anlaß dazu, daß das russische Reich einen mächtigen Keil mitten nach Deutschland hinein vorschob.

Schon vor 1812 waren in Folge der Napoleonischen Kriege zum ersten Male in der Geschichte Slawen als Kämpfer in fast allen Ländern und auf allen Schlachtfeldern Europas erschienen: die Russen bis nach Oberitalien und in die schweizerischen Alpenthäler hin, die Polen sogar bis nach Spanien. Aber eine wirkliche Völkerwanderung von Slawen und Slawengenossen brachte Napoleon über Europa durch seinen mißglückten Angriff auf Rußland, gegen das er alle Nationen des Westens führte, und das gegen ihn alle Nationen des Ostens aufbot. Dadurch gab er Gelegenheit, daß Deutschland von Russen, Polen, Kosaken, Ruthenen, Kroaten und Slawoniern überschwemmt, Frankreich zum ersten Male von einem slawischen Heere occupirt wurde; daß russisch

Gouverneure eine Zeit lang deutsche Länder verwalteten, und der Kaiser des Ostens sich den Befreier Deutschlands, ja ganz Europas nennen ließ; daß die Russen Anspruch auf die Dankbarkeit der Deutschen machten, und die Herzen aller Slawenvölker bei der Glorie, die ihren großen Slawenkaiser umstrahlte, jubelten. Napoleon's Fall und die Anstrengungen, welche Deutsche und Slawen dafür gemacht hatten, riefen eine neue große Bewegung unter diesen Völkern hervor, die während der Friedensjahre von 1815 — 48 angehalten hat. Die Deutschen ergriff der größte Enthusiasmus für ihre Nationalität, ihre Selbstständigkeit, ihre Sprache, ihre Volksthümlichkeit, ihre Geschichte, ihre Einheit — lauter Güter, die sie unter Napoleon in der größten Gefahr gesehen.

In allen Zweigen der deutschen Literatur gab sich ein begeisterter Patriotismus kund. Man reinigte die Sprache, man lobte die alten deutschen Sitten. Die Nibelungenlieder und andere alte Nationaldichtungen wurden dem Volke in wiederholten Auflagen dargeboten. Ohne Unterlaß wurde die Nothwendigkeit einer Einigung aller deutschen Stämme zu einem Nationalstaate gepredigt und danach gerungen. Wie einst die Lutherische Kirchenreform, wie alle geistigen Erschütterungen, welche Centraleuropa (Deutschland) bewegten, so theilten sich auch diese erneuerten Bestrebungen nach Volksthümlichkeit, dieser patriotische Enthusiasmus, dieser Nationalitätseifer den uns benachbarten Nationen mit. Die Dänen, die Schweden, die Magyaren und insbesondere auch die Slawen, die Czechen, die Illyrier, die Serben, die Polen, die Ruthenen, die Russen, sie alle erhoben zugleich das Palladium der Nationalität. Auch unter ihnen standen Männer wie unsere Stein, Arndt, Jahn auf; auch sie erinnerten sich ihrer Vorzeit, ihrer verlorenen Selbstständigkeit. Ueberall wurde die Geschichte der Völker geschrieben. In Rußland vollendete Karamsin sein großes Werk, in Böhmen erstand Palacky, in Ungarn Mailath, in Illyrien Gai u. s. w. Diese Männer gaben ihren Landsleuten zum ersten Male historische Schriften, die so geschrieben waren, daß sie von dem ganzen Volke als Nationalwerke adoptirt wurden.

Ueberall wurden Nationalalterthümer hervorgegraben und in Nationalmuseen an das Licht gestellt, überall neue patriotische Gesänge gedichtet und alte Volkslieder verzeichnet, eifrig gesammelt und publicirt: an der Donau die serbischen, in Böhmen die ge-

chischen. Sogar in dem kleinen Lande der Slawowenden wurden zwei große Quartbände mit alten wendisch-slawischen Liedern, Märchen, Sagen gefüllt. Ueberall entstanden patriotische Vereine, sogar in dem sonst so vereinslosen Rußland, in Moskau. Ueberall wurde wie in Deutschland für die Reinigung der Sprachen gewirkt. In Prag, in Pesth, in Agram bildeten sich Gesellschaften, deren Zweck es war, für eingebürgerte fremde Worte neue einheimische zu erfinden und in Umlauf zu setzen. Russische, polnische, böhmische, illyrische, serbische u. s. w. Grammatiken und Lexiken wurden in den letzten 30 Jahren in größerer Anzahl geschrieben und gedruckt als in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen. Wo die Nationen politische Gewalt in Händen hatten, da arbeiteten sie darauf hin, zur Conservirung und Sicherstellung ihrer eigenen Nationalität auch ihre Sprache und Sitte bei den ihrem Einflusse unterworfenen Fremden auszubreiten. Daher in dieser Zeit die vielen Versuche zur Germanisirung, zur Magyarisirung, zur Czechisirung, zur Russificirung verschiedener Stämme. Daher die vielen Sprachedicte, welche von den Deutschen, den Russen, den Magyaren ausgingen. Besonders eifrig und heftig verfuhren die Letzteren. Ihre Sprachedicte von 1836, 1840, 1844 sollten die magyarische Sprache nicht blos zur Staatssprache, sondern auch zur ausschließlichen Schul- und Kirchensprache, zur Sprache der Gerichtsbehörden, der Verwaltungsstellen erheben. Ja ein Gesetz von 1847—48 macht die magyarische Sprache sogar zur ausschließlichen Berathungssprache, selbst in solchen Versammlungen und Sitzungen, wo die überwiegende Mehrzahl aus Nichtmagyaren besteht. Diese Tyrannei ist in Ungarn der Hauptimpuls zu den Zerwürfnissen der Nationalitäten und demnach zu den traurigen Ereignissen gewesen, die im Jahre 1848 begannen.

Weil das Kleine leichter untergeht als das Große, so sahen sich die kleinen slawischen Stämme nach Brüdern und Nachbarn um, mit denen sie sich zu gegenseitiger Kräftigung einigen könnten. So fingen die Czechen eifriger als je an, aus den Dialekten der Mähren und Slowaken eine einzige Sprache und Literatur zu bilden, um wo möglich auch ein einiges großes czechisches Volk von sieben Millionen daraus hervorgehen zu sehen. Die Illyrier strebten dahin, die Dialekte ihres gebirgigen Landes ebenfalls in einer Sprache und alle seine Stämme wo möglich auch

in einem politischen Ganzen aufgehen zu lassen. Endlich trat gar die Idee immer mehr hervor, alle Slawen Europas bildeten zusammen ebenso wie die Deutschen ein einiges Nationalganzes in Bezug auf Sprache, Sitte, Charakter, Urgeschichte, ein Ganzes, das nur durch unglückliche Ereignisse politisch zerrissen sei, und das man durch einen panslawischen Völkerbund oder Bundesstaat wiederherstellen müsse. Diese Idee wurde zuerst von dem Dichter Kollár ausgesprochen in einem kleinen Werke, das er „die Wechselseitigkeit der Slawen" betitelte, und das bald gleichsam als der Katechismus der Panslawisten angesehen ward.

Nun fing man an, nicht mehr von slawischen Völkern und Stämmen, sondern von einer „slawischen Nation" zu reden, und es trat allmälig eine bisher unbekannte Gattung literarischer Arbeiten zu Tage, welche die slawischen Stämme und Zustände als ein Nationalganzes auffaßten. Der Slowake Schafarik schrieb die „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur" und sammelte die „Alterthümer" sämmtlicher Slawen. Der Pole Maciejowski stellte ebenfalls die „Rechtsgeschichte" aller Slawen dar. Mickiewicz philosophirte über die Vergangenheit und Zukunft der slawischen Gesammtrace. Andere faßten die Ethnographie der Slawen als Ganzes zusammen. Es erschienen Landkarten, die blos das von Slawen besetzte Ländergebiet darstellten. Hundert Köpfe und Federn beschäftigten sich mit dem Panslawismus. Die Erhebung der vielfach mit den Slawen verknüpften Griechen, ihr Kampf mit den Türken, ihre endlich errungene Selbstständigkeit und der Krieg Rußlands gegen die Türkei in den zwanziger Jahren brachten wiederum einen Theil der Slawen, nämlich die Slawen der Donau, in bedeutende Gährung. Die Bewegungen in Bulgarien, in Serbien, in der Walachei, das endliche Entstehen eines neuen halbsouverainen slawischen Staats, Serbiens, sowie die Vermehrung des Einflusses Rußlands auf alle Donauslawen, waren Folgen dieser Erschütterungen.

Das bald darauf erneuerte Trauerspiel in Polen berührte und erregte die Slawen abermals schmerzlich. Die Westeuropäer, Franzosen, Briten, luden dabei den Vorwurf auf sich, daß sie die Polensache wiederum im Stiche gelassen und verrathen hätten; die Deutschen wurden als die gehässigen Helfershelfer bei Unterdrückung der Polen angesehen. Die Polen wie die übrigen Slawen erfuhren, daß ihr politisches Gleichgewicht untereinander nicht

durch den Westen hergestellt werden könne, sondern daß sie nur in und durch sich selbst ihre Aussöhnung und Einigung gewinnen müßten. Sogar unter den Polen befestigte sich der Gedanke, wie sie sich aufrichtig an Rußland und an das Panslawenthum anzuschließen und sich durch die Russen vom deutschen Joche zu befreien hätten, da sie durch die Deutschen und die Westeuropäer nicht das russische Joch brechen könnten. Die Trennung zwischen dem slawischen Osten und dem germanisch-romanischen Westen Europas wurde hiermit größer. Diese Veränderung der slawischen Gesinnung und politischen Anschauung zeigte sich vornehmlich dadurch, daß von nun an die Polen unter dem Scepter Rußlands ruhig blieben, während die unter deutscher Herrschaft, die bisher ruhig gewesen waren, sich verschworen und aufstanden. Oestreich und Preußen bekämpften 1846 bereits in Galizien und Posen nicht nur das Polenthum, sondern auch das Russenthum und die panslawistischen Bestrebungen. Diese Aufstände und ihre Unterdrückung mehrten aber bei allen Slawen die Antipathieen gegen die Deutschen: sie hatten zur Folge bei den Polen erneuten Haß, bei den Russen Schadenfreude, bei den anderen Slawen Theilnahme und erhöhten Enthusiasmus für den Panslawismus.

In dieser Stimmung wurde die slawische Welt von der Revolution des Jahres 1848 betroffen, in der sich neben den Bestrebungen bürgerlicher Freiheit, der alten dynastischen Politik gegenüber, ein neues völkerrechtliches Princip — das Princip des Nationalstaats — zum ersten Male geltend machte. Die Franzosen proclamirten die Freiheit, Verbrüderung und Gleichberechtigung aller Nationen. Die Deutschen erhoben sich, um mit der inneren Freiheit ein neues einiges und starkes Nationalreich zu begründen.

Wie alle Bewegungen Deutschlands mußte zumal diese blitzschnell auf die slawischen Nachbarn wirken. Die Bande der Gewalt, welche Polen, Magyaren, Czechen, Illyrier in denselben Staaten (in Preußen und Oestreich) mit den Deutschen zusammengehalten, wurden thatsächlich gelöst, und in diesem Zustande erstanden unter den slawischen Völkern erhöhte Ansprüche und Hoffnungen. Nach einer kurzen Zeit gemeinsamen Jubels kehrten sich jedoch Deutsche und Slawen mit ihren Forderungen gegeneinander; was so lange blos eine ausgesprochene, gedruckte, geschriebene Forderung gewesen war, wurde nun thätlich versucht. Die Polen in Posen bewaffneten sich und verlangten die nationale

Reorganisation sowie die völlige Trennung der Provinz von der preußisch-deutschen Monarchie. Weder die Dynastie noch die zahlreiche deutsche Bevölkerung konnten ihre Interessen so völlig preisgeben und das rücksichtslose, bald auch über Posen hinausgreifende Streben ruhig dulden. Die preußische Regierung, von dem deutschen Elemente der Provinz gedrängt, trat endlich der polnischen Erhebung mit den Waffen entgegen; es begann der blutige Kampf, dessen Ausgang die Unterdrückung der Polen, sowie die Einverleibung des mehr deutschen Theils der Provinz in das deutsche Gesammtreich war. Dieser Schlag war hart für die Sonderbestrebungen der Polen, weniger für den Slawismus überhaupt, indem der rein polnische Rest der Provinz Posen von den Slawen selbst als die Beute Rußlands markirt wird. Auch die Polen in Galizien, oder wenigstens eine Partei unter ihnen, traten mit ähnlichen Ansprüchen hervor, nur mit dem Unterschiede, daß die Spaltung in dem polnischen Elemente selbst eine allgemeine Schilderhebung nicht gestattete. Zugleich aber erhoben sich, wie in Posen die Deutschen, so hier in Galizien die Ruthenen, die Slawen russischen Stammes, gegen die Polen und verlangten eine Trennung des Landes in zwei Theile, in einen ruthenischen und einen polnischen. Ein ruthenischer Club oder Congreß kam in Lemberg zusammen, der dieses Begehren formulirte. Eine solche Theilung Galiziens würde gewiß ebenfalls nur zum Vortheile Rußlands ausfallen, dem sich die Ruthenen nicht nur als Stammgenossen, sondern auch als griechische Christen zuneigen.

Die Hauptbewegungen fanden indessen unter den Slawen an der Donau und in Böhmen statt. Die Ungarn, deren Bestrebungen längst auf ein großes Magyarenreich hinzielten, trennten sich bis auf die Personalunion von Oestreich und wollten auch die mit ihnen staatsrechtlich verbundenen Slawen zu dieser Trennung fortreißen, um dieselben dem Magyarismus völlig einzuverleiben. Da erhoben sich die Kroaten, Slawonier, Serben und Walachen gegen die Magyaren; es entspann sich jener Racenkrieg der für die östreichische Monarchie, für Deutschland und ganz Mitteleuropa so verhängnißvoll mit Rußlands Hülfe beendigt wurde. Alle die Ideen, welche im Laufe der vorhergehenden 30 Jahre sich in den Geistern der Slawen entwickelt, erlangten bei dieser Wendung der Dinge plötzlich eine gewichtige praktische Bedeutung. Ein serbischer Nationalcongreß trat zusammen, eine ser-

bische Woiwodschaft wurde in Ungarn gebildet, die sich an das halbsouveraine außeröstreichische Serbien anlehnte. Fast ganz Illyrien warf seinen Blick auf einen Mann, den Banus Jellachich, als wäre er der Vorläufer eines illyrischen Königthums, oder schon der erste dieser Könige selbst. Sogar die Walachen proclamirten ihre dacoromanische Nationalität und machten einen Versuch, ein unabhängiges Reich herzustellen, das mit der Zeit Moldau, Walachei und einige Theile von Ungarn und Siebenbürgen umfassen sollte — ein Versuch, dessen Fortschritt aber bald von russischen und türkischen Schwertern gehemmt wurde. Vor Allem waren es jedoch nach den Märztagen des Jahres 1848 die Czechen, welche das neu eröffnete Feld der panslawischen Thätigkeit betraten. Sie proclamirten sofort die Resultate ihrer czechischen und panslawischen Forschungen und verlangten deren praktische Ausführung. Zunächst forderten sie eine Vereinigung Mährens mit Böhmen und dann für diese vereinten Lande ungefähr dieselbe Selbstständigkeit, die Ungarn für sich in Anspruch genommen hatte. In ihrem Swornost und anderen slawischen Clubs stellten sie sich zunächst dem deutschen Elemente des Landes geschlossen gegenüber. Nachdem sie so für das Nächste gesorgt, wandten sie sich in der Voraussetzung, daß „eine neue Epoche" in die Welt eingetreten, die „ein neues Element (nämlich das slawische) als ihren Träger fordere", mit einem in allen slawischen Dialekten gedruckten und in ganz Osteuropa verbreiteten Aufruf an sämmtliche „Slawenbrüder", um, wie die Deutschen in Frankfurt zu einem deutschen Nationalcongreß, so in Prag, der Vormauer und dem Olymp der Slawen, zu einem Slawencongreß zusammenzutreten. Dieser Congreß sollte zum ersten Male „eine kräftige Verbrüderung der slawischen Nationen" bewirken, und die Vorschläge, durch deren Ausführung man zum Ziele zu gelangen dachte, waren folgende: 1) Abschluß eines slawischen Schutz- und Trutzbündnisses. 2) Nähere und ununterbrochene Verbindung in Kunst und Wissenschaft zwischen allen slawischen Nationen. 3) Abweisung jeder Unterwürfigkeit unter eine fremde Nationalität. 4) Umgestaltung Oestreichs zu einem Föderativstaate gleichberechtigter Nationen. Der Slawencongreß kam auch in der That zu Stande. Zum ersten Male, seit die Geschichte sie nennt, strömten aus den entferntesten Gegenden die zerstreuten Glieder der großen slawischen Völkerfamilie zusammen, „um sich als Brüder

zu begrüßen". Aus allen Theilen der slawischen Länder, sogar aus der Türkei und aus Rußland, kamen slawische Deputirte herbei, und in ihren Reden, ihren Beschlüssen, ihren Proclamationen sprachen sie nun laut alle die Gedanken, Gefühle und Plane aus, die man bisher als Träume von Seiten der Machthaber behandelt hatte. Um diese slawische Partei zu charakterisiren, um sehen zu lassen, „wie weit man seine Wünsche auszudehnen, wie weit man die in dem Europa des Jahres 1848 schlummernden Triebe ans Licht zu rufen und den hier möglichen Bestrebungen Gestalt und Körper zu geben" wagte, wollen wir hier die schlagendsten Aeußerungen, die auf diesem Congresse fielen, mittheilen.

„Man spricht uns", so ließ sich ein Redner vernehmen, „die Befähigung zur Freiheit ab; wohlan! wir wollen zeigen, daß wir sie zu erobern wissen; und dazu fordere ich die gesammte Kraft der Nation auf."

„Die Natur kennt weder edle noch unedle Völker", verkündete die Proclamation des Congresses an alle Völker Europas; „sie hat keines berufen, einem anderen als Mittel zu dessen besonderen Zwecken zu dienen. Die gleiche Berechtigung Aller, und folglich auch der Slawen, ist daher ein „Gesetz Gottes", das keines ungestraft zu verletzen wagen darf".

„In politischer Beziehung", hieß es in dem Programm der in der Versammlung zu verhandelnden Gegenstände, „können wir nur tiefgefühlte Theilnahme für alle unsere Stammgenossen aussprechen. Zwischen Russen und Polen handelt es sich hauptsächlich um eine Gleichstellung beider Nationalitäten. Möchte das helle Licht der Freiheit, welches den östreichischen Slawen auf der Bahn der Einigung voranleuchtet, auch die Russen und Polen in den Hafen des Friedens geleiten".

„Seit 1000 Jahren", so lasen wir an einer anderen Stelle der Congreßacten, „werden die Slawen mit Feuer und Schwert vertilgt, durch alle Künste der Politik ausgebeutet, niedergehalten und geknechtet. Stumm und schweigend beugt sich ihr Nacken unter der Wucht ihrer Qualen; in ihrem tiefen Innern aber glüht ein Feuer, in ihren Sehnen zuckt eine Glut, die unermeßlich, unaufhaltsam sich aus allen Poren drängt und in kurzen Tagen vielleicht schon durchbrechen und Alles überfluten kann, was sich ihr in den Weg stellt".

„Ein dunkles Gefühl geht von einem Ende des Slawen-

thums zum anderen, ein unbewußtes Verlangen, das Streben, der heiße Durst nach Etwas, das man selbst nicht zu nennen weiß, greift fieberisch in alle Pulse von 80 Millionen: der rechte Gedanke, das Schlagwort, ein Funke nur, und ganz Europa steht in Flammen. Kurze Zeit vielleicht noch, wenige Tage fortgesetzter Knechtung und neuer angethaner Gewalt, und jener die Slawen beseelende Geist wird ein grausenerregendes Gespenst, das, eine zweite Geißel Gottes, wie ein wüthender Orkan daherbraust über die Fluren und in seinem unaufhaltsamen Zuge Dörfer, Städte, Länder und Reiche austilgt."

Vor 20 Jahren noch sprach jedoch Kollár, der Erfinder der „Wechselseitigkeit der Slawen" (des Panslawismus), also: „Die Wechselseitigkeit der Slawen ist den Obrigkeiten und Landesherren nicht gefährlich, indem sie die Grenzen und Länder, die Abhängigkeit der Unterthanen von diesem oder jenem Monarchen, überhaupt alle politischen Zustände in Ruhe läßt, mit dem vorhandenen Zustande der Dinge zufrieden ist, in alle Regierungsformen, in alle Arten des bürgerlichen Lebens sich fügt, die Rechte und Gesetze fremder Länder nicht berührt, kurz mit jedem Herrn in Frieden, mit jedem Nachbar in Freundschaft lebt. Sie ist ein stilles unschuldiges Schäflein, das zwar zu einer großen Heerde gehört, aber auf einer besonderen Weide weiden will." Man vergleiche diese früheren Ausdrücke Kollár's mit jenen Reden vom Slawencongreß, und man kann nicht läugnen, daß die Gesinnungen sich verändert, die Ansprüche sich gesteigert haben. Scheint es nicht, daß das stille, unschuldige Schäflein sich sehr rasch in einen reißenden Wolf verwandelt habe? Und möchte am Ende Napoleon, der wohl sagen durfte: „Ich kenne die Welt und mein Jahrhundert", vielleicht eine gegründete Befürchtung ausgesprochen haben, wenn er es für möglich hielt, daß Europa binnen 50 Jahren kosakisch (d. h. slawisch) werden könnte?

Es ist bekannt, wie der Slawencongreß zu Prag, noch ehe er seine Aufgabe gelöst, vor den Kanonen eines östreichischen Generals auseinanderstob. Der Umstand, daß es der habsburgischen Dynastie inmitten der politischen Zersetzung der Monarchie gelang, durch militairische, von dem Slawismus mit Eifer unterstützte Siege die Gewalt im Innern zurückzuerobern und das specifische Deutschthum wie den Magyarismus zu brechen, hat seitdem den östreichischen Slawen für den Augenblick ein bedeutendes

moralisches Uebergewicht eingetragen, so daß wenigstens ein Theil von dem Programme des Prager Slawencongresses seiner Erfüllung entgegenzugehen scheint. Jedoch ist die Neugestaltung der politischen Verhältnisse des östreichischen Länder- und Völkercomplexes noch viel zu sehr in die Zukunft gerückt, es sind noch zu viele Möglichkeiten von Wendepunkten und Verwickelungen übrig, als daß wir jetzt (Januar 1849) auch nur die Vermuthung aussprechen möchten, inwieweit die panslawistischen Tendenzen in diesen Vorgängen einen Sieg errungen haben. Wir müssen demnach die historische Entwickelung des Panslawismus mit dem Congresse in Prag schließen und jene Versammlung als den Gipfel bezeichnen, den die slawischen Bestrebungen bisher erstiegen. Unsere weitere Aufgabe wird nun sein, auf eine allseitige Erörterung der physischen wie der moralischen Zustände aller Völker und Stämme der großen Slawenfamilie einzugehen, um dann am Ende ein Resultat für oder gegen die Möglichkeit einer slawischen Weltherrschaft zu gewinnen.

---

3. Die Ausbreitung und die Ländergebiete der Slawen.

Das Urland der Slawen in Europa, dasjenige, welches sie zuerst dauernd in Besitz nahmen und von dem aus sie sich weiter verbreiteten, ist von Einigen an die Donau, von Anderen in die Karpaten, von Manchen an die Ostsee, oder sonst wohin verlegt worden. Nach mehren Forschern sollen an der Donau schon lange vor den Römern Slawen gewohnt haben, dort aber von keltischen, germanischen Stämmen und den Römern unterdrückt, mehr oder weniger verdrängt und in den Hintergrund geschoben worden sein. Die Vertreter dieser Ansicht glauben, daß die Slawenschwärme von der „Mutter Donau" (Matwa Dunai) ausgegangen seien. Wiewohl mehre Erscheinungen für diese Annahme sprechen, bleibt sie indessen doch zweifelhaft. Nach Anderen sollen im östlichen Deutschland, an der Elbe, Oder, Weichsel, schon lange vor Christi Geburt Slawen gesessen haben, die von den übermächtigen Deutschen nur zu Zeiten mehr oder weniger unterdrückt und verdunkelt wurden. Diese Slawen sollen sich für kurze Zeit nach der Völkerwanderung von den Deutschen frei ge-

macht haben, später jedoch fast gänzlich aufgerieben worden sein. Auch dieß wäre möglich, bleibt indessen gleichfalls zweifelhaft. Höchst wahrscheinlich dagegen, oder beinahe gewiß ist es, daß in den Ländern im Nordosten der Karpaten, zwischen diesen und dem Wolchonskischen Waldgebirge, in dem Quellengebiete der Weichsel, des Dniepr und der Wolga, am frühesten Slawen gewohnt haben. Zu keiner Zeit zeigt uns die Geschichte mit Gewißheit dort ein anderes Volk. Schon die alten Schriftsteller sagen, daß am Nordabhange der Karpaten und von da nach Osten durch weite Räume hin die Slawen säßen. Doch mögen diese Räume nicht gar so ausgedehnt gewesen sein. Wir haben ziemlich sichere Anzeichen, daß die nichtslawischen Stämme der Finnen einst weit tiefer nach Süden herab saßen, an der Ostsee bis zur Weichsel, im Innern des Landes bis zur Düna. Das obere Dnieprland vom Wolchonskischen Walde, wo Düna, Wolga, Dniepr ihre Quellen haben, bis zu den Karpaten, von wo dem Dniepr andere Quellen zuströmen, wäre demnach vielleicht das eigentliche Urland, der Kern und Ausgangspunkt der slawischen Wanderungen.

Von hier aus sehen wir sie auch zuerst in den Zeiten der großen Völkerwanderung, von Asien her gedrängt, sich nach Westen und Süden hin in Bewegung setzen. Schon im vierten Jahrhunderte breiteten sich slawische Stämme von Osten her im oberen Odergebiete aus. In der Mitte des fünften Jahrhunderts rückten sie nach dem Auszuge der Markomannen von den Karpaten her in Böhmen und Mähren ein. In der Mitte des 6. Jahrhunderts kamen sie vom Norden (von den Karpaten) her an die mittlere Donau und zogen durch Serbien bis nach Thrazien; zugleich auch ergossen sie sich über Thüringen. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts erschienen sie mit den Avaren an der Sau und Drau und drangen bis zu deren Quellen vor. Am Anfange des 7. Jahrhunderts verbreiteten sich die Slawen auch weiter nach Osten. Die Radimitzen und Wiatitzen besetzten die Quellen der Wolga und Oka. Zu derselben Zeit rückten die Kroaten in Illyrien ein, und andere Slawen wurden vom Kaiser Heraclius in Mösien und Macedonien aufgenommen (von 630 — 640). Sie gründeten dort die Reiche Kroatien und Serbien. Am Ende des 7. Jahrhunderts traten im nördlichen Deutschland die slawischen Wilzen und Obotriten auf; sie und ihre slawischen Bruderstämme erfüllten allmälig das ganze östliche Deutschland bis über

die Elbe hinaus. Im Laufe des 8. und 9. Jahrhunderts bedeckten slawische Stämme fast die ganze griechische Halbinsel.

Deutsche und Griechen hemmten in der Richtung nach Westen und Süden nun vorerst das weitere Vordringen der Slawen. Sie wurden aus den südlichen Theilen der griechischen Halbinsel wieder zurückgeworfen, blieben aber bis auf unsere Tage als Hauptvolk in Illyrien, Macedonien, Thrazien und auf der rechten Seite der mittleren und unteren Donau. Ebenso wurden sie wieder über die Elbe und Oder zurückgetrieben, blieben jedoch bis auf unsere Zeit die Hauptbewohner an der oberen Elbe, der March, den westlichen und mittleren Karpaten und an verschiedenen Nebenflüssen der Oder, sowie an der Weichsel. Im 8. und 9. Jahrhundert fingen die Slawen an, erst auf eigene Hand, dann unter Anführung der Waräger, sich über die finnischen Stämme im Norden hin auszubreiten. Sie gründeten auf uraltem finnischen Boden, vom Süden kommend, jenseit des Wolchonskischen Waldes Nowgorod. Während des 10., 11. und 12. Jahrhunderts besetzten und bevölkerten sie allmälig die weiten finnischen Landstriche an der Kama und Dwina bis zum weißen Meere und versahen sie von Nowgorod aus mit slawischen Colonieen. Zugleich drangen sie von Kiew aus den Dniepr hinab und gründeten Ortschaften bis an die Küsten des schwarzen Meers. Doch verloren sie wiederholt diese Striche an die asiatischen Nomaden, die hier unaufhörlich einwanderten. Im 14. Jahrhundert begannen die Slawen (Polen) allmälig auch das Land der bis dahin heidnischen nichtslawischen Lithauer zu slawisiren, und incorporirten es im 15. Jahrhundert völlig dem Slawenthume.

Im 16. Jahrhundert, nach dem Zerfall des Mongolenreichs, rückten die Slawen (Russen), Colonieen gründend, an der Wolga hinab und ergossen sich dann in unaufhaltbarem Strome im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, Städte und Dörfer bauend, Reiche zertrümmernd, Völker vernichtend, nach Osten hin über einen großen Theil von Asien. Der chronologischen Reihenfolge nach ordnen sich ihre Besitzergreifungen also: 1552 erobern sie die mittleren, bis dahin nichtslawischen Wolgagegenden, 1554 die unteren; 1577 kommen sie an dem unteren Don herab. 1581 gehen sie über den Ural und besetzen bis 1584 den mittleren Ob, 1594—96 die Irtyschgegenden. 1608 gelangen sie an den

unteren Ob und 1620—30 an den Jenisei. Zur selben Zeit dringen sie im Süden bis an den Fuß des Kaukasus vor. Von 1630—40 werden die Länder am Baikalsee und an der Lena von ihnen erobert. 1646 kommen sie bis an die Behringsstraße, an das äußerste Nordostende von Asien. 1658 dringen sie über die südlichen sibirischen Gebirge in das Gebiet des mongolisch-chinesischen Flusses Amur ein und gründen dort ihre Colonie Nerschinsk. 1690 erobern sie Kamtschatka und schreiten von da längs der Kette der aleutischen Inseln nach Amerika hinüber. In Europa kommen sie zu derselben Zeit an die Mündungen des Don und des Dniepr hinab. Im Anfange des 18. Jahrhunderts beginnen sie nach der Vollendung der Eroberung, Colonisirung und Slawisirung Nordasiens wieder stärker gegen Europa vorzugehen. 1721 besetzen sie die Küste des finnischen und Riga'schen Meerbusens, 1743 Karelien und bringen hier von Neuem slawische Volkselemente unter Finnen und Deutsche. 1783 nehmen sie die Krim und kommen 1791, tatarische Völker verdrängend, bis an den Dniestr. Im Anfange des 19. Jahrhunderts marschiren sie über den Kaukasus, nehmen 1802 Georgien, 1813 Daghestan und Schirwan, 1828 Abchasien und Mingrelien und die Länder am Araxes, tief nach Kleinasien und Persien hinein. Zu derselben Zeit (1809) rücken sie im Lande der Schweden bis an den bottnischen Meerbusen vor und 1812 im Lande der Walachen bis zum Pruth. 1828 kommen sie bis an die Donaumündung, und 1848 besetzen sie mit ihren Truppen die Fürstenthümer Moldau und Walachei.

Durch diese Reihenfolge von Wanderungen und Eroberungen sind also die Slawen entweder als Herrscher, oder doch als zahlreichstes Volk in dem ganzen Ländergebiete verbreitet, das sich vom adriatischen, schwarzen, kaspischen Meere und von den mittelasiatischen Gebirgsketten im Süden bis an die Ostsee, das weiße und Eismeer im Norden, von der Oder und oberen Elbe im Westen bis an die Behringsstraße im Osten ausbreitet. Es ist ein unermeßlich großer Ländertract, und dieser Umstand gereicht dem Panslawismus nicht zum Vortheil. Denn ohne Zweifel ist eine Nation um so energischer in Entwickelung aller ihrer Kräfte, je compacter sie in einem natürlich begrenzten geographischen Ganzen sich zusammenhält. Auch wenn wir die asiatischen Slawenländer unberücksichtigt lassen, zeigt sich noch in Europa

selbst das Slawenland so groß, daß die Wahrheit bleibt: kein europäisches Volk ist auf so weiten Räumen zerstreut, wie die Slawen.

Als die für die Entwicklungsgeschichte der Slawen wichtigsten geographischen Momente, welche ihre weiten Länder darbieten, sind hervorzuheben: Die unermeßlichen Flächen-, Steppen-, Hügellandschaften im Osten der Karpaten, die als Ursitz der Slawen am meisten auf die Ausbildung ihrer Sitten, ihres Charakters und Wesens wirken mußten; die großen Gebirge im Süden und Westen, namentlich die Karpaten, Alpen, der Balkan, Kaukasus, die den Slawen zum Theil als Grenze, zum Theil als Zufluchtsort dienten; die mächtigen Ströme Dniepr, Wolga, Weichsel, Donau u. s. w., welche das Land durchfurchen und den Völkern als Leiter, Wegweiser und Lebensadern dienten; endlich die Meere, insbesondere die Ostsee, das adriatische Meer, der Pontus, das kaspische Meer, das Nordmeer, welche die Anhaltspunkte für Verbindung der Slawen mit der übrigen Welt gewähren.

Die großen Ebenen im Osten der Karpaten bilden das Hauptstück von Slawien. Sie sind zum Theil fruchtbar und anbaufähig, zum Theil nur als Viehweide zu benutzen und bieten einen äußerst einförmigen Charakter, wie eine geringe Mannichfaltigkeit in ihren Producten dar. Die Slawen, welche hier ihr Urvaterland hatten, mußten daher von Haus aus blos ein ackerbauendes und Viehzucht treibendes Volk werden. Keine Gebirge forderten zum Bergbau, keine eindringenden Meerbusen zur Schifffahrt, keine Inseln und Thäler zu verschiedenartiger Ausbildung der Sitte und des Charakters, zu Gegensätzen, Reibungen auf, die eine höhere Lebensthätigkeit und Energie hätten entwickeln können. Hier waren keine Felsen, um nach mühseliger Bezwingung des harten Stoffes feste, schöne architektonische Gebilde zu gestalten, nicht einmal Steine, um feste Wege zu bauen. Der Charakter der Slawen ist ein Abdruck dieser einförmigen Ebenen, auf denen sich Alles massenhaft gestaltete, auf denen der Riesenleib Rußlands leicht zu kolossaler Größe anschwoll. In diesen Ebenen giebt es fast keine anderen Phänomene, welche dauernd auf das Schicksal der Völker einwirken konnten, als die großen Ströme. Unter denselben ist der Dniepr der eigentliche slawische Centralstrom, der durchweg und zu allen Zeiten am meisten slawische Fluß. Er entspringt in der Mitte Rußlands und fließt nach

Süden ins schwarze Meer, in der Richtung auf Konstantinopel. Seine Quellen sind nicht weit von denen der Flüsse, welche in den finnischen und Riga'schen Meerbusen gehen. Daher war von jeher der Dniepr die große Wasserbahn, Handels- und Heerstraße, die das Slawenland mit dem Pontus, mit Byzanz und durch das Düna- und Newasystem mit der Ostsee und Skandinavien in Verbindung setzte. In diesen Richtungen zog Hermanarich mit seinen Gothen, zogen die Waräger, die nowgoroder Kaufleute, die Byzanz plündernden Russen und Kosaken. Bei Kiew strömen strahlenartig alle Hauptgewässer des Dniepr zusammen. Hier liegt auch der ehemalige Central- und Herzpunkt des alten russischen Großfürstenthums, und an der Mündung des Flusses steht jetzt Odessa, die vornehmste Handelsstadt des russischen Südens.

Die Wolga ist vorzugsweise nur in ihren oberen Gegenden, bis zum Einflusse der Oka, ein slawischer Fluß. Von der Mündung der Oka an floß sie von jeher, wie schon der alte Chronist Nestor sagt, in dem Erbtheile Sem's als asiatischer Strom. Erst seit dreihundert Jahren haben die Russen auch den mittleren und unteren Theil der Wolga für Europa, für das Slawenthum erobert und bei der Einmündung der Oka, Nishni Nowgorod (Niederneustadt), in der Gegend der Einmündung der Kama Kasan, an der Ausmündung der Wolga Astrachan mit slawischen Colonisten versehen. Die Wolga war der Handels- und Heerweg der Russen zum kaspischen Meere und nach Persien, mit dem sie sich von hier aus mehre Mal in freundliche oder feindliche Beziehung setzten. Vermittels des großen Armes der mächtigen Kama leitete die Wolga zum Ural, zum Flußgebiete des Ob und nach Sibirien hinüber, das, der Kama folgend, die Slawen eroberten. Der Don, zwischen Wolga und Dniepr, ist von geringerer Bedeutung als diese beiden. Er war ebenfalls fast immer nur in seinen Quellengegenden von Slawen besetzt, in seinem unteren Laufe aber wie die Wolga fast stets bis auf die neuere Zeit asiatisch. An seinen, wie an der Wolga Ufern lieferten sich Slawen und Mongolen — Europäer und Asiaten — zahllose Schlachten. Die Düna entspringt unweit des Dniepr und bildet mit diesem in ihrem oberen Laufe ein merkwürdiges Mesopotamien, durch welches bis auf Napoleon fast alle aus dem Westen kommenden Eroberer in das Innere von Rußland eindrangen. Sie war in alten Zeiten nur in ihrem oberen Laufe

von Slawen, im unteren von Lithauern bewohnt. In dem Newasysteme treffen viele Ausflüsse finnischer Seen, des Ilmen, des Ladoga u. s. w., zusammen. Obgleich ohne große Ausdehnung, ist dieses Wassersystem doch der Verbindungen wegen, die es mit der Wolga, dem Dniepr, der Dwina eingeht, in der Geschichte der Slawen sehr wichtig. Sie gründeten, frühzeitig in dieses Gebiet übertretend, zuerst ihre berühmteste Handelsstadt, das große Nowgorod, dann später ihre schönste Fürstenresidenz, Petersburg.

Die Dwina entspringt nicht weit von der Wolga und läuft nach Norden. Der Uebergang von der Wolga zur Dwina über einen schmalen Isthmus war leicht, so daß die Dwina der Hauptweg der Slawen zu den nördlichsten Ländern der Finnen und Samojeden wurde. Am Uebergangsisthmus zwischen Dwina und Wolga wurde Wologda, an der Mündung der Dwina Archangelsk gegründet. Die weiter nach Osten hin liegenden gewaltigen Flußsysteme des Ob, des Jenisei, der Lena u. s. w. lassen wir hier, wo wir natürlich die Slawen aus deutschem und europäischem Standpunkt betrachten, unbeachtet. Die Weichsel ist von allen Ostseeflüssen für die Slawen der wichtigste. In ihrem Gebiete, im Weichsellande (Wisleland), bildete sich einer der mächtigsten Slawenstaaten, der polnische, aus. In der Gegend, wo ihre größten Wasserstrahlen zusammenstoßen, entstand die berühmte Slawenstadt Warschau. Zu der Weichsel ragt die Oder mit der Wartha hinüber, und das Odersystem hängt wieder vielfach mit dem Elbsystem zusammen. Auf diesem Wege konnten die Slawen in Germanien eindringen; die Ufer dieser Flüsse wurden daher die Hauptschauplätze der Kämpfe zwischen den Norddeutschen und Slawen. In dem Quellengebiete der Elbe, in dem bergumkränzten Böhmen, hielt sich gegen die Deutschen bis auf den heutigen Tag ein slawischer Stamm, der der Czechen, aufrecht.

In der Mitte der Slawengebiete, den slawischen Norden und Süden scheidend, erstrecken sich aus Nordwesten nach Südosten die Karpaten, das berühmteste und so zu sagen nationalste der von Slawen besetzten Gebirge. Schon im hohen Alterthume opferten die Slawen auf seinen geheiligten Gipfeln den Göttern. Es ist gleichsam das Gebirge Meru der Slawen. Von ihm fließen den bedeutendsten und den für die Slawen wichtigsten Strömen Quellen zu: dem Dniestr, dem Dniepr, der Weichsel,

der Oder, der Donau. Die Karpaten waren der Ausgangspunkt zahlloser slawischer Wanderungen und der Zufluchtsort vieler flüchtiger Slawenstämme.

Im Süden der Karpaten treten wir in das Land der Donau. Dieser mächtige Strom entspringt in der Nähe der Grenze von Frankreich und durchströmt das ganze Centraleuropa. Im Gegensatz zu den übrigen großen Flüssen Europas ist er von Westen nach Osten gerichtet. Er kommt aus Deutschland, reicht mit seinen Nebenflüssen nach Italien und zum adriatischen Meer hinüber, greift tief in die griechische Halbinsel ein, bezieht bedeutende Gewässer aus den slawischen Karpaten und mündet in den östlichsten Ebenen der pontischen Steppen ins schwarze Meer. Durch diese Lage wurde das Donaugebiet der Schauplatz der außerordentlichsten Völkerkämpfe und Mischungen. Von den Quellen drangen die Deutschen vor, von den Karpaten die Slawen, vom Süden die Italiener und Griechen, von der Mündung aus den Steppen herauf viele asiatische Nomadenvölker. Der Zahl nach bilden jetzt im mittleren und unteren Donaugebiete die Slawen die Hauptnation. An der March, an den slowakischen Flüssen Waag, Neitra, Gran, an der oberen Theiß, im Drau- und Saugebiete, im Morawasysteme, an den Balkanzuflüssen haben sie seit einem Jahrtausend feste Wohnsitze. In den Gebirgen, welche das Donaugebiet umzingeln, in den illyrischen, macedonischen und thrazischen Bergen, haben sie sich vorzugsweise verbreitet und sind auch noch über diese Berge hinausgegangen bis in die Nähe der Küsten des adriatischen und ägäischen Meeres. Die illyrischen Gebirge sind voll von verschiedenen slawischen Stämmen und bilden gleichsam eine slawische Schweiz. Durch die Thäler und Flußzweige der serbischen Morawa und der sich an sie anschließenden Maritza und Strymon fanden die Slawen den Weg nach Thessalonich und Konstantinopel.

Die Meere, welche das Slawenland umgeben, sind meist kleine, wenig zugängliche, versteckte Wasserbecken. Die Slawen sind das einzige Volk in Europa, das sich zu den großen Meeren fast gar keine Bahn brach. Selbst die Küsten der kleinen Meeresbecken, die sich zu ihnen heranneigten, und die ein Zubehör ihres Landes zu sein schienen, besetzten sie ursprünglich fast nirgend. Dieser Umstand ist für den Panslawismus zu bedeutungsvoll, als daß wir ihn nicht näher nachweisen sollten. Am Eismeere und

[illegible] Litthauern bewohnt. In dem
[illegible] finnischer Seen, des
[illegible] Obgleich ohne große
[illegible] doch der Verbindungen we-
[illegible] Dniepr, der Dwina eingeht,
[illegible] Sie gründeten, früh-
[illegible], zuerst ihre berühmteste Han-
[illegible], dann später ihre schönste Fürsten-
[illegible]

[illegible] von der Wolga und läuft
[illegible] von der Wolga zur Dwina über
[illegible], so daß die Dwina der Haupt-
[illegible] Ländern der Finnen und
[illegible] zwischen Dwina und
[illegible] der Dwina Archangelsk
[illegible] liegenden gewaltigen
[illegible], der Lena u. s. w. lassen wir
[illegible] deutschem und europäischem
[illegible] Die Weichsel ist von allen
[illegible] In ihrem Gebiete
[illegible] sich einer der mächtigsten
[illegible] In der Gegend, wo ihre
[illegible], entstand die berühmte
[illegible] ragt die Oder mit der
[illegible] hängt wieder vielfach mit
[illegible] Auf diesem Wege konnten die Slaven
[illegible] dieser Flüsse wurden daher
[illegible] zwischen den Norddeutschen
[illegible] der Elbe, in dem bergumkrän[illegible]
[illegible] Deutschen bis auf den heutigen
[illegible], der Czechen, aufrecht.

[illegible] gebiete, den slawischen
[illegible] sich aus Nordwesten nach
[illegible] und so zu sagen
[illegible]

Oder, der Donau. Die Karpaten waren der Ausgangspunkt ...ser slawischer Wanderungen und der Zufluchtsort vieler flüch... Slawenstämme.

...Im Süden der Karpaten treten wir in das Land der Donau. ... mächtige Strom entspringt in der Nähe der Grenze von ...reich und durchströmt das ganze Centraleuropa. Im Gegen... den übrigen großen Flüssen Europas ist er von Westen ... Osten gerichtet. Er kommt aus Deutschland, reicht mit ... Nebenflüssen nach Italien und zum adriatischen Meer hin... greift tief in die griechische Halbinsel ein, bezieht bedeutende ...ser aus den slawischen Karpaten und mündet in den östlichsten ... der pontischen Steppen ins schwarze Meer. Durch diese ...wurde das Donaugebiet der Schauplatz der außerordentlichsten ...kämpfe und Mischungen. Von den Quellen drangen die ...en vor, von den Karpaten die Slawen, vom Süden ...liener und Griechen, von der Mündung aus den Steppen ... viele asiatische Nomadenvölker. Der Zahl nach bilden jetzt ...ttleren und unteren Donaugebiete die Slawen die Haupt... An der March, an den slowakischen Flüssen Waag, ... Gran, an der oberen Theiß, im Drau- und Saugebiete, ...rawasysteme, an den Balkanzuflüssen haben sie seit einem ...send feste Wohnsitze. In den Gebirgen, welche das Do...t umzingeln, in den illyrischen, macedonischen und thra... Bergen, haben sie sich vorzugsweise verbreitet und sind ...ch über diese Berge hinausgegangen bis in die Nähe der ...des adriatischen und ägäischen Meeres. Die illyrischen ... sind voll von verschiedenen slawischen Stämmen und ...leichsam eine slawische Schweiz. Durch die Thäler und ... der serbischen Morawa und der sich an sie anschließen... ...a und Strymon fanden die Slawen den Weg nach ... und ...



von Slawen, im unteren von Lithauern bewohnt. In dem Newasysteme treffen viele Ausflüsse finnischer Seen, des Ilmen, des Ladoga u. s. w., zusammen. Obgleich ohne große Ausdehnung, ist dieses Wassersystem doch der Verbindungen wegen, die es mit der Wolga, dem Dniepr, der Dwina eingeht, in der Geschichte der Slawen sehr wichtig. Sie gründeten, frühzeitig in dieses Gebiet übertretend, zuerst ihre berühmteste Handelsstadt, das große Nowgorod, dann später ihre schönste Fürstenresidenz, Petersburg.

Die Dwina entspringt nicht weit von der Wolga und läuft nach Norden. Der Uebergang von der Wolga zur Dwina über einen schmalen Isthmus war leicht, so daß die Dwina der Hauptweg der Slawen zu den nördlichsten Ländern der Finnen und Samojeden wurde. Am Uebergangsisthmus zwischen Dwina und Wolga wurde Wologda, an der Mündung der Dwina Archangelsk gegründet. Die weiter nach Osten hin liegenden gewaltigen Flußsysteme des Ob, des Jenisei, der Lena u. s. w. lassen wir hier, wo wir natürlich die Slawen aus deutschem und europäischem Standpunkt betrachten, unbeachtet. Die Weichsel ist von allen Ostseeflüssen für die Slawen der wichtigste. In ihrem Gebiete, im Weichsellande (Wisleland), bildete sich einer der mächtigsten Slawenstaaten, der polnische, aus. In der Gegend, wo ihre größten Wasserstrahlen zusammenstoßen, entstand die berühmte Slawenstadt Warschau. Zu der Weichsel ragt die Oder mit der Wartha hinüber, und das Odersystem hängt wieder vielfach mit dem Elbsystem zusammen. Auf diesem Wege konnten die Slawen in Germanien eindringen; die Ufer dieser Flüsse wurden daher die Hauptschauplätze der Kämpfe zwischen den Norddeutschen und Slawen. In dem Quellengebiete der Elbe, in dem bergumkränzten Böhmen, hielt sich gegen die Deutschen bis auf den heutigen Tag ein slawischer Stamm, der der Czechen, aufrecht.

In der Mitte der Slawengebiete, den slawischen Norden und Süden scheidend, erstrecken sich aus Nordwesten nach Südosten die Karpaten, das berühmteste und so zu sagen nationalste der von Slawen besetzten Gebirge. Schon im hohen Alterthume opferten die Slawen auf seinen geheiligten Gipfeln den Göttern. Es ist gleichsam das Gebirge Meru der Slawen. Von ihm fließen den bedeutendsten und den für die Slawen wichtigsten Strömen Quellen zu: dem Dniestr, dem Dniepr, der Weichsel,

der Oder, der Donau. Die Karpaten waren der Ausgangspunkt zahlloser slawischer Wanderungen und der Zufluchtsort vieler flüchtiger Slawenstämme.

Im Süden der Karpaten treten wir in das Land der Donau. Dieser mächtige Strom entspringt in der Nähe der Grenze von Frankreich und durchströmt das ganze Centraleuropa. Im Gegensatz zu den übrigen großen Flüssen Europas ist er von Westen nach Osten gerichtet. Er kommt aus Deutschland, reicht mit seinen Nebenflüssen nach Italien und zum adriatischen Meer hinüber, greift tief in die griechische Halbinsel ein, bezieht bedeutende Gewässer aus den slawischen Karpaten und mündet in den östlichsten Ebenen der pontischen Steppen ins schwarze Meer. Durch diese Lage wurde das Donaugebiet der Schauplatz der außerordentlichsten Völkerkämpfe und Mischungen. Von den Quellen drangen die Deutschen vor, von den Karpaten die Slawen, vom Süden die Italiener und Griechen, von der Mündung aus den Steppen herauf viele asiatische Nomadenvölker. Der Zahl nach bilden jetzt im mittleren und unteren Donaugebiete die Slawen die Hauptnation. An der March, an den slowakischen Flüssen Waag, Neitra, Gran, an der oberen Theiß, im Drau- und Saugebiete, im Morawasysteme, an den Balkanzuflüssen haben sie seit einem Jahrtausend feste Wohnsitze. In den Gebirgen, welche das Donaugebiet umzingeln, in den illyrischen, macedonischen und thrazischen Bergen, haben sie sich vorzugsweise verbreitet und sind auch noch über diese Berge hinausgegangen bis in die Nähe der Küsten des adriatischen und ägäischen Meeres. Die illyrischen Gebirge sind voll von verschiedenen slawischen Stämmen und bilden gleichsam eine slawische Schweiz. Durch die Thäler und Flußzweige der serbischen Morawa und der sich an sie anschließenden Maritza und Strymon fanden die Slawen den Weg nach Thessalonich und Konstantinopel.

Die Meere, welche das Slawenland umgeben, sind meist kleine, wenig zugängliche, versteckte Wasserbecken. Die Slawen sind das einzige Volk in Europa, das sich zu den großen Meeren fast gar keine Bahn brach. Selbst die Küsten der kleinen Meeesbecken, die sich zu ihnen heranneigten, und die ein Zubehör ihres Landes zu sein schienen, besetzten sie ursprünglich fast nirgend. Dieser Umstand ist für den Panslawismus zu bedeutungsvoll, als daß wir ihn nicht näher nachweisen sollten. Am Eismeere und

seinem Busen, dem weißen Meere, war von jeher die Heimat der finnischen Stämme. Sie und die Normannen, Engländer und Hanseaten nahmen hier stets den ersten Rang ein, und dieß ist im Grunde noch jetzt so, obwohl in politischer Beziehung Archangelsk und die Umgegend unter slawischer Herrschaft stehen. Das weiße Meer, als ein Arm des großen Weltoceans, gab den ersten Anlaß zur Verbindung der Slawen mit den meerbeherrschenden Briten. Die Küsten der Ostsee waren gleichfalls von jeher von nichtslawischen Stämmen besetzt, von Finnen, Letten und Esthen; hier spielten die schiffskundigen Germanen, die Schweden und Hanseaten die Hauptrolle. Noch jetzt besteht dieses Verhältniß, wenn auch die Slawen hier zur politischen Herrschaft gelangt sind. Die tief eindringenden Busen von Finnland und Riga gaben Anlaß zur Verbindung der östlichen Slawen mit den Skandinaviern und Deutschen. Längs des adriatischen Meeres hatten die Slawen freilich lange das bergige Innere erfüllt, aber an der Küste, in den Handelsstädten Illyriens, dominirten beständig die Italiener, Römer, Venetianer u. s. w., die den Vortheil des Meeres zu benutzen wußten und der Slawen sich nur als Matrosen bedienten.

Die slawischen Hirten und Ackerbauer gelangten zwar während des ersten mächtigen Impulses ihrer Wanderung auch auf den Peloponnes, zu den Küsten des ägäischen Meeres und den Inseln; allein sie wurden überall wieder durch die griechischen Schiffer und Kaufleute vom Meere vertrieben und wichen, als wollten sie ein Versehen wieder gut machen, ins Innere zurück. Dasselbe fand an den Ufern des Meeres statt, das man wohl zuweilen das „russische Meer" genannt hat, nämlich am Pontus. Auch hier waren zu allen Zeiten die Küstenstriche von nichtslawischen, meist tatarischen Stämmen bevölkert. Am Saume des Meeres selbst aber wohnten, herrschten und verkehrten stets die Griechen und die Italiener. Noch jetzt ist darin im Ganzen wenig geändert. Das kaspische Meer, das vom östlichen Slawenlande einen Weg nach Persien und Indien bahnt, hatte ebenfalls an seiner nördlichen Küste bis auf die neueren Zeiten kein slawisches Heimatland. Die Handelsstadt Astrachan war eine von Persern und Indern bewohnte Colonie.

Die Meere, die ein Land umgürten, sind recht eigentlich die Vermittler der umfassendsten und innigsten Verbindung zwischen

den Bewohnern verschiedener Küsten und Gegenden. Die Slawen benutzten dieses großartigste aller Verkehrsmittel nicht und blieben darum noch isolirter und zusammenhangsloser, als sie es schon durch den Umstand der großen Ausdehnung und der wenig arrondirten Figur ihrer Ländermasse waren. Durch die Meere hätten sie sich untereinander und den übrigen Nationen die Hand reichen können. Weil sie sich nirgend mit dem Meere befreunden konnten, entbehrten sie nicht allein unter sich des einigenden Bandes, sondern blieben auch für die übrige Welt eine obscure Masse.

Sowie von den Meeresküsten, so haben sich die Slawen auch von vielen großen Strömen, deren Quellen sie besaßen, fern halten lassen, was die Geschiedenheit der slawischen Länder und Völkerschaften nur noch vergrößern mußte. Dieß ist besonders auffallend an der Elbe, Oder und Donau. Längs der ganzen Elbe, soweit sie schiffbar ist, sind die verkehrslustigen und handelstüchtigen Deutschen verbreitet. Nur an den Quellen der unbedeutenden Nebenflüsse, Elster und Spree, ist in der Lausitz ein kleiner Haufen von Slawen sitzen geblieben; ebenso ein größerer in den Quellengebieten der Moldau und Elbe. Längs der ganzen Oder, soweit sie schiffbar, herrscht ebenfalls germanisches Wesen, nur im Quellengebiete sitzen noch Slawen. Einen ebenso großen Bevölkerungskeil wie an der Oder haben die Deutschen auch an der Donau ins Slawenland vorgeschoben, wo sie zu beiden Seiten weit und breit alles Slawische vernichteten. Ja fast längs des ganzen Hauptsammlers der Donau bis zur Mündung sitzen nichtslawische Nationen, Deutsche, Magyaren, Dacoromanen. Nur stellenweise im Süden berührt dieser Strom Slawenland. Gleichfalls hat sich deutsche Grundbevölkerung von der Mündnng her eine gute Strecke an der Weichsel hinaufgearbeitet. Dadurch ist hier das Slawenland in verschiedene Lappen, isolirte Gruppen und Portionen getheilt, sodaß die Hauptpulsadern ihres Festlandkörpers nicht in ihren Händen sind. Die böhmisch-mährischen Slawen bilden einen solchen isolirten Lappen zwischen den Oder- und Donaudeutschen, die illyrischen Slawen ein weit hinausgeschobenes Stück zwischen den Donaudeutschen und den italienischen Bewohnern der adriatischen Küsten. Der große deutsch-magyarisch-walachische Länderkeil längs der Donau hat die gesammten Südslawen an der griechischen Halbinsel von dem übrigen Slawenkörper völlig abgeschnitten. Durch die Weichseldeutschen

und die Deutschen längs der baltischen Meeresküste sind auch die Slawen in Polen zerspalten und isolirt. Ebenso ließen sich die Slawen von den ganzen großen schiffbaren Strecken der Wolga, des Don und Dniepr ehemals lange Zeit durch fremde Völker ausschließen und auf die Quellengebiete dieser Flüsse beschränken.

Wir Deutschen beklagen es, daß wir kein so wohl arrondirtes Vaterland haben, wie die Franzosen, Briten, Italiener, Skandinavier oder Spanier. Vergleichen wir aber unser Land mit dem der Slawen, so zeigt sich, daß Germania im Verhältniß zu Panslawia noch eine ziemlich scharf gezeichnete Physiognomie trägt. Wir 40 Millionen Deutsche sitzen zwischen den Alpen, der Nord- und Ostsee in einem verhältnißmäßig compacten Vierecke ziemlich dicht beisammen. Die 80 Millionen Slawen sind dagegen über gewaltige und unförmliche Räume, die sich weder unter der Gestalt eines Kreises, noch unter der eines Polygons auffassen lassen, verbreitet. Ihr Land ist polypenartig in eine Menge von Armen, Gruppen und Sondertheilen zerstückelt. Sie ragen mit diesen Armen nach Griechenland, nach Italien, nach Deutschland, nach Skandinavien und nach Asien hinüber. Sie haben sich allen Meeren und Meerbusen, welche Europa umgeben, an einzelnen Punkten genähert, dem nordischen Ocean, dem baltischen Busen, dem schwarzen, dem mittelländischen Meere. In dieser ihrer geographischen Lage und Vertheilung liegt es begründet, daß sie entweder wie bisher von allen anderen Völkern vielfach abhängig bleiben, oder, wenn aus dem riesigen, vielgegliederten Leibe ein Ganzes werden soll, wenn alle jene Arme angezogen, jene Binnenmeere miteinander in Verbindung gesetzt werden sollen, dazu die Herrschaft des ganzen Welttheiles erringen müssen. Für das schwarze Meer müssen sie den Schlüssel Konstantinopel haben, für die Ostsee den Sund. Aus dem adriatischen und dem weißen Meere müssen sie hervorschiffen und ganz Europa als Gebieter umkreisen. Dann erst könnte ein slawisches Leben in diesen Riesenkörper kommen, von dem alsdann das übrige Europa nur als ein natürliches Anhängsel erschiene.

---

4. Die Stammverschiedenheiten der Slawen.

In den Ländern, die wir berührt, sind etwa 80 Millionen Menschen verbreitet, welche den Slawen zugezählt werden. Vergleicht man die körperliche und geistige Physiognomie, die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten der einzelnen Slawenvölker, so stellt sich im Ganzen eine bedeutende Aehnlichkeit, ein nationaler Gesammttypus bei ihnen heraus: sie bilden in Bezug auf Abstammung und Racenverwandtschaft ein ziemlich einiges Ganze. Wo hier aber die Herzwurzel, der Grundstamm dieses weit verzweigten Gewächses, wo die Urslawen zu finden, hat man bisher ebenso wenig zu entdecken vermocht, als wo ihre Urheimat zu suchen ist. Jeder Zweig der Slawenfamilie hat die Ehre der Urslawicität für sich in Anspruch genommen. Bald hat man in den illyrischen, bald in den karpatischen Slawen, bald in den Russen, bald in den Polen die reinsten, ursprünglichsten Slawen und die Stammväter aller übrigen finden wollen. Wahrscheinlich aber sind diese Urslawen nirgend mehr vorhanden. Der Patriarch, der mit den ersten Slawen nach Europa hereinzog, ist vergessen, und sein Volk, das sich mehrte wie der Sand am Meer, ist, in weite Länder sich vertheilend, in eine Menge Stämme auseinandergegangen.

Wenn man das Verwandte zusammenstellt und das Verschiedenartige sondert, so kann man jetzt etwa folgende Stamm- und Racenspaltungen unter den Slawen annehmen: 1) Die Kleinrussen oder Malorossianen. Ehemals sonderten sie sich in verschiedene Stämme: Polianen, Drewlianen, Deregowitschen u. s. w., die allmälig zu einem Ganzen verschmolzen, und deren Namen jetzt außer Gebrauch sind. Sie bewohnen das Hauptstück des Dnieprgebietes, haben jetzt Colonieen bis an das schwarze Meer vorgeschoben, sitzen längs der Karpaten im Quellengebiete des Dniestr und über die Karpaten hinüber bis nach Ungarn hinein. Aus ihnen ging das Volk der kleinrussischen Kosaken hervor, welche die Ukraine und benachbarte Striche bevölkerten. Als Nachbarn der nomadischen Tataren im Süden, denen sie zu Zeiten unterthan waren, die sie aber auch ihrerseits wieder beherrschten, haben sie sich seit undenklichen Zeiten viel mit denselben vermischt und manches Tatarische in Sprache, Sitte und Lebensweise angenommen. Ihr Adel zählt noch jetzt tatarische Namen. Durch

den Dniepr wurden sie frühzeitig mit den Griechen in Berührung gebracht, so daß man noch Spuren altgriechischer Colonisten unter ihnen finden will. Von Byzanz bekamen sie die christliche Religion. Griechische Prinzessinnen verheiratheten sich oft mit kleinrussischen Fürsten. Später standen sie einige Zeit unter dem polnischen Reiche; jetzt sind sie großrussischem Einflusse preisgegeben. Sie sollen zusammen 13,300,000 Seelen zählen.

2) Die Großrussen. Sie waren ehemals in viele Stämme getheilt, von denen jetzt nicht mehr die Rede ist. Die Großrussen sind der zahlreichste slawische Stamm; ihre Anzahl soll sich auf 35,300,000 Seelen belaufen. Die größere Masse derselben ist in dem Gebiete der Oka und der oberen Wolga, ihrem Ursitze, zusammengedrängt. Von diesem verhältnißmäßig kleinen Lande aus haben sie sich aber durch ganz Nordasien und Nordeuropa in mehr oder weniger sparsam gesäeten Colonieen vertheilt. Sie haben sich mit ihren Nachbarn im Norden, den Finnen, und mit ihren Nachbarn im Osten und Süden, den türkischen und mongolischen Völkern, beständig vermischt. Auch wurden sie zu verschiedenen Zeiten von den Asiaten unterjocht und einmal beinahe 300 Jahre lang beherrscht. Selbst noch jetzt nehmen sie beständig asiatische Elemente auf, indem sie Finnen und Tataren ihrer eigenen Nationalität einverleiben. Armenier, Kaukasier, tscherkessische, kalmückische, tatarische Fürsten werden fortwährend in die russischen Adelsklassen aufgenommen, und ebenso gehen auch gemeine Asiaten zu den Großrussen über. Ihr Name, ihr Blut, ihr Körperbau, ihre Gesichtsbildung, ihre Sitten, ihre Staatsverfassung sind daher asiatischer als bei irgend einer anderen slawischen Völkerschaft. Auch hat ihre Sprache mehr asiatische Elemente als die der übrigen Slawen. Die Polen, Czechen und anderen Westslawen blicken darum gewöhnlich auf die Großrussen als auf halbe Mongolen. Nur die Panslawisten drücken hier ein Auge zu. Aus den Großrussen ging auch das Volk der großrussischen Kosaken am Don und an der Wolga hervor, die sich aber ebenfalls wiederum bedeutend mit anderen Völkern mischten.

3) Die Weißrussen. Sie sitzen in dem merkwürdigen Mesopotamien zwischen der oberen Düna und dem oberen Dniepr, sowie an den benachbarten Nebenflüssen. Ihre Anzahl beläuft sich auf 2,700,000. Sie haben nie eine bedeutende Rolle unter ihren Bruderstämmen gespielt und waren meist entweder den Kleinrussen

oder den Großrussen, oder den Polen unterworfen. Mit diesen sowie mit den Lithauern haben sie sich vielfach vermischt. Wie in geographischer Beziehung, so stehen sie auch in Beziehung auf Sprache, Blut und Charakter zwischen Polen, Groß- und Kleinrussen in der Mitte.

4) Die Polen. Dieselben bewohnen das ganze Gebiet der Weichsel von den Quellen auf den Höhen der Karpaten bis zu den Mündungen an der Ostsee. Nur der Weichselzufluß Bug gehört den Kleinrussen. Dafür aber haben die Polen auch das Gebiet der Wartha, eines dem Bug sehr ähnlichen Oderzuflusses. Hier saßen in alten Zeiten sehr verschiedene slawische Stämme: Weißkrobaten, Masuren u. s. w., die im Kampfe mit den Deutschen zu einem einzigen Reiche und Stamme zusammenschmolzen. Sie breiteten ihre Macht, ihren Stamm und Dialekt in vielen Colonieen (besonders nur Adelscolonieen) über die Roth-, Klein-, Weißrussen und Lithauer aus. Man berechnet jetzt ihre Gesammtzahl auf 9,300,000 Seelen. Die Polen waren von jeher mit den Deutschen in vielfach freundlicher und feindlicher Beziehung und erhielten von ihnen Christenthum, Cultur und Städtebewohner. In neuerer Zeit sind sie zum Theil der Herrschaft der Deutschen, zum Theil dem Joche der Großrussen erlegen.

5) Die Czechen. Dieselben bewohnen die Quellengebiete der Elbe, der March und der benachbarten Karpatenflüsse: Waag, Gran, Neitra. Sie theilen sich in drei Hauptstämme: Böhmische Czechen, Morawaner und Slowaken. Wie geographisch den Polen benachbart, sind sie ihnen auch der Race und Sprache nach am nächsten gestellt. Ihre Gesammtzahl beträgt 7,200,000 Köpfe. Wie die Polen, und in noch höherem Grade als diese, fielen sie dem Einflusse der Deutschen anheim. Sie waren von denselben rings umgeben und erhielten von ihnen den Katholicismus, den Protestantismus, die Cultur und die Städtebewohner. An die Deutschen verloren sie auch ihre politische Selbstständigkeit. Die Slowaken im Donaugebiete wurden außerdem auch von den Magyaren überwältigt; namentlich ihr Adel ist zu den Magyaren hinübergezogen worden.

6) Die Wenden oder Lusaten oder Soraben. Ein kleines ganz von Deutschen eingeschlossenes Slawenvolk im Quellengebiete der Spree und Elster; zusammen 150,000 Seelen. Sie zerfallen nach der alten Eintheilung des Landes in Ober- und Niederlu-

saten und schmelzen, ganz unter deutschem Einflusse stehend, mehr und mehr zusammen.

7) Die Winden oder Korutaner oder Slawenzen. Sie sitzen in den oberen Thalstücken der Drau, Sau und Mur, in Kärnten, Krain und Steiermark und zählen 1,150,000 Seelen. Als äußerste Spitze des nach Deutschland vorgeschobenen Keiles des Südslawenlandes sind sie von allen Südslawen am meisten mit Deutschen vermischt, von denen sie Gesittung, Religion, Herrschaft und Adel empfingen. In Race und Sprache schließen sie sich zunächst an ihre Nachbarn, die Kroaten und Dalmatiner, mit denen zusammengenommen sie zu den illyrischen Slawen gehören.

8) Die Kroaten. Sie sitzen an der mittleren Drau und Sau, zählen nur 800,000 Seelen, haben aber als ein sehr eigenthümlicher, kerniger und tapferer Slawenstamm lange ein eigenes Königreich gebildet. Auch behaupteten sie bis jetzt ihre besonderen Freiheiten und Privilegien.

9) Die Serben. Sie wohnen in den Gegenden des Zusammenflusses der Sau, Drau und Donau, wo das berühmte Belgrad ihr Hauptcentrum ist. Desgleichen haben sie eine Menge Nebenflüsse der Sau und Donau: die Morawa, Bosna, Drina, besetzt und bevölkern die illyrischen Gebirge bis an die Küste des adriatischen Meeres. Noch mehr als andere Slawen zerfallen sie in viele kleine Stämme: in Bosniaken, Rascier, Dalmatiner, Morlaken, Montenegriner u. s. w. Zusammen bilden sie eine durch Sprache, Bluts- und Sitteneinheit verbundene Masse von 5,300,000 Seelen. Serben, Kroaten und Winden zeigen eine besonders nahe Verwandtschaft, und man umfaßt sie daher auch wol alle unter dem illyrischen Stamm. Im engeren Sinne werden blos die Serben, im weiteren Sinne aber auch die Bulgaren unter die Illyrier gerechnet.

10) Die Bulgaren. Sie wohnen auf beiden Seiten des Balkan im Norden bis zur Donau hinab, im Süden in den Thälern Macedoniens und Thraziens bis in die Nähe der Küsten des ägäischen Meeres. In Bezug auf Sprache und Racenbildu[ng] sind sie am meisten ihren Nachbarn im Westen, den Serben, u[nd] dann ihren Nachbarn im Osten, den Russen, verwandt. M[an] rechnet daher die Bulgaren zuweilen den Serben, zuweilen [den] Russen zu. In geographischer Beziehung gehören sie jedoch

denfalls mehr zu jenen. Ihre Anzahl wird auf 3,600,000 Seelen geschätzt. Seit 1000 Jahren waren die Bulgaren die nächsten Nachbarn von Konstantinopel, von wo aus sie auch bedeutendere Einwirkungen erfahren haben als alle anderen Slawen. Schon frühzeitig erlangten sie Schriftsprache und Bildung von den Griechen. Dafür aber haben sie auch später von der Barbarei der Türken am meisten gelitten. Ihre ersten Beherrscher, von denen sie auch die Namen tragen, waren finnisch-tatarischen Stammes. Diese gingen in dem Slawismus der Bulgaren unter, ließen aber in ihm bedeutende Spuren des Tatarismus zurück.

Es ist schwer und doch zur Beurtheilung des Panslawismus wichtig, einigermaßen die Nähe der Verwandtschaft und die Grade der Gleichartigkeit dieser verschiedenen slawischen Völker einigermaßen zu bestimmen. Sieht man von historischen und politischen Spaltungen, von denen weiter unten die Rede sein wird, ab, faßt man blos die Momente, welche Racen- und Stammeinheit begründen, ins Auge, also: die Körperbildung, das Naturell und Temperament, die Charakteranlagen, die ursprünglichen Sitten, die Denkweise und die Neigungen, vor Allem die Sprache, so muß man, wie schon oben bemerkt, gestehen, daß die verschiedenen Slawenvölker eine außerordentliche Aehnlichkeit zeigen und unter sich kaum so weit auseinander stehen, als die am nächsten verwandten germanischen Stämme: die Holländer, Friesen, Sachsen, Franken, Schwaben, Baiern u. s. w. Solche große Unterschiede und Racenspaltungen, wie zwischen den entfernter stehenden Germanen, z. B. den Deutschen und Skandinaviern, haben sich unter den Slawen nicht ausgebildet. Neuere Sprachforschungen beweisen, daß durch die ganze Masse der Slawen zwei generische Hauptunterschiede gehen, wonach sie in zwei große Gruppen zerfallen. Auf der einen Seite zeigen die Groß-, Klein- und Weißrussen, die Bulgaren, Serben, Kroaten und Winden eine große Racenverwandtschaft. Dieselben sind von einander weniger verschieden als von den Polen, Czechen, Slowaken und Wenden, die wieder unter sich sehr eng verbrüdert erscheinen. Nach der geographischen Stellung hat man diese beiden Hauptmassen auch wol mit dem Namen östliche und westliche Slawen bezeichnet. Will man sie ethnographisch nach dem Namen ihrer Hauptstämme unterscheiden, so kann man sie auch in die russisch-illyrischen und in die polnisch-czechischen Slawen trennen.

Jene repräsentiren eine Masse von etwa 62 Millionen, die Anzahl dieser beläuft sich auf ungefähr 17 Millionen.

Uebersichtlich stellen sich die Stamm- und Zahlenverhältnisse sämmtlicher Slawen in folgender Weise heraus:

1) Die östlichen Slawen: 62,000,000,	1) die russischen Stämme: 51,000,000,	a) die Großrussen	36,000,000,
		b) die Kleinrussen	13,000,000,
		c) die Weißrussen	3,000,000,
	2) die illyrischen Stämme: 11,000,000,	a) die Winden . .	1,150,000,
		b) die Kroaten . .	800,000,
		c) die Serben . .	5,300,000,
		d) die Bulgaren .	3,600,000,
2) Die westlichen Slawen: 17,000,000,	1) die polnischen Stämme	. . . .	9,400,000,
	2) die czechischen Stämme: 7,000,000	a) die Böhmen u. Mähren	4,400,000,
		b) die Slowaken	2,700,000,
	3) Die Wenden	. . . .	150,000,
		Runde Summe	80,000,000 Slawen.

---

5. Politische Charakteristik und Spaltung der Slawen.

Sehr treffend wird in Rücksicht auf die Schwärmereien der Panslawisten an die Worte erinnert, welche einst slawische Gesandte an den Magyarenherzog Almus richteten. „Wir Slawen", sollen sie gesagt haben, „sind Dichter und Flötenbläser, die nichts von Staatskunst und Politik verstehen". Ebendieß spricht jene Einladung aus, welche die nowgoroder Slawen den germanischen Warägern zukommen ließen. Sie sandten, so heißt es, über das Meer und sprachen zu den Skandinaviern: „Unser Land ist groß, aber keine Ordnung darin. Wir sind uneins. Kommt ihr Fremden zu uns und seid unsere Fürsten." Diese politische Unfähigkeit bestätigt auch durchweg die Geschichte. Man denke nur, mit welchem Ungeschick die zwieträchtigen Polen ihren Staat untergehen ließen, und wie die Russen sich noch immer deutscher Diplomaten, Staatsmänner und Armeebefehlshaber bedienen müssen. Die Slawen traten im Ganzen niemals originell, erfindungsreich und schöpferisch auf, am wenigsten in gesetzgebender und politischer Hinsicht. Sie erscheinen als eine schmiegsame, nachahmende und unterwürfige Masse, die fast alle Impulse in Religion, Staat, Cultur von außen empfangen und von den Fremden willig angenommen hat. Sie sind daher, trotz ihres physischen Muthes

und persönlicher Tapferkeit, häufiger und länger als irgend ein anderes großes Volk Europas Fremden unterthan gewesen. Als die Germanen schon längst einen Karl den Großen und ein Staatsleben aufzuweisen hatten, lebte der größte Theil der Slawen noch als Hirten und Ackerbauer in demokratischer Verfassungslosigkeit unter Aeltesten (Schupanen). Ein Deutscher (Samo) war der Erste, der bei den westlichen Slawen einen Staat organisirte. Auch bei den östlichen Slawen waren Germanen (skandinavische Waräger) Die, welche den ersten mächtigen Staat (Rußland) unter ihnen stifteten und demselben germanische Gesetze verliehen. Doch fielen die westlichen Slawen bald unter deutsche Botmäßigkeit, die östlichen zu wiederholten Malen entweder ganz oder zum Theil unter die Herrschaft der Asiaten. Die kleinen Woiwodschaften, welche die nach Süden vorgedrungenen Slawen in der griechischen Halbinsel gründeten, erlangten weder eine europäische Bedeutung, noch behaupteten sie eine lange Dauer. Bald fielen sie den Griechen, dann den Avaren oder Magyaren, endlich den Türken zu. Der bedeutendste Staat unter ihnen, Bulgarien, war von Kriegern finnisch-tatarischen Stammes gestiftet. Derselben Herkunft war der große Donaustaat der Avaren, sowie der Staat der Magyaren, der einen großen Theil der Donauslawen vereinigte. Der bedeutendste, selbstständigste und noch dauerhafteste Slawenstaat ist das Reich der Polen gewesen. Niemals waren sämmtliche Slawen in *einem* Staate oder zu einem Staatenbunde vereinigt. Beständig bekämpften sie einander aus eigenem Antriebe, oder von Fremden geleitet.

Der Panslawismus entbehrt darum bei einer solchen Vergangenheit für die Realisirung seiner Wünsche auch jeder historischen Grundlage; er müßte, um die Elemente für eine wahrhaft nationale Civilisation und eine politische Einheit der slawischen Völker zu gewinnen, die geschichtliche Entwickelung von Grund aus erst beginnen. Auch das Städtewesen, Gewerbe, Künste, Handel und Bürgerklassen entwickelten die Slawen meist nicht aus sich: sie erhielten dieß von Fremden, insbesondere von den Deutschen, Skandinaviern, Griechen, Italienern. Die alte russische Republik Nowgorod war eine skandinavische Stadtgründung, mit Gesetzen von gleichem Ursprunge. Die großen polnischen Städte wurden meist von Deutschen, wo nicht begründet, doch organisirt und bevölkert: sie hatten lange entweder Magdeburger

oder Lübisches Recht. Die größeren Städte der Böhmen, Mähren, Slowaken verdanken deutschem Gewerbfleiße ihre Blüte. Auch sind die Städte der Winden und Kroaten: Laibach, Klagenfurt, Agram u. s. w., der Hauptsache nach deutsch. Die großen Slawenstädte Petersburg, Warschau, Posen, Prag, Lemberg, Krakau, Buda-Pesth u. s. w. haben sämmtlich eine bedeutende deutsche Einwohnerschaft. Bei einigen ist die Bevölkerung zu einem Drittel, bei anderen gar zu zwei Dritteln noch heutiges Tages deutsch. Sogar in allen inneren russischen Städten, bis nach Sibirien und an die chinesische Grenze hin, findet man deutsche Bürgercolonieen als die Seele des städtischen Gewerbebetriebs. Der berühmte Freistaat Ragusa an der dalmatischen Küste, den die Panslawisten als slawisches Product betrachten, ist eine italienische Stiftung. Nur wenige seiner regimentsfähigen Familien sind slawischen Ursprungs. Seine Gesetze, Institutionen, Bürgerklassen, seine Staatssprache sind italienisch; so auch in Spalatro, Cattaro und den anderen ehemals blühenden dalmatischen Städten. Sogar Thessalonich, wo doch Alles noch jetzt für ein griechisches Gemeinwesen spricht, möchten die Panslawisten gern zu einer slawischen Stadt machen. Nichts ist dort slawisch als etwa die Domestiken, Tagelöhner, das geringe Volk, ebenso wie es bei uns in Bautzen, in Danzig, und wie es in Riga der Fall ist. Ueberhaupt sind die meisten südslawischen Städte bei den Bulgaren, Sofia, Philippopel u. s. w., von Griechen und Türken bevölkert. Auch in Odessa, Taganrog und anderen südrussischen Städten spielen Griechen und Italiener und neben ihnen Deutsche die vornehmste Rolle.

Man kann sagen, daß überhaupt die gebildetern, herrschenden Klassen, welche die Seele des Staats ausmachen, die Bürgerklassen, der Adel, die Regenten, bei den Slawen ursprünglich entweder ganz oder theilweise nicht slawischen Herkommens waren, oder, wenn sie es waren, doch später in Sitte, Bildung und Sprache ihrer Nation sich entfremden ließen. Der Adel bei den Czechen und Mähren ist entweder germanisirt oder von vornherein deutschen Ursprungs. Der slowakische Adel ist größtentheils magyarisirt oder magyarischen Ursprungs. Desgleichen der Adel der ungarischen Ruthenen. Dasselbe ist auch bei einem Theile des kroatischen und slawonischen Adels der Fall. Der Adel bei den Winden beruht fast ganz, bei den Wenden völlig auf deutschen Elemente. Ein großer Theil des serbischen Adels (bei den Bos-

niaken z. B.) ist türkisirt, und bei den Bulgaren ist längst fast aller einheimischer slawischer Adel zerstört. In alten Zeiten bildeten die ins Land gerückten finnisch-tatarischen Krieger die bulgarische Adelskaste, und jetzt sind die türkischen Spahis die adeligen Grundherren der bulgarischen Bauern. Auch in Bezug auf die Polen hat man wohl die Vermuthung aufgestellt, daß ihr Adel von anderer Herstammung sein möchte als ihre Landbevölkerung. Bei den Russen ist der Adel in höherem Grade mit fremden Elementen gemischt als die geringen Klassen. Er besteht aus einem Gemisch alter skandinavischer, deutscher, kaukasischer, armenischer, tatarischer, mongolischer — und slawischer Familienstämme. Sogar die jetzigen russischen Regenten sind fremder (deutscher) Herkunft und werden auch von der Masse des Volks als fremd, als nicht-slawisch betrachtet. Außer der meklenburgischen Herrscherfamilie, die aber schon längst ganz deutsch ist, giebt es jetzt keinen souverainen Fürstenstamm in Europa von slawischem Ursprung, denn die Fürsten von Serbien sind nur halbsouverain. Selbst in denjenigen Slawenländern, wo noch am meisten einheimischer Adel zu Hause, hat derselbe meist fremde Sitte und Sprache angenommen, deutsche, französische, italienische, griechische, türkische. Das slawische Volk sah daher selbst da, wo sein Adel wirklich slawisch war, auf diesen als auf eine fremdartige, nicht nationale Kaste. Man pflegt in Deutschland zu sagen, daß die Slawen eigentlich nur zwei Stände hätten: Adel und Bauern. Wohl könnte man noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß die Slawen nur einen Stand bilden, nämlich: Bauern. Wenigstens muß man zugeben, daß der echt nationale Kern bei allen slawischen Nationen in den einfachen Bauern steckt, während Bürger, Adel, Regenten entweder geradezu fremden Ursprungs, oder doch in Sitte und Wesen dem Slawismus entfremdet sind.

Der Mangel an politischer Energie und Organisationskraft hatte zur Folge, daß die staatlichen Schöpfungen der Slawen wenig Dauer und Widerstandsfähigkeit zeigten, so daß sie immer wieder dem Einfluß fremder Politik, Diplomatie und Kriegsmacht bis auf den heutigen Tag erlagen. Sämmtliche bulgarische und ein großer Theil der serbischen Stämme, zusammen 6 Millionen, stehen noch heutiges Tags sogar unter türkischer Herrschaft. Ein großer Theil der Polen und Illyrier, die Czechen, Slowaken, Winden, Kroaten, ein Theil der Ruthenen, zusammen nahe an

20 Millionen, stehen unter deutscher Hegemonie, nämlich: 17,000000 unter Oestreich, 2,100000 unter Preußen, 60000 unter Sachsen.

Es giebt nur ein völlig souveraines slawisches Staatswesen, nämlich Rußland, unter dem (bei einer Gesammtbevölkerung von 68 Millionen) 53 Millionen Slawen zu einem Ganzen vereinigt sind. Allein auch dieses Staatsgebäude ward nicht ohne vielfache Hülfe und Entlehnung von Fremdem zu Stande gebracht. Seine Gründer waren, wie schon bemerkt, Skandinavier. Nachher lernten die russischen Machthaber die Handhabung des despotischen Scepters von den Mongolen. Später zimmerten beständig deutsche Staatskünstler an dem merkwürdigen Gebäude. Da indessen der russische Staat wesentlich Slawen in sich begreift, also immer im Sinne dieser Majorität regiert werden muß, so mögen wir ihn wohl für einen slawischen Organismus gelten lassen. Rußland ist darum der wahre Eckstein des Slawenthums geworden; sein mächtiger Kaiser wird jetzt mehr und mehr als der Hort und Schirm aller Slawen betrachtet. Man wünscht sich unter gewissen Bedingungen mit Rußland vereinigt, um durch sein Gewicht eine große panslawische Macht herstellen zu können. Indessen hat sich seit Entstehung Rußlands ein unheilvoller Zwiespalt in der Slawenwelt ausgebildet, den alle panslawistische Begeisterung zu heilen sich vergebens bemüht. Polen und Russen, die beiden größten Slawenstämme, sind seit alter Zeit durch politische Feindschaft getrennt. Die Polen haben einst Moskau ebenso schlecht behandelt wie die Russen später Warschau; sie haben die Russen ebenso tyrannisirt, wie sie jetzt durch die Russen geknechtet werden. Diese beiderseitige Antipathie ist historisch und völlig eingewurzelt. Der Polenhaß tritt bei den Russen aller Klassen fast nationaler hervor als irgend ein Haß, und der Russenhaß bei den Polen war nicht weniger heftig und tief. Die historischen Antipathieen zwischen den anderen slawischen Stämmen sind ebenfalls vorhanden, treten aber unter der Herrschaft der Fremden in den Hintergrund. Die Stämme an der Elbe und Oder kämpften beständig untereinander, sogar im Angesicht der Deutschen; ja sie einigten sich selbst mit diesen ihren Nationalfeinden aus Haß gegen ihre blutsverwandten Brüder. Die Kämpfe zwischen den Polen und Böhmen waren sehr blutig und dauerten fast so lange, als beide unabhängige Staaten bildeten. Noch bespötteln Böhmen und Polen sich gegenseitig, sowohl die gemeinen Leute in Sprüch-

wörtern, als die Gebildeten in ihren Schriften. Man lese nur die polnisch-böhmischen Controversen in den slawischen Centralblättern. Die slawischen Böhmen, Mähren und Slowaken liebten sich untereinander niemals. So lange sie die Gewalt besaßen, unterdrückten und befehdeten sie sich; noch jetzt spricht sich in spöttischen Spruch- und Scheltwörtern dieser gegenseitig feindliche Geist aus. Die Mähren protestirten erst jüngst gegen die vorgeschlagene Einigung ihrer Provinz mit Böhmen. Die Bulgaren und Serben im Süden der Donau bekämpften sich nicht minder blutig wie Polen und Russen; sie verwandelten sich gegenseitig ihre Länder in Wüsten. Ein neuerer Historiker der Südslawen, der französische Professor Cyprian Robert, erklärt, daß die Serbier, wenn die von ihnen so eifrig verlangte serbisch-bulgarische Union zu Stande käme, die Bulgaren ebenso oder noch ärger tyrannisiren würden als die Türken, daß die Bulgaren daher auch mehr Furcht als Liebe vor ihren serbischen Nachbarn hätten. Die illyrischen Slawenstämme lebten fast nie in nachbarlichem Frieden; kaum unter der Fremdherrschaft ließen sie die Waffen ruhen. Sie sind durch nationale Antipathieen und historisch begründeten Haß gespalten.

Die Bulgaren, die Illyrier, die Czechen, überhaupt alle Slawen möchten wohl die Russen so lieben, wie es die Panslawisten verlangen. Sie möchten durch die Russen von der Fremdherrschaft befreit und zu souverainen Völkern erhoben werden; aber weil sie besorgen, daß sie Rußland verschlingen und ihnen ein noch ärgeres Loos bereiten könnte, so hält sie doch auch eine schwer unterdrückte Furcht vor den Russen zurück. Ja die Russen sind selbst nicht untereinander einig. Der Kleinrusse, vom Großrussen seiner Unabhängigkeit beraubt und überhaupt ein von diesem sehr verschieden gebildetes Wesen, haßt den Großrussen fast nicht weniger als den Polen.

Die Slawen, die so viel von Brüderlichkeit schwärmen, haben innerhalb ihrer Nationalität den furchtbarsten Racenkampf, den die Geschichte kennt, den polnisch-russischen, erzeugt, und welche Kämpfe müßten erst erstehen, wenn sie keine Fremdherrschaft mehr hinderte, ihren Antipathieen untereinander freien Lauf zu lassen. Gehörte, wie die Panslawisten meinen, dieß Jahrhundert in der That den Slawen, so würde es ein entsetzliches Jahrhundert werden. Die Türkei, Oestreich, Preußen, der größte

Theil von Deutschland müßten zu Grunde gehen, damit die Slawen nach ihrer Weise Geschichte machen und nach ihrer Art politische Gebäude errichten könnten. Man lese aber die Geschichte von Rußland, von Serbien, Bulgarien, von Montenegro, Kroatien, von Lithauen und Polen — welch schauerliche Geschichte! Wieviel Rohheit, Despotismus und Entwürdigung des Menschen überall; welcher Haufe von Leiden und Elend! Alle von Slawen selbst gegründete Staaten hatten eine despotische Verfassung. Selbst die Fremden, welche als Freiheit liebende Männer zu ihnen kamen, wurden bei ihnen Tyrannen. Die skandinavische Herrscherrace des Rurik in Rußland, wie viele Despoten zählt sie! Die deutschen Grundherren der Polen, der Wenden, der Winden u. s. w. haben fast ebenso harte Gesetze gegeben, wie die türkischen Spahis den Bulgaren, Serben. Die jetzigen russischen Kaiser aus deutschem Stamme regieren nicht milder als die alten Romanow aus slawischer Familie. Dieß lag nicht daran, wie die Slawen behaupten, daß die Deutschen von Haus aus despotisch waren, sondern daran, daß das Wesen der Slawen zur Despotie einlud und dieselbe verlangte. Kein Volk von innerer Kraft und starkem Selbstbewußtsein wird sich durch Zufall auf die Dauer unter ein Slawenjoch beugen lassen! Selbst ein Sokrates, wenn er über Slawen herrschen wollte, müßte Despot werden. Die Serben gelten für die freisinnigsten unter den Slawen, und doch, welche verabscheuungswürdigen Thaten haben selbst ihre neuesten Fürsten, die Czerny Georg und Milosch, wieder verüben können! Wie groß, wie erquicklich, wie menschlich klingt die Mähre von den alten Kaisern des deutschen Reichs, von unseren Reichsfürsten, von unseren freien Städten, von den hanseatischen und schwäbischen Städtebündnissen, in Vergleich mit den finsteren Sagen von den alten serbischen Woiwoden, von den bosniakischen und kroatischen Banen, von den montenegrinischen Wladiken, von den bulgarischen Kraals und den russischen Zaren! Es wäre traurig, wenn ganz Europa sogar der Schauplatz für eine neue Aufführung slawisch-politischer Dramen werden sollte. Wohl besitzt das gemeine Volk der Slawen viele treffliche Eigenschaften, aber es fehlt ihm zunächst der politische Sinn und die Bürgertugend — ein Mangel, der eine tiefe ethische Bedeutung hat. Wenn solch ein Volk sich anschickt, die Weltrolle zu übernehmen, so mag Einem mit vollem Rechte bangen.

Nach Schafarik sind die slawischen Stämme folgendermaßen unter den verschiedenen Staaten vertheilt:

	Rußland.	Oestreich.	Preußen.	Türkei.			Sachsen.
				eigentliche Türkei.	Serbien.	Montenegro.	
Großrussen	35,300,000	—	—	—	—	—	—
Kleinrussen	10,370,000	2,770,000	—	—	—	—	—
Weißrussen	2,700,000	—	—	—	—	—	—
Bulgaren	80,000	7,000	—	3,600,000	—	—	—
Serben . .	100,000	2,590,000	—	1,490,000	950,000	160,000	—
Kroaten .	—	800,000	—	—	—	—	—
Winden . .	—	1,150,000	—	—	—	—	—
Polen . . .	4,900,000	2,340,000	1,980,000	—	—	—	—
Czechen . .	—	4,370,000	44,000	—	—	—	—
Slowaken	—	2,750,000	—	—	—	—	—
Wenden .	—	—	80,000	—	—	—	60,000

Demnach gehören die Großrussen und die Weißrussen ganz zu Rußland; die Kroaten, die Winden, die Slowaken ganz, die Czechen mit einer sehr unbedeutenden Ausnahme zu Oestreich. Die Bulgaren fallen bis auf einen geringen Theil der Türkei zu. Die Kleinrussen sind unter Rußland und Oestreich vertheilt; doch gehören fünf Sechstel, die Hauptmasse, zu Rußland, nur ein Sechstel gehört zu Oestreich. Die Wenden stehen zum Theil unter Preußen, zum Theil unter Sachsen. Am meisten politisch zersplittert sind der serbische und der polnische Stamm. Die Serben sind unter Rußland, Oestreich, die Türkei, Montenegro und das Fürstenthum Serbien vertheilt. Doch befinden sich die Hauptmassen unter türkischem und östreichischem Scepter, nämlich unter diesem zur Hälfte, unter jenem (Serbien und Montenegro nicht mit gerechnet) zum Drittheil.

---

6. Religiöse Charakteristik und Spaltung der Slawen.

Aus dem germanischen Geiste ging die an tiefen und erhabenen Anschauungen reiche Odinslehre hervor, und auch das Christenthum faßten die germanischen Völker mit lebendigem Geiste auf und gaben ihm eine selbstständige Entwickelung. Die Griechen

und Römer ersannen die bedeutungsvollste Götterlehre; später aber führten sie die bewunderungswürdigen Gebäude der griechisch- und der römisch-christlichen Kirche auf. In Südasien haben fast alle großen Nationen ihren Namen durch irgend einen gottbegeisterten Propheten, durch einen Confucius oder Zoroaster, in den Annalen der Menschheit verewigt. Sie haben den Ernst, die Innigkeit und den auf das Höchste gerichteten Schwung ihres Strebens durch die Gestaltung eines Glaubens- und Moralsystems beurkundet; die Einen durch den Buddhismus, die Anderen durch den Sonnendienst, wieder Andere durch den Mohammedanismus u. s. w. Die 80 Millionen Slawen, die sich rühmen, das zahlreichste Volk unter der Sonne zu sein, welche weltbewegende Glaubensprediger, Denker, Reformatoren haben sie erzeugt? Wo hat man von Propheten gehört, die unter den Slawen erstanden und die stark und begabt genug gewesen wären, um den Blick der Menschheit auf das Höchste zu lenken? In der That, sie haben sich fast überall von Fremden den Glauben aufdringen und sich hier zum Katholicismus oder zum Protestantismus, dort zum Griechenthum oder gar zum Mohammedanismus bekehren lassen. Selbst an der Ausbreitung der Glaubenslehren haben sie keinen hervorragenden Antheil genommen. Der tiefe Feuereifer, der im Mittelalter alle germanischen und romanischen Nationen zur Bekehrung des Orients antrieb, ließ die Slawen fast völlig theilnahmlos. Die zahlreichen Glaubenshelden, Märtyrer und Missionäre, welche bis auf die jüngsten Tage zur Verkündigung des Heils in alle Welt gingen, wurden von Germanen und Romanen entsendet.

Schon in den ältesten Zeiten scheinen die Slawen ihre religiösen Anschauungen und Culte von Fremden gewonnen zu haben. Ihre Lehre vom schwarzen und weißen Gott ist keineswegs originell. Den Thor und andere Götter nahmen sie von den Skandinaviern an. Der ihnen nationalste Gottesdienst war ein niederer Naturdienst; ihre eigenen Götter waren fast alle stille und beschränkte Wald-, Blumen-, Heerden-, Flur- und Hausgötter. Keine slawische Mythe zeigt eine tiefere, das Ueberirdische einheitlich erfassende Weltanschauung auf. Das Christenthum erhielten die Slawen wohl zuerst von Byzanz aus. Der Gottesdienst und die Lehre der griechischen Kirche scheint ursprünglich fast in allen Slawenländern Eingang gefunden zu haben, selbst bei den pannonischen, czechischen und anderen Slawen, die jetzt

katholisch sind. Das Griechenthum mußte ihnen besonders gefallen. Wladimir der Große von Rußland, als er beschlossen hatte, dem Heidenthume zu entsagen, prüfte, wie es heißt, selbst alle Religionen, ließ mosaische sowohl als römisch-katholische und griechische Priester vor sich kommen, schickte auch zehn verständige Männer zur Untersuchung nach Rom und Konstantinopel, und entschied sich dann für die griechische Kirche, weil sie ihm und seinen Russen am beßten gefiel. Noch jetzt gehört die überwiegende Mehrzahl der Slawen dem Griechenthume an, und man kann dasselbe demnach wohl als ihre am meisten nationale Religion betrachten. Daß die Slawen diese Ansicht theilen, hat sich selbst auf dem Slawencongresse in Prag gezeigt, wo die Messe nach griechischem Cultus nicht wenig Sympathie auch unter den katholischen Slawen fand. Das Griechenthum ist den Slawen werth, weil sie es meist freiwillig annahmen. Dann gestattet es im Gottesdienst den Gebrauch der nationalen Sprache und bewahrt die in dem ältesten slawischen Dialekte geschriebenen heiligen Bücher, aus denen fast alle slawischen Literatursprachen geschöpft haben. Dieß sind vernünftige Gründe. Zugleich ist jedoch das Griechenthum das völlig in Formen erstarrte Christenthum, dessen Aneignung und Uebung keine gewaltige innere Anstrengung erfordert. Der Katholicismus wurde den Slawen von ihren größten Feinden, den Deutschen und Romanen, aufgedrungen. Bei den Ruthenen in Galizien heißt noch heutiges Tages „katholisch" so viel als deutsch, hingegen „griechisch" so viel als ruthenisch-slawisch. Auch bei den Bulgaren und anderen Slawen ist „griechischer Christ" so viel als ein Bulgare, ein Landsmann, ein „Katholik" aber ein Fremder. Nirgends war das Sträuben gegen das Christenthum größer als da, wo deutsche Krieger mit katholischen Priestern zugleich ins Land kamen. Die Slawen in Westdeutschland gingen Jahrhunderte lang für das Heidenthum in den Tod. Bei den Slawen Griechenlands und Rußlands drang das von Byzanz dargebotene Christenthum nicht mit solch blutigen Umwälzungen ein. Der Papst, die deutschen Kaiser, viele italienische und deutsche Heilige, Bischöfe und Missionäre machten Jahrhunderte lang Anstrengungen, die Slawen zum Katholicismus zu bekehren. Ueberall, in Dalmatien, Mähren, Ungarn, Serbien, wurde mit der griechischen Kirche gekämpft. Die Polen, Czechen und Wenden wurden ursprünglich zum Katholicismus bekehrt.

Durch die polnischen und ungarischen Könige gelang es, einen Theil der Russen, ohne ihnen den griechischen Cultus zu nehmen, unter die Autorität des Papstes zu bringen. In Serbien, auch in der Walachei rangen die katholischen und griechischen Messen noch lange Zeit um die Oberhand. Erst seitdem die Türken, die sich dem Griechenthume günstiger erwiesen als dem Katholicismus, diese Länder unter ihre Gewalt brachten, hat der Papst dieses Terrain aufgegeben.

In Serbien, Bosnien, Bulgarien giebt es nur noch wenige katholische Klöster und Gemeinden. Zwar machte man noch vor 300 Jahren Versuche, die Zaren für Rom zu gewinnen; seitdem diese aber im Osten mächtig wurden und (unter Peter dem Großen) die Gewalt des griechischen Patriarchen mit der weltlichen Macht vereinigten, ist auch hier alle Hoffnung des Katholicismus verloren gegangen. Einst, als die Polen in dem größten Theile Rußlands mächtig waren, schien die griechische Kirche dem Untergange nahe. Mit dem politischen Umschlage hat sich die Sache gänzlich gewendet, die griechische Kirche triumphirt mit den Russen im Osten. Ein großer Theil der Russen (Kleinrussen), die mit dem Papste unirt waren, sind mit Gewalt unter die Autorität des griechischen Oberhauptes zurückgeführt worden; selbst unter den polnischen Katholiken hat die griechische Kirche Proselyten zu machen gestrebt. Die griechische Kirche, die bis dahin schlummerte, ist sogar zu einer merkwürdigen äußerlichen Thätigkeit erwacht und scheint eine eben solche panslawistische Propaganda in religiöser Hinsicht zu machen, wie die slawischen Gelehrten, Diplomaten und ihre Agenten es in weltlicher Beziehung thun. Ja die griechische Kirche ist gerade das Hauptmittel zur Einigung slawischer Sympathieen geworden. Die Bulgaren, die Serben, die ungarischen Ruthenen werden von Rußland aus mit heiligen Büchern versehen, sie sollen allmälig lernen, in dem Zaren nicht nur den Beförderer ihrer politischen Freiheit, sondern vor allen Dingen auch den Beschützer und das Haupt ihrer Religion zu erkennen. Ein Kaiser, der russische Zar, und eine Kirche, die griechische, für alle Slawen! — dieß scheint der aus Osten immer deutlicher hervortretende Gedanke zu sein. Doch wie viel hätte diese Absicht, bevor sie zur Geltung kommen könnte, niederzuwerfen und zu uniformiren! Im Ganzen steht noch jetzt die Hauptmasse der westlichen Slawen unter dem Papste, dagegen

die Hauptmasse der östlichen (der russisch-serbischen Slawen) unter griechischen Kirchenobern. Auch der Protestantismus fand Anhänger unter den Slawen, vorzüglich wohl, weil er wie das Griechenthum den Gebrauch der nationalen Sprache zuließ. Bei den Böhmen, Mähren, Slowaken, Wenden und Polen breitete er sich vorzugsweise aus. Doch fand er auch bei den Südslawen, bei den Winden, Kroaten und Dalmatiern Eingang. Die Bestrebungen der Jesuiten, die von Oestreich und den polnischen Königen unterstützten Gegenreformen des Papstes haben aber den Katholicismus in diesen Ländern als herrschende Religion wieder hergestellt, und so sind im Süden nur noch kleine, im Norden bedeutendere Trümmer des Protestantismus bei den Slawen geblieben. Endlich sind auch bei den Südslawen, namentlich bei den Bulgaren und Serben, Viele zum Mohammedanismus übergegangen, ohne dabei ihre slawische Sprache, Sitte und Nationalität niederzulegen.

Die slawischen Religionsverhältnisse in einem überschaulichen Bilde giebt folgende von Schafarik aufgestellte Statistik:

	Griechen.		Katholiken.	Protestanten.	Mohammedan.
	Nichtunirte.	Unirte.			
Großrussen . . .	35,300,000	—	—	—	—
Kleinrussen . . .	10,150,000	2,990,000	—	—	—
Weißrussen . . .	2,370,000	—	350,000	—	—
Bulgaren . . .	3,280,000	—	50,000	—	250,000
Serben	2,880,000	—	1,860,000	—	550,000
Kroaten	—	—	800,000	—	—
Winden	—	—	1,140,000	13,000	—
Polen	—	—	8,980,000	440,000	—
Czechen	—	—	4,270,000	144,000	—
Slowaken . . .	—	—	1,950,000	800,000	—
Wenden	—	—	10,000	140,000	—
Summa	53,900,000	2,990,000	19,000,000	1,500,000	800,000

Aus dieser Zusammenstellung ergeben sich folgende Bemerkungen: Etwa zwei Drittel aller Slawen, nämlich 54 Millionen, gehören zur griechischen Kirche. Ueber ein Viertel aller Slawen (nämlich 22 Millionen) folgt dem Papste, ein Hunderttheil verehrt Mohammed, ein Fünfzigtheil ist dem Protestantismus ergeben geblieben. In religiöser, wie überhaupt in jeder Beziehung stellt sich am wenigsten zersplittert die Masse des großrussischen Stammes dar, dessen Mitglieder sämmtlich der griechischen Kirche

angehören. Wie in jeder Beziehung, so auch in religiöser am meisten zersplittert ist der serbisch-illyrische Stamm; beinahe drei Fünftel von ihm gehören dem Griechenthum, fast zwei Fünftel dem Katholicismus, etwa ein Zehntel dem Mohammedanismus an. Von den Kleinrussen folgt ein bedeutender Theil, nämlich beinahe ein Viertel, dem Papste. Die Weißrussen sind beinahe sämmtlich nichtunirte Griechen. Groß-, Klein- und Weißrussen haben zusammen nur 350,000 wirkliche Katholiken unter sich. Ganz und gar rein katholisch sind blos die Kroaten. Fast völlig protestantisch ist der wendische Stamm, von dem nur ein Fünfzehntel den Katholicismus adoptirt hat. Die meisten Protestanten befinden sich unter den Slowaken, von denen zwei Drittel Katholiken und ein Drittel Protestanten sind. Nach ihnen haben die Polen sich verhältnißmäßig die meisten Protestanten bewahrt, ein Zwanzigstel aller Polen sind Protestanten. Bis auf diesen Bruch sind die Polen ganz katholisch. Sie haben keinen Griechen unter sich, denn was unter ihnen griechisch geworden, ist auch zur russischen Nationalität übergegangen. Mohammedaner giebt es nur unter den Bulgaren und Serben; sie zählen etwa ein Zehntel der ganzen Summe beider Stämme.

Die Mannichfaltigkeit der religiösen Culte bei den Slawen wird noch größer, wenn man bedenkt, daß außerdem viele andere Religionen, wenn auch nicht Annahme, doch Aufnahme unter den Slawen fanden. So flüchteten verfolgte Protestanten, Juden, Anhänger der armenischen Kirche wiederholt zu den Slawen. Die Juden sind nirgend häufiger als bei den westlichen Slawen, den Polen, Czechen und Slowaken; Armenier haben sich überall unter den Russen, Polen, Bulgaren, die ihnen ihren Glauben ließen, niedergelassen. Nicht nur Mohammedaner in der Krim, in Kasan, in Astrachan und anderen russischen Städten sitzen unter den Slawen, sondern auch Heiden haben die Russen bis auf den heutigen Tag unter sich gezählt. Bekanntlich leiten die Slawenbewunderer aus diesen Umständen den Beweis her, daß die Slawen große Toleranz und Universalität besäßen, daß sie demnach, wie die toleranten Römer, zur Weltherrschaft vorzugsweise befähigt wären. Man hat Petersburg, wo man in derselben Straße die Tempel aller europäischen Culte nebeneinander sieht, mit Rom verglichen, das ebenfalls die Priester und Götterstatuen der ganzen Welt in sich vereinigte und so die Völker mit seiner

Obergewalt aussöhnte. „Eine universale, rein menschliche Tendenz verlangt jetzt die Zeit und die gereifte Menschheit. Diese große Aufgabe kann aber auch nur eine große, bildungsjunge, in alten einseitigen Formen nicht erstarrte Nation lösen, wie es eben die slawische ist. Die großen Nationen, wenn sie einmal zum Leben des Geistes erwachen, schwingen sich bis zum Himmel und umfassen die ganze Menschheit, und das Alles leicht, natürlich, ohne Druck und Unbill gegen Andere. Die Slawen sollen die alte und neue Zeit versöhnen, die zertrennten Culturelemente in ihr nationales Leben aufnehmen und durch ihre Fortbildung für das Menschengeschlecht eine neue Epoche begründen." So spricht Kollár in Bezug auf die Empfänglichkeit der Slawen im Allgemeinen und fügt dann rücksichtlich des Religiösen hinzu: „In der slawischen Nation concentriren sich alle Religionsparteien, Kirchen, Sekten oder Glaubensbekenntnisse, die sich gegenseitig ergänzen, die forschende Vernunft immer neu anregen und beschäftigen und als wetteifernde Kräfte das Fortschreiten des Menschengeschlechtes fördern, während bei den anderen Nationen Europas gewöhnlich eine Kirche die ganze Nation umfaßt und ihr eine einseitige Richtung giebt." Das ist nach ihm „einer der Umstände, welche die Slawen zu ihrer großen Bestimmung, Schöpfer einer neuen Culturepoche zu sein, eignen und befähigen".

Wir sehen indessen in Hinblick auf die Geschichte und die menschliche Natur in der slawischen Toleranz gerade eine Beschränktheit. Der Bekehrungseifer und die Intoleranz der Italiener und anderer katholischen Völker ging aus der Innerlichkeit und Energie ihrer Ueberzeugung und aus der Glut ihrer Begeisterung hervor. Die Slawen hingegen nahmen diejenigen Religionen an und auf, welche ihre Fürsten oder ihre Besieger ihnen brachten und aufdrangen. Die große Willigkeit der Slawen, alle dargebotenen Culte zu vereinigen, scheint uns somit weniger Energie als innere Schwäche und Charakterlosigkeit anzuzeigen — Eigenschaften, welche gewiß eher der Entwickelung ihrer politischen Kraft und panslawistischer Einheit hinderlich sein, als sie gerade zur Weltherrschaft befähigen dürften. Außerdem aber ist auch diese gepriesene slawische Toleranz längst nicht mehr in dem Grade vorhanden, wie man vorgiebt. Vielmehr haben die griechischen Slawen in der neueren Zeit einen sehr groben Fanatismus und Bekehrungseifer entfaltet. Die griechische Kirche hat mit Rußlands

steigender Macht ihr Haupt anspruchsvoll erhoben, und zwar gerade jetzt, wo im nichtslawischen Europa die Glaubensbekenntnisse durch fortschreitende Cultur und Geistesbildung viel duldsamer gegeneinander wurden, so daß die Völker die weltumarmenden slawischen Erlöser gar nicht mehr so nöthig haben. Wie Rußland schon längst mit seinen polnischen Slawenbrüdern politische und nationale Kriege führt, so hat auch hiermit zugleich der Religionskrieg begonnen. Die griechische Kirche hat seit Katharina II. gegen den Katholicismus die Offensive ergriffen, und es scheint, daß die Slawen weniger daran sind, die Welt mit einer Versöhnungsreligion zu beglücken, als daß sie über ihren eigenen Glauben untereinander in Streit gerathen werden.

---

7. Die slawischen Sprachen und Literaturen.

Im Mittelalter gab es durch ganz Europa nur eine Menge verschiedener romanischer, germanischer, slawischer u. s. w. Dialekte, die von Allen, von Hohen und Niederen, in den Distrikten, in denen sie herrschten, gesprochen wurden. In der Kirche, in der Diplomatie, in der Gesetzgebung, in den Wissenschaften, überhaupt bei allen höheren Kundgebungen des geistigen Lebens der Völker bediente man sich einer fremden, der lateinischen Sprache. Dieses Verhältniß, das bei einigen Völkern und auf einigen Lebensgebieten, z. B. in der Kirche, in mancher wissenschaftlichen Thätigkeit, bis auf die neueste Zeit herab bestand, trug gewiß nicht wenig dazu bei, die Zersplitterung der Völkerstämme, wie sie sich im Mittelalter zeigt, aufrecht zu erhalten. Erst als die Bildung sich in weitere Kreise ausbreitete und die Wissenschaft aufhörte, das Erbtheil einer Kaste zu sein, wurden die Volkssprachen, die man auch „Bauersprachen" (linguae rusticae) nannte, der Cultivirung unterworfen. So gelangte bei vielen europäischen Völkern derjenige Dialekt, in dem die vorzüglichsten Geister, die meisten tonangebenden Dichter und Schriftsteller aufstanden, zur Herrschaft und ward über andere verwandte Dialekte, die er zurückdrängte, nicht nur zu einer literarischen, sondern auch zur Staats-, Gerichts-, Kirchen- und überhaupt zur allgemeinen

Conversations- und Denksprache aller Gebildeten derselben Nation erhoben. Dieß geschah zunächst in Italien, Spanien, Frankreich, dann in England, zuletzt in Deutschland und Skandinavien. In allen diesen Ländern dehnte sich der zum Träger der Nationalbildung erhobene Dialekt als die classische Nationalsprache in immer größere Kreise aus und umfaßte mehr und mehr die ganze Nation. Das Zusammenfallen der verschiedenen kleinen Reiche und halbsouverainen Provinzen zu großen stark centralisirten Ganzen in Spanien, Frankreich, Großbritannien, Deutschland trug gewiß zu dieser sprachlichen Einigung viel bei. Aber auch umgekehrt erleichterte die Tendenz zur Einigung der Sprache jenes politische Centralisiren und verstärkte bei den Völkern die Sehnsucht danach. Mit den sprachlichen Sonderungen fielen viele Unterschiede in Sitten, Charakter und Denkweise. Die ganze Nation verehrte nun dieselben großen Männer, Dichter und Weisen. Alle ihre Mitglieder begegneten sich überall mit denselben Lauten, Redewendungen und Schriftzügen. Sie lasen die heilige Schrift in derselben Sprache, sie beteten und dachten mit denselben Worten. Natürlich wurde der Wunsch in ihnen lebendiger, daß sie den Menschen, die in allen Beziehungen von ihrem eigenen Fleisch und Blut zu sein schienen, nicht mehr politisch getrennt und feindlich gegenüber stehen, daß sie auch in äußerer wie in innerer Brüderlichkeit mit ihnen vereint sein möchten. Namentlich waren die Bestrebungen der Deutschen nach nationaler und politischer Einigung insbesondere eine Folge der vorhergegangenen geistigen Einigung, die durch die Ausbildung einer einigen, gebildeten Nationalsprache herbeigeführt wurde.

Diejenigen verbrüderten Völker, die noch keine einige Sprache hatten, die Existenz einer solchen aber als ein mächtiges Band erkannten, strebten daher in neuerer Zeit mehr als je dahin, die sprachliche Einheit zu schaffen. So verfolgten die skandinavischen Stämme die Idee einer sprachlichen und literarischen Wechselseitigkeit, einer Verschmelzung der verschiedenen skandinavischen Literaturen und Sprachen zu einer einzigen panskandinavischen. Man trug Worte aus dem Schwedischen ins Dänische, aus dem Norwegischen ins Schwedische und suchte ihnen allgemeinen Curs zu verschaffen, man ging auch zu den Quellen der isländischen Sprache, der Mutter aller skandinavischen Dialekte, zurück und suchte aus ihr Stoff zur Legirung hervorzuschaffen. Selbst die

Orthographie suchte man zu nähern, um der Sprache für das Auge ein gleichförmiges Gewand zu geben. Wie man es in Schweden längst gethan, fing man auch in Dänemark an, statt mit den alten deutschen, nun mit lateinischen Lettern zu drucken.

Aehnliche Bestrebungen nun haben sich auch bei den slawischen Völkern kundgegeben. „Ein gemeinschaftliches Band", sagt Kollár, „das Länder und Meere nicht trennen können, und das unsichtbar durch alle Stämme und Mundarten hingreift, ein solches literarisch-geistiges Band ist jetzt für die Mehrzahl der Slawen ein dringendes Bedürfniß geworden. Jeder Slawe soll jetzt nach einer Universalität und Allgemeinheit in seiner Bildung streben, also nicht einen Stamm, einen Schriftsteller dem anderen vorziehen, nicht Bücher in dieser Mundart lieber lesen als in jener. Wie Bäche und Flüsse zu Strömen, so sollen sich alle slawischen Mundarten in einer Sprache ergießen, damit sie eine Sprache, ein Vaterland, eine Nation erhalten; denn nur ganze Nationen, nur ungetheilte, große, homogene Völkermassen können auf die Menschheit wirken." „Diese Idee und Erscheinung", setzt derselbe Kollár anderswo hinzu, „weil sie für die slawische Gesammtnation höchst wichtig und erfolgreich ist, weil sie im jetzigen Europa neu, originell, einzig ist, verdient die größte Aufmerksamkeit und eine allseitige Betrachtung und Prüfung." Die Slawen haben in neuerer Zeit Manches für die Verwirklichung dieser Idee zu thun versucht, aber die Hindernisse, welche ihnen bei dieser gewünschten literarischen Einigung im Wege stehen, die unter ihnen historisch erwachsenen und bestehenden literarischen Spaltungen, sind ebenso groß, als jene religiösen und politischen Spaltungen, welche ihre angestrebte politische und religiöse Einigung verhindern. Um dieß zu erkennen, müssen wir einen Blick auf die geschichtliche Entwickelung der slawischen Sprachen und Literaturen werfen.

Die Slawen erhielten ihre Bildung, eine Schriftsprache, ein Alphabet, wie ihren Glauben zuerst von den byzantinischen Griechen. Die beiden großen slawischen Literatur- und Glaubensapostel, welche ihnen diese Geschenke brachten, waren Methodius und Cyrill, zwei Mönche, die im 9. Jahrhundert von Thessalonich als Missionäre ins Slawenland auszogen. Von einer vor dieser Zeit bei den Slawen existirenden Literatur, Schriftsprache und einem Alphabet wissen wir mit Bestimmtheit nichts. Cyrill, so

meldet die Geschichte, componirte aus griechischen Buchstaben und einigen anderen von ihm selbst erfundenen Zeichen ein Alphabet, mit dessen Hülfe er slawisch, und zwar vermuthlich den Dialekt der den Griechen zunächst wohnenden Bulgaren, zu schreiben begann. Er übersetzte einen Theil der heiligen Schriften in diese Sprache und verfaßte vermuthlich auch andere kleine Glaubensbücher in derselben, die er auf seinen Bekehrungsreisen den Bulgaren, Serben, den pannonischen Slawen, selbst den Czechen in Mähren mittheilte, und die bald nachher mit der griechischen Religion und dem cyrillischen Alphabete über das schwarze Meer nach Rußland hinüber kamen. So erhielten alle südlichen und östlichen Slawen dasselbe Alphabet, dieselbe Literatursprache, denselben Glauben. Da Cyrill auch zu den Westslawen gekommen war und sogar seine Wirksamkeit bis über die Karpaten und Sudeten hinaus erstreckte, so hätten damals die Slawen wol zu einem Alphabete, einer Schriftsprache und einem Glauben bekehrt werden können. Doch hinderten die vom Westen her vorrückenden Deutschen und die Operationen des Papstes diese Einigung.

Diejenigen Westslawen, zu denen Cyrill noch nicht vorgedrungen, und selbst viele von denen, bei welchen er schon den orientalischen Ritus, sein Alphabet und seine heilige, altslawische, bulgarische Schriftsprache eingeführt hatte, wurden wieder für den römischen Bischof, den lateinischen Ritus, und somit auch für lateinische Schriftsprache und lateinisches Alphabet gewonnen. Auf diese Weise spaltete sich die ganze slawische Welt wie in kirchlicher so auch in literarischer Beziehung in zwei große Hälften, eine südliche und östliche, die sich cyrillischer (größtentheils griechischer) Lettern bediente, und eine westliche, welcher occidentalische (lateinische) Lettern eingeimpft wurden. Bei den Westslawen hinderte das mit den Eroberern und der römischen Kirche eingedrungene Deutsch lange ein Emporblühen der einheimischen Literatur. Die Ost- und Südslawen dagegen, welche mit einem eigenthümlichen für sie zubereiteten Alphabete auch einen slawischen Dialekt als Schriftsprache erhalten hatten, erhoben sich frühzeitig zu einer gewissen Blüte der Literatur. Sie fingen bald an, mit den Schriftzügen und der Sprache, in denen ihnen die heilige Schrift überliefert war, andere Werke zu schreiben. Die Bulgaren besaßen nach Schafarik schon im 10. und 11. Jahrhundert viele Bücher in ihrer eigenen Sprache und Fürsten, welche die Literatur beför-

derten. Die Russen hatten schon im 11. Jahrhundert ihren trefflichen Chronisten Nestor, der in altslawonischer Sprache das berühmte Buch verfaßte, welches die Hauptquelle für die alte Geschichte des europäischen Nordens geworden ist; er schrieb zu einer Zeit, in der man bei allen anderen Slawen noch nichts Aehnliches findet. Von Nestor an wurden die Annalen der russischen Geschichte fast ohne Unterbrechung fortgesetzt.

Dieser literarischen Thätigkeit bei den Ostslawen machten die asiatischen Einbrüche und Eroberungen ein Ende: bei den Russen die Mongolen und ihre Vorgänger; bei den Bulgaren und Serbiern die Türken. Die Russen nahmen ihre literarische Thätigkeit nach ihrer Befreiung vom Mongolenjoche bald wieder auf; doch fingen sie zugleich an, in weltlichen Angelegenheiten sich nicht mehr des Altslawischen, sondern ihrer Volkssprache zu bedienen, auf welche sie, da sie von jenem wenig geschieden war, das cyrillische Alphabet anwandten. Letzteres ward indessen zum bequemeren Gebrauch im Leben etwas abgeändert, während man die alten Schriftzüge in den heiligen Büchern unangetastet ließ. Bis auf die neueste Zeit wurde, selbst durch kaiserliche Verfügungen, Manches an dem weltlichen Alphabete geändert, bis es sich so feststellte, wie es jetzt in Gebrauch ist. Wie die Großrussen der Hauptstamm waren, von dem die Bildung des neuen Rußlands ausging, so wurde auch ihr Dialekt die in der Literatur, im ganzen geselligen Verkehr herrschende Sprache. Der kleinrussische und der weißrussische Dialekt, welcher letztere nur zur Zeit der Polenherrschaft besonders blühend und begünstigt erscheint, geriethen in Verfall, und jetzt wird nur dann und wann noch ein Buch in ihnen gedruckt, etwa wie man in Deutschland wol im Alemannischen oder Plattdeutschen ein Curiosum publicirt. Demnach herrschen jetzt in Rußland zwei Literatur- und Schriftsprachen: die altslawische in allen Kirchenschriften, im Gottesdienste, und die besonders aus dem großrussischen Dialekt hervorgegangene neurussische, in der weltlichen Literatur und dem außerkirchlichen Verkehre; desgleichen zwei Alphabete: das uralte cyrillische, in seiner ursprünglichen Form „Kirchenschrift" genannt, und das umgemodelte, der lateinischen Currentschrift näher gebrachte cyrillische, die sogenannte neurussische oder „Civilschrift".

Ganz ähnlich war der Entwickelungsgang der neuen russischen Literatur und Schrift, die mit der Befreiung vom Türkenjoche ins Leben trat. Die Serben behielten das Altslawonische unver-

ändert in der Kirche bei, bildeten sich aber aus ihrem Volksdialekte, indem sie dabei zugleich aus dem Schatze des Altslawonischen schöpften, eine eigene weltliche Literatursprache, für die sie die neurussische Civilschrift adoptirt haben. Die Bulgaren, die noch unter dem Türkenjoche seufzen, sind bis jetzt zu keiner eigenen neuen Literatur wieder gelangt; sie werden von Serbien oder Rußland aus mit Büchern versehen.

Unter den westlichen Slawen entstand zuerst bei den Böhmen und Polen etwas einer Literatur Aehnliches. Die ersten böhmischen Sprachmonumente, die wir kennen, sind aus dem 13., die ersten polnischen aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Doch mochten schon früher beide Dialekte geschrieben worden sein. Mit dem Christenthume bekamen Böhmen und Polen die Schriftzeichen aus dem Westen, also lateinische, die sie mit einiger Modification auf ihre Sprache anwandten. Da beide Völker politisch und geographisch weit von einander getrennt waren, so beobachteten sie dabei verschiedene Principien. Jedes modificirte das lateinische Alphabet, erfand seine besondere Orthographie und stempelte die Eigenthümlichkeiten seines Dialektes zu literarisch-classischem Ausdrucke. Nach der Einführung der Druckerpressen bedienten sich die Polen der lateinischen Lettern, die Böhmen dagegen adoptirten die deutsche oder sogenannte schwabacher Schrift, die sie indessen in neuerer Zeit, um sich den Polen und übrigen Slawen zu nähern, mit der lateinischen zu vertauschen angefangen.

Bei den dalmatinischen Slawen breitete sich wie in Böhmen und Mähren anfangs (im 9. und 10. Jahrhundert) ebenfalls die cyrillische Schriftsprache aus, welche die slawischen Schriftsteller vorzugsweise „die Literalsprache der Slawen" zu nennen lieben. Doch erfuhr sie hier vom nahen Rom aus heftigen Widerspruch und Gegenwirkung. Sie wurde mehrmals durch die Synoden verboten. Aber die slawischen Dalmatiner hatten entschiedene Abneigung gegen die lateinische Messe, Sprache und Schrift, sodaß darüber Streitigkeiten entstanden. Endlich fiel man auf den Ausweg, für die dalmatinischen Slawen ein neues Alphabet zu erfinden, das weder mit dem lateinischen noch mit dem cyrillischen Aehnlichkeit hat. Man schrieb dieses Alphabet, um ihm Ansehen zu verschaffen, dem heiligen Hieronymus zu, nannte es zum Unterschiede von den übrigen das „glagolitische Alphabet" und schrieb dann allmälig alle heiligen Bücher der dalmatinischen Slawen um. Das älteste Monument, das wir in dieser Schrift

haben, ist aus dem 13. Jahrhundert. Man hoffte dadurch die dem griechischen Ritus anhängenden Slawen zu gewinnen, indem man ihnen die altslawische Sprache ließ und derselben nur ein neues Gewand anzog, damit sie sich von den orientalischen Slawensprachen unterscheide. Dagegen verlangte man aber von ihnen, daß sie dafür den römisch-katholischen Ritus bei der Messe annähmen. Da mit der Veränderung des Alphabetes und der Orthographie auch in der Sprache selbst einige Aenderungen vorgenommen wurden, so entstand eine eigene Literatur, die sogenannte glagolitische. Die unbequeme glagolitische Schriftsprache trat aber nie aus der Kirche ins Leben hinaus. Es wurden darin nur in Venedig, Rom, Fiume, Ragusa und an einigen anderen Orten Missales und andere Kirchenbücher für die slawische Kirche in Dalmatien und Istrien gedruckt. Jetzt soll es nur noch eine glagolitische Druckerei bei der Propaganda in Rom geben.

Bei der großen politischen Zersplitterung der am meisten nach Westen vorgeschobenen Südslawen, die Ragusa oder Venedig, oder Agram, oder Grätz und andere verschiedene deutsche, ungarische, türkische Städte als ihre Culturcentra verehrten, kam kein Dialekt zu einer classischen Ausbildung und zu literarischer Herrschaft. Obwol sie alle von Haus aus sehr nahe verwandt waren, so zogen sie doch, da sie zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenem Einflusse literarisch begründet wurden, ein sehr verschiedenes orthographisches und alphabetisches Gewand an. Die kroatischen, windischen, slawonischen, bosnischen, dalmatinischen Dialekte nahmen zwar mit der Zeit das lateinische Alphabet für ihre Schriftsprache an, jedoch jeder mit so großen Abweichungen und Besonderheiten, „daß sie sich", wie Schafarik sagt, „ganz unnöthigerweise gegenseitig das Lesen ihrer Bücher, wo nicht unmöglich gemacht, doch sehr erschwert haben." Die Winden in Kärnten und Krain und die Wenden in der Lausitz fingen ihre Sprache erst zur Zeit der Lutherischen Reformation, welche ihnen eine Bibelübersetzung brachte, zu schreiben und zu drucken an, und ordneten auch da erst (ebenfalls wieder auf ihre besondere Art) ihr Alphabet und ihre Orthographie. Die lausitzer Wenden adoptirten dabei die deutschen oder schwabacher Lettern. Um einen Begriff zu geben, wie verschieden die slawischen Schriftsprachen zuweilen die Laute darstellten, wollen wir nur beispielsweise die slawischen Zeichen für „j" (wie es im französischen „je" lautet) aufweisen. Die Dalmatiner haben dafür

das lateinische „x" angenommen; die Kroaten „s"; die Winden „sh"; die Böhmen das deutsche z mit einem Strichelchen oben: „ž"; die Wenden das lateinische z mit einem Strichelchen: „ź"; die Polen z mit einem Circumflex: „ẑ"; die Russen ein Zeichen, welches sonst in keinem europäischen Alphabete vorkommt: ж die Glagoliten ebenfalls ein selbsterfundenes (oder koptisches?) Zeichen Ⰶ.

Dem Allen nach gibt es also eine Menge verschiedener slawischen Alphabete, Schriftsprachen und Literaturen, und zwar übersichtlich folgende: Die alte cyrillische Schrift und die altslawonische Sprache, welche in den Kirchenbüchern der Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, Bulgaren und eines Theiles der Serbo-Illyrier herrscht. Bei allen diesen verschiedenen Stämmen hat indessen das Altslawische einige Nuancirungen erlitten, dasselbe ist bei den Russen verschieden von dem Altslawischen der Serben u. s. w. Das Neurussische, das für das tägliche Leben umgewandelte cyrillische Alphabet, herrscht ebenfalls bei allen diesen Slawen, also zusammen bei 57 Millionen. Die großrussische Literatur und Umgangssprache ist jedoch nur bei den Groß-, Klein- und Weißrussen vorhanden; die Serben und Bulgaren haben neben denselben Schriftzügen ihre eigene Schriftsprache. Das lateinische Alphabet adoptirten unter verschiedenen Modificationen im Ganzen 21 Millionen Slawen. Die Hauptmodificationen, sowie auch die vorzüglichsten unter den westslawischen Dialekten hervorgebildeten Literatursprachen sind: 1) die polnische, 2) die czechische bei den Böhmen, Mähren und den protestantischen Slowaken, die sich 3) eine eigene slowakische Literatur und Orthographie ausbildeten, 4) die dalmatinische, 5) die kroatische, 6) die slawonische, 7) die windische. Die glogolitische Literatur umfaßt nur die heiligen Bücher einiger katholischen dalmatinischen und illyrischen Slawen.

Alle diese verschiedenen Alphabete und Orthographieen, sowie auch alle diese verschiedenen Literatursprachen, obwol letztere im Wesen wenig von einander abweichen, sind doch in der Eigenthümlichkeit, in der sie einmal ausgebildet wurden, bei den verschiedenen Stämmen sehr fest gewurzelt. In jeder von ihnen ist ein mehr oder weniger bedeutender Schatz von Büchern niedergelegt. Für jede sind einige Millionen Menschen auf das Lesen und Schreiben eingeübt und eingewöhnt. Einige jener Alphabete und Sprachen haben sogar eine heilige Autorität, und das

Volk wird sich nicht so leicht etwas davon rauben lassen. Es ist bekannt, daß in Rußland eine eigene kirchliche Secte dadurch entstand, daß in Folge der Verordnung eines Kirchenoberhauptes das Wort Jesus nicht mehr auf die althergebrachte Art geschrieben werden sollte. Hier eine panslawistische Einheit herzustellen, eine literarische Uniformirung durchzuführen, wird also außerordentlich schwierig sein. Indessen haben sich, wie bemerkt, Slawen dennoch an diese Arbeit gewagt. Sie haben zuerst an dem literarischen Gewande, an dem Alphabete und der Orthographie gearbeitet. Zunächst entfernten sie die deutschen Lettern aus ihren Druckerkasten. Alle neueren czechischen und wendischen Werke werden mit lateinischen Buchstaben gedruckt, damit wenigstens die westslawischen Literaturen für das Auge einigermaßen einander näher gerückt würden *). Es gibt sogar schon manche russische Bücher, die statt mit cyrillischen, mit lateinischen Lettern gedruckt sind. So ließ z. B. Schlözer schon im vorigen Jahrhunderte seinen Nestor, „um ihn", wie er ausdrücklich hinzusetzt, „den nichtrussischen Slawen zugänglicher zu machen", mit lateinischen Buchstaben meist nach den Regeln der polnischen Orthographie drucken, und schrieb eine Abhandlung über die beste Art, das Russische mit lateinischer Schrift auszudrücken. Wie das äußere Gewand, so sucht man auch den Kern der verschiedenen slawischen Literatursprachen so viel als möglich auszugleichen. Man hat allseitig angefangen, von den Schätzen der altslawischen Muttersprache Notiz zu nehmen und aus ihr die neueren Sprachen gleichförmig zu bereichern. Auch zeigt man sich sehr geneigt, passende Ausdrücke aus anderen slawischen Dialekten aufzunehmen. Vorläufig hat man freilich dadurch nur bewirkt, dem großen ungelehrten Haufen die neueren slawischen Literatursprachen unverständlicher zu machen, als sie es bisher waren. Doch hofft man, die Masse allmälig daran zu gewöhnen und zur Aufnahme einer allgemeinen slawischen Schriftsprache immer mehr vorzubereiten. Ferner haben die Panslawisten mit Eifer begonnen, nicht nur die Literaturproducte ihres eigenen Stammes, sondern überhaupt die aller slawischen Stämme zu kaufen, zu studiren, zu lesen

*) Diese Latinisirung der Schrift ist neuerdings sogar bei den Walachen Mode geworden. Man hat dort angefangen, die altslawisch-cyrillische Schrift in den Journalen, Büchern und im gewöhnlichen Leben zu verlassen und mit lateinischen Lettern zu schreiben und zu drucken, jedoch freilich nicht aus panslawistischem, sondern aus antislawischem Streben.

und anzupreisen, sowie die verschiedenen slawischen Dichter und Schriftsteller als ein Gemeingut Aller darzustellen. Sie wollen auch, wie die Deutschen, ihre allgemein verehrten Göthe und Schiller haben, und lassen ihre Derzawin, Puschkin, Mickiewicz u. s. w. nicht mehr als polnische oder russische, sondern als slawische Dichterheroen erscheinen. Sie wollen einen panslawischen Parnaß bilden und zu dem Ende auch einen „Plutarch" schreiben, der die Biographieen sämmtlicher ruhmwürdigen Slawen enthalten soll.

Bei Privatpersonen und in öffentlichen Anstalten sind panslawistische Bibliotheken entstanden, welche die Producte sämmtlicher slawischen Literaturen aufnehmen; desgleichen sind panslawistische Buchhandlungen errichtet worden. Zugleich empfehlen die Panslawisten als Hülfsmittel zur Beförderung slawischer Literatureinigung die Gründung allmundartlicher Literaturzeitungen, die Abfassung vergleichender Wörterbücher und Sprachlehren, die Sammlung der Sprüchwörter und Volkslieder, die Vermeidung von fremden Wörtern und Formen beim Schreiben, endlich die Stiftung von Lehrstühlen aller slawischen Mundarten. Auf dem Prager Slawencongreß wurde auch der Vorschlag gemacht zur Errichtung einer slawischen Akademie der Wissenschaften, einer großen panslawischen Bibliothek und eines slawischen Centralorganes als Zeitung, damit eine fortlaufende innige Verbindung unter allen Slawenstämmen statthabe. Dieses Centralorgan ist denn auch wirklich, aber noch nicht in der einigen großen panslawischen Sprache, sondern — in deutscher Sprache erschienen.

Dieß sind etwa die Mittel, welche die Slawen ins Werk setzen wollen und schon zum Theil ins Werk gesetzt haben, um unter sich allmälig eine allgemeine sprachliche und literarische Einigung herbeizuführen. Die Sache wird ihnen um so schwerer fallen, weil sie dabei nicht nur ein Dutzend widerspänstiger einheimischen Literaturen umzuschmelzen, sondern auch noch einige fremde sehr tief bei ihnen eingewurzelte Sprachen und Literaturen zu bekämpfen haben. Die Slawen haben nämlich ein ausgezeichnetes Talent für Annahme fremder Idiome, das ihrer literarischen Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, der Vertiefung in ihr eigenes Innere, dem Aufschwunge ihres Nationalgenius eben so verderblich geworden ist, wie ihre allgemeine Fähigkeit, sich Fremdes anzueignen und äußeren Impulsen und Eindrücken nachzugeben, ihrer religiösen und politischen Selbstständigkeit und Einigkeit

hinderlich war. Sämmtliche nichtslawische Sprachen und Literaturen Europas haben aus diesem Grunde, und auch deshalb, weil sie ihnen immer viel werthere Schätze boten als die einheimischen, eine größere Ausdehnung bei den Slawen gefunden als bei irgend einem anderen europäischen Volke. Die Hälfte der gebildeten Welt Rußlands und Polens ist in französischer, englischer, deutscher, italienischer Literatur vertieft. Das Französische ist die gewöhnliche Conversations- und Correspondenzsprache dieser östlichen Slawen, bei denen auch viele Literatoren bis auf die neueste Zeit ihre Geisteswerke in französischer Sprache publicirten. Bei den dalmatinischen Slawen hat die italienische Sprache und Literatur den Vorrang vor der einheimischen. Die Gebildeten unter den 17 Millionen Slawen Oestreichs schreiben, lesen, denken in der Regel viel besser in der deutschen Sprache als in den verschiedenen bei ihnen einheimischen Dialekten. Ja die deutsche Sprache ist ihnen einstweilen, schon um sich gegenseitig zu verständigen, noch durchaus von Nöthen. Die slawischen Centralblätter werden in deutscher Sprache publicirt, und überhaupt alle panslawistischen Werke, d. h. solche, welche für alle Slawen berechnet sind, und welche irgend ein Lebensgebiet sämmtlicher Slawen umfassen, müssen noch jetzt zu ihrer allgemeinen Verbreitung in deutscher Sprache zu Tage treten. Man kann sagen, daß die deutsche und neben ihr die französische Sprache die Hauptträger des Panslawismus sind und bis zur Durchbildung jener noch unerfundenen allslawischen Sprache auch nothwendig bleiben werden.

---

8. Die Resultate in Bezug auf den Panslawismus.

Versuchen wir nun schließlich die Hauptgesichtspunkte unserer Betrachtung zusammenzufassen, um daraus das Resultat rücksichtlich der Aussichten für die panslawistischen Tendenzen zu ziehen. 1) Obwohl sich nicht läugnen läßt, daß die Slawen in ethnologischer Hinsicht, in Bezug auf ihren physischen und geistigen Nationaltypus, eine große Gleichförmigkeit aufweisen, so tritt doch bei ihnen seit den frühesten Zeiten das Streben hervor, sich in eine Menge kleiner Stämme zu zersplittern, die ihre eingewurzelten Besonderheiten haben und erhalten wollen. Neben dieser Stammgeschiedenheit sind die Slawen außerdem mit den

verschiedenartigsten Völkern Europas und Asiens in hohem Grade vermischt und dadurch untereinander so wesentlich modificirt worden, daß diese Verschiedenheit, die Jahrhunderte geschaffen, nur durch ein langsames Wirken von Jahrhunderten ausgeglichen werden könnte. 2) In geographischer Beziehung weisen die Slawen eine Zersplitterung auf, wie sie bei keinem anderen europäischen Volke stattfindet. Sie breiten sich, meist in dünnen Bevölkerungsmassen, über ein ungeheueres Flächenstück unseres Erdtheiles aus, das die größten klimatischen und geognostischen Verschiedenheiten und die entgegengesetztesten nationalökonomischen Interessen umfaßt. Ja die zerrissene Figur ihres Ländergebietes bewirkt sogar, daß die slawische Hauptmasse im Osten des Continents nicht einmal mit den übrigen zerstreuten Stammgliedern in geographischer Verbindung steht. Nur durch die Eroberung des ganzen Continents würden sich diese getrennten Fragmente zu einem großen Volksorganismus vereinigen lassen. 3) Was das politische Leben der Slawen betrifft, den Punkt, in welchem sich die ganze Kraft, das ganze Genie und die welthistorische Arbeit eines Volkes zusammendrängt, so legen ihre Geschichte und ihre Zustände dar, daß sie im Vergleich zu den romanisch-germanischen Nationen wenig politische Schöpferkraft und Entwickelungsfähigkeit besitzen. Demokratische Verfassungslosigkeit, ein kindlicher Urzustand ist der Typus ihres national-politischen Lebens; wo dieser Zustand aufhört, da beginnt in der Geschichte ihrer Staaten die härteste Unterdrückung der Massen durch einheimische Despoten, oder die nicht minder drückende Herrschaft der Fremden. Die Slawen sind zufolge dieser Eigenthümlichkeit ihrer politischen Geschichte noch jetzt unter fünf äußerst verschiedenartige Reiche vertheilt, von denen ursprünglich keines durch sie gegründet wurde, und von denen nur das eine, Rußland, seinem Hauptcharakter nach ein slawisches Reich zu nennen ist. Sollten die Slawen dieser verschiedenen Reiche zu einem großen Nationalstaate vereinigt werden, so würde dieß nur durch eine gänzliche Zertrümmerung der mittel- und südeuropäischen Staatensysteme möglich sein. 4) Eben so wenig ist bei den Slawen die Anlage zu einem religiösen und kirchlichen Ganzen vorhanden; sie weisen in diesem Punkte beispiellose Gegensätze auf. Die größere Masse gehört der griechischen Kirche mit ihren zahllosen Secten an, ein anderer Theil verehrt den Papst, ein dritter Mohammed, eine geringere Anzahl bekennt sich zum Protestantismus. Welche Geistesrevolutionen müßten

vor sich gehen, um diese Gegensätze nur einigermaßen auszugleichen. 5) In einem nicht geringeren Grade erscheint endlich die slawische Welt in sprachlicher und literarischer Hinsicht zersplittert. Mehr als zehn slawische Dialekte sind zu dem Range unabhängiger Literatursprachen gelangt, von denen fast jede nur in ihrem Kreise wirksam und verständlich ist. Wie aber in der Literatur, so auch im Verkehr durch das lebendige Wort. Die einander entfernter stehenden Slawenstämme sind kaum im Stande, sich einer dem anderen durch den Stammdialekt verständlich zu machen. Ja die panslawistische Propaganda mußte sogar zu fremden Sprachen ihre Zuflucht nehmen, wenn sie ihre Ideen allen Gliedern der Slawenfamilie mittheilen wollte. Diese seltsame Zersplitterung in Sprache und Literatur scheint aber unheilbar, denn sie beruht nicht blos auf äußerlichem, sondern auch auf dem tieferen Grunde, daß es der slawischen Welt an jenen schöpferischen Genien mangelt, die durch die großen Werke des Geistes die eigene Nationalität von den fremden Bildungselementen emancipiren und um das ganze Volk ein innerlich zwingendes Band des gemeinsamen Denkens wie des Ausdrucks legen.

Dem Allen nach dürfte man wohl behaupten, daß der Panslawismus in der Gestalt und Richtung, wie er sich zeigt, kaum mehr als eine wüste Träumerei, eine krankhafte Ausgeburt unserer Zeit sei, die für die europäischen Culturvölker wenig Bedrohliches haben würde, wenn sich inmitten des Slawenthums nicht eine gefährliche und gewaltige Macht consolidirt hätte, wenn es mit einem Worte kein Rußland gäbe. Das russische Volk, obwohl der einzige compacte Slawenkörper von 50 Millionen Menschen unter ziemlich gleichen Naturbedingungen, mit gleichen Interessen, unter gleichen Lebensanschauungen und Verhältnissen, erscheint an sich nicht bedrohlich, denn es selbst ist unter allen Slawenstämmen wohl am wenigsten geneigt, befähigt und darauf angewiesen, auf welterschütternde Plane zu sinnen. Allein dieser durch sein materielles Gewicht starke und zugleich außerordentlich disciplinirbare Volkskörper liegt in der Hand eines Despotismus, dem er Gehorsam und fast religiöse Anbetung zollt, und dessen politische Tendenzen dem Entwickelungsgange der romanisch-germanischen Welt feindlich gegenüber stehen. In dieser russischen Macht nun sehen die Panslawisten den Schwerpunkt ihrer Nationalität, auf sie richten sie das Auge der slawischen Stämme, von ihr hoffen sie die Eroberung und Herstellung eines slawischen

Gesammtreichs. Wohl hat die russische Politik bisher wenig allslawische Liebe offenbart; sie hat freie slawische Stämme, die Nowgoroder, die Kosaken, die Kleinrussen, die Polen und andere, von jeher ebenso unterjocht, wie nichtslawische, tatarische und finnische Nationen; sie droht allen denen, die sich ihr ergeben, mit der ärgsten Zwingherrschaft, welche die Welt je erlebt hat; sie vernichtet im Namen und zum Vortheile ihres particularen Russicismus die Sprache und die Eigenthümlichkeiten der ihr unterworfenen Slawen ebenso wie die der Nichtslawen. Außerdem sind die nichtrussischen Slawen unter ihrer Fremdherrschaft an einen weit höheren Grad von Freiheit gewöhnt und haben hier weit mehr Aussicht auf Gleichberechtigung ihrer Nationalitäten als im Verbande mit Rußland. Dessenungeachtet wenden sich ihm die für Panslawismus Schwärmenden zu, indem sie sich der Hoffnung überlassen, daß sie später auch das System Rußlands ändern und dieses Volk für freiere Entwickelung erwärmen werden, oder indem sie sich, wenn jenes nicht möglich wäre, entschlossen zeigen, die Freiheit und allen Particularismus dem Slawenthum zu opfern und lieber in einem slawischen Staate, sollte dieser auch das despotische Rußland sein, unterzugehen, als noch ferner mit den Erbfeinden der Slawen, und sollten diese auch manches Wohlthätige bringen, verbunden zu bleiben.

Rußland hat freilich noch keine officiellen Schritte gethan, die als eine Beförderung des Panslawismus betrachtet werden könnten. Der Kaiser hat sich noch durch keine öffentliche Kundgebung geneigt erklärt, das allslawische Protectorat, das die Panslawisten ihm übertragen möchten, zu übernehmen. Vielmehr sind fortwährend bis auf die neueste Zeit Schritte in Rußland gethan und Maßregeln durchgeführt worden, welche den Panslawisten wehe thun mußten, und welche als dem Panslawismus feindliche erscheinen. Große Massen von Slawen wurden mit Gewalt vom Papste zur Autorität der griechischen Kirche übergeführt. Polen verlor den Schatten von Freiheit, der ihm durch den Wiener Congreß garantirt war, die Kosaken den Rest ihrer Privilegien, Kleinrußland vor zwölf Jahren sogar seinen Namen. Und während bei den westlichen Slawen unter der Einwirkung der allgemeinen europäischen Entwickelung die Liebe zu freien Institutionen wuchs, während sogar der Sultan in seinem Hattischerif von Gülhane seinen slawischen Unterthanen Concessionen machte, geschah dagegen von Rußland gar nichts, was

auf ein Entgegenkommen hätte gedeutet werden können, vielmehr schien sich dort Absolutismus und Despotismus im Gegensatz zum Westen immer reiner hervorzuarbeiten.

Wie demnach der Zar den übrigen Slawen als der gefährlichste Feind ihrer Freiheit erscheinen könnte, der sie mit dem Lockmittel der Nationalität nur anzieht, um sie dem Despotismus zu überliefern, so mußten auch dem Zaren die Panslawisten als feindlich und gefährlich erscheinen, da sie es nicht selten offen aussprachen, daß auch das russische Volk allmälig den Despotismus abwerfen würde, und daß sie als die Förderer allslawischer Freiheit und Selbstständigkeit ihm dazu beistehen würden. Trotzdem giebt es aber in Rußland selbst, namentlich in Moskau, eine nicht unbedeutende panslawistische Partei, deren Ideen und Plane bei dem Anfange der Völkerwirren des Jahres 1848 schon so lebendig und ausgebreitet waren, daß nach ziemlich zuverlässigen Nachrichten der Zar von seinen Räthen geradezu gebeten wurde, das panslawistische Banner zu erheben. Trotzdem fördert auch die Politik des Zaren, wenn schon vorsichtig, temporisirend, abwartend und insgeheim, die panslawistischen Ideen, deren Erstarkung wenigstens zunächst den der russischen Politik erwünschten Erfolg gehabt hat, ihre Nachbarn unter sich zu entzweien und die politische Macht Preußens, Oestreichs und der Türkei zu schwächen. Mit ruhiger Erwartung sieht der russische Zar das phantastische Gewölk des Panslawismus um sein Nest herum aufsteigen, das den Horizont seiner fremden Nachbarn verfinstert, den Geist der slawischen Völker umnebelt und ihm selbst wenigstens den freiesten Spielraum für seine gegenwärtigen und zukünftigen Absichten und Anschläge gestattet.

Dieses Verhältniß der heutigen panslawistischen Bewegung zum Russicismus nun, diese mögliche und wahrscheinliche Ausbeutung der panslawistischen Schwärmereien durch die russische Politik, das ist der Punkt, der jene Träume für die gesammte romanisch-germanische Welt gefährlich und drohend macht, und der ihnen eine verhängnißvolle Bedeutung verleiht. Mögen die europäischen Völker und Staaten, möge zumal das vom Slawismus so vielfach berührte Deutschland, mögen selbst die aufgeklärten Vertreter der slawischen Erhebung die Bedeutung eines solchen Verhältnisses nicht verkennen.

IV.

Die deutsche Kriegsflotte.

Geschrieben zu Dresden im Winter 1849.

auf ein Entgegenkommen hätte gedeutet werden können, vielmehr schien sich dort Absolutismus und Despotismus im Gegensatz zum Westen immer reiner hervorzuarbeiten.

Wie demnach der Zar den übrigen Slawen als der gefährlichste Feind ihrer Freiheit erscheinen konnte, der sie mit dem Lockmittel der Nationalität nur anzieht, um sie dem Despotismus zu überliefern, so mußten auch dem Zaren die Panslawisten als feindlich und gefährlich erscheinen, da sie es nicht selten offen aussprachen, daß auch das russische Volk allmälig den Despotismus abwerfen würde, und daß sie als die Förderer allslawischer Freiheit und Selbstständigkeit ihm dazu beistehen würden. Trotzdem giebt es aber in Rußland selbst, namentlich in Moskau, eine nicht unbedeutende panslawistische Partei, deren Ideen und Plane bei dem Anfange der Völkerwirren des Jahres 1848 schon so lebendig und ausgebreitet waren, daß nach ziemlich zuverlässigen Nachrichten der Zar von seinen Räthen geradezu gebeten wurde, das panslawistische Banner zu erheben. Trotzdem fördert auch die Politik des Zaren, wenn schon vorsichtig, temporisirend, abwartend und insgeheim, die panslawistischen Ideen, deren Erstarkung wenigstens zunächst den der russischen Politik erwünschten Erfolg gehabt hat, ihre Nachbarn unter sich zu entzweien und die politische Macht Preußens, Oestreichs und der Türkei zu schwächen. Mit ruhiger Erwartung sieht der russische Zar das phantastische Gewölk des Panslawismus um sein Nest herum aufsteigen, das den Horizont seiner fremden Nachbarn verfinstert, den Geist der slawischen Völker umnebelt und ihm selbst wenigstens den freiesten Spielraum für seine gegenwärtigen und zukünftigen Absichten und Anschläge gestattet.

Dieses Verhältniß der heutigen panslawistischen Bewegung zum Russicismus nun, diese mögliche und wahrscheinliche Ausbeutung der panslawistischen Schwärmereien durch die russische Politik, das ist der Punkt, der jene Träume für die gesammte romanisch-germanische Welt gefährlich und drohend macht, und der ihnen eine verhängnißvolle Bedeutung verleiht. Mögen die europäischen Völker und Staaten, möge zumal das vom Slawismus so vielfach berührte Deutschland, mögen selbst die aufgeklärten Vertreter der slawischen Erhebung die Bedeutung eines solchen Verhältnisses nicht verkennen.

IV.

Die deutsche Kriegsflotte.

Geschrieben zu Dresden im Winter 1849.

Die deutsche Kriegsflotte.

Die Interessen Deutschlands, als des Centrallandes Europas, sind mit denen fast aller anderen Länder unseres Welttheiles verflochten. Skandinavien, Großbritannien, Frankreich, Italien, die Türkei, Rußland, gruppiren sich in einem Zirkel rund um Deutchland, wie um ihren Mittelpunct herum. Ebenso central aber ist auch unsere Stellung in Bezug auf die europäischen Meere. Von Nordwesten her begrenzt unsere Küsten die Nordsee, zu der uns unsere Ströme, Rhein und Elbe, hinabführen. Nach Nordosten hin breitet sich als eine thalassische Fortsetzung unserer Oder- und Weichselmündungen, der vielverzweigte Weg des baltischen Meeres aus. Aus Süden kommen die mediterranischen Gewässer mit dem adriatischen Meeresarm zu uns heran, als lüden sie uns ein, auch an den Marineangelegenheiten dieser Striche theilzunehmen. Und endlich nach Südosten zum schwarzen Meere hin weist unsere Donau, die eine Menge deutsche Verkehrsinteressen in diese Richtung wirft und uns mahnt, um unseres Handels willen auch auf dem Pontus an Kraft zu gewinnen. Fast ist kein Land in Europa, dessen nächste Interessen auf so bedeutsame und mannichfaltige Weise mit allen unseren Continent umspülenden Gewässern verknüpft wären. Und ein solches Land, das auf seinen Strömen seine Waaren direct in jedes der nördlichen und südlichen europäischen Meere schüttet, sollte ohne Flotte sein? Ein solches Land, das jedes der vier großen Wasserbecken so zu sagen beim Zipfel hat, sollte nicht vorzugsweise zu einer Seemacht bestimmt sein? Korinth, weil sein Gebiet nach Westen wie nach Osten das Meer berührte, glaubte sich vorzugsweise unter den griechischen Staaten zur Meeresbeherrscherin berufen. Man könnte Deutschlands Lage auf einem Isthmus, in der Mitte der europäischen Halbinsel, mit der Lage

von Korinth auf dem Isthmus des Peloponnes vergleichen. Vielleicht erkennt es Deutschland noch einmal, daß es mit seinen zwei- oder vierfachen Mündungshäfen befähigt erscheint, in Europa Korinths Rolle zu spielen. Die Meere, ihr Handel und ihre Herrschaft sind nur eine Fortsetzung der Flüsse und ihres Handels. Wer die Flüsse hat und nicht die Meeresbecken will, der hat den Stamm des Baumes und verachtet dessen Krone, in der die schönsten Früchte hängen. Alle Völker Europas haben dieß auch wol begriffen, und es ist fast keines, das nicht auch so lange längs seinen Strömen hinabgedrungen wäre, bis es auch die Mündungsgebiete derselben, sowol auf der Land- als auf der Wasserseite, in die Hand bekommen hätte. Nur Deutschland, in der Mitte Europas wohl verpuppt daliegend, ließ sich seine vornehmsten Lebensadern, den Rhein und die Donau, die Elbe und die Oder, unterbinden. Bei den beiden ersten hat es sogar nicht einmal den Festlandtheil des Mündungsgebietes in Besitz, bei den letzteren zwar diesen, aber nicht das dazu gehörige und diesen umschließende Wassergebiet.

In der That giebt es Völker, die unvergleichlich viel weniger Antheil an der See hatten, weit weniger Vortheil von ihr zogen als wir und dennoch darauf bedacht waren, sich für das Meer und ihre Küstenwohnsitze ebenso feste „hölzerne Wälle“ zu schaffen, wie steinerne Burgen und Mauern für ihr Festland und für ihre Wohnsitze im Inneren. Die Russen z. B. hatten noch nicht einmal Seeluft gerochen, als sie schon daran dachten, sich, im Falle sie etwa ans Meer kommen sollten, eine Kriegsflotte zu schaffen. Mit diesem Gedanken im Kopfe schlugen sie sich erobernd bis zum Meere durch, und kaum hatten sie es bei einem Zipfel am äußersten Ende des finnischen Meerbusens gefaßt, so ließen sie auch Schiffe vom Stapel laufen und armirten sie, um ihre neuen Errungenschaften von dieser Seite zu schützen. Peter der Große übte schon auf einem kleinen Binnensee bei Moskau ein kleines Häuflein Matrosen ein. Als er zu dem großen Peipussee gelangte, war er froh, dieses Häuflein vergrößern zu können. Er baute eine kleine Binnenseekriegsflotte, und als er endlich die Küsten von Ingermanland sein nannte, ließ er mit Hülfe der Holländer sofort Fregatten und Linienschiffe vom Stapel, weil dieser große Geist sehr wohl begriff, was übrigens auch jedes Kind sehr wohl begreift, daß man mit

Ruderstangen, Fischerhaken und Tauenden sich zur See gegen den Feind nicht hinreichend wirksam vertheidigen kann, sondern dazu schwimmender Kanonen und anderer Seekriegswerkzeuge bedarf, so lange auch die Feinde sich noch solcher Dinge bedienen. Die Kosaken sogar, ein nomadisches Reitervolk am schwarzen Meere, versäumten ihre Meeresbewaffnung nicht gänzlich. Sie bequemten sich, wenn es nöthig war, von ihren Pferden zu steigen und sich bewaffnet an Bord ihrer zahlreichen Schiffe zu begeben, mit denen sie sich alle Küsten jenes Meeres zu Zeiten unterthan und tributpflichtig machten. Ja sogar die Chinesen, ein Volk, auf das wir zuweilen stolz herabzusehen pflegen, waren in Bezug auf den Nutzen, welchen ein Staat von armirten Schiffen zu ziehen vermag, nicht so sehr „Chinois", daß sie dieß völlig vernachlässigt hätten. Obwol die Entwickelung ihrer Küsten im Vergleich zu ihren ungeheueren Binnenländern weit unbedeutender war als die unserige, obwohl ihre Handelsflotten sich nie so weit in die Welt hinauswagten, obwohl sie auch bei Weitem nicht so viele Feinde auf dem Meere vor sich sahen wie wir (Jahrtausende lang hatten sie in der That Niemanden zu fürchten als die Japanesen), so unterhielten sie doch immer und zu allen Zeiten eine Flotte von Kriegsschiffen, die nicht nachlässiger und schlechter bewaffnet waren als ihre Angriffs- und Vertheidigungswerke zu Lande. Der ganz richtigen Ansicht gemäß, daß die Oberfläche der Erde, auf welcher die Menschen wandeln, theils aus Land, theils aus Wasser besteht, und daß Feinde dem Vaterlande auf beiden Elementen nahen können, hatten sie von jeher sowol ihre Generalität als ihre Admiralität, sowol ihre Landarmee als ihre Marinetruppen.

Wir führen nur diese Völker beispielsweise an und haben nicht nöthig, die übrigen eine Revue passiren zu lassen. Denn in der That, unter allen ganz oder halb civilisirten Nationen der Erde findet sich keine einzige, die in dem Grade wie die deutsche ihre Wehrhaftigkeit auf dem Meere vernachlässigt hätte. Sämmtliche Staaten und Länder Europas, die Spanier, die Franzosen, die Skandinavier, die Italiener, Neapel, der Papst, die Türken und der Pascha von Aegypten, sie haben alle zum Schutze ihrer Küstenlandschaften für eine Marine gesorgt. Alle die zahlreichen Republiken Nord- und Südamerikas, auch der Kaiser von Brasilien, sie haben ihre Kriegsschiffe auf dem Wasser. Mit einem Worte, vergebens sieht man sich auf dem Erdenrunde

nach einem zweiten Volke um, das einen so wichtigen und natürlichen Zweig jedes vernünftig eingerichteten Staates, der nicht völlig von Gebirgen ummauert ist, vernachlässigt hätte wie die Deutschen. Wir müssen es zu unserer Beschämung bekennen, daß wir in dieser Beziehung ganz unbegreiflich einzig dastehen.

Alle unsere deutschen Küstenstaaten trifft der Vorwurf der Unthätigkeit für eine Wehrhaftigkeit Deutschlands auf dem Meere auf gleichmäßige Weise. Unser meerumschlungenes Schleswig-Holstein ließ sich von den Dänen gouverniren und duldete es, daß auf die Bohlen seiner Schiffe die Dänen mit glühendem Eisen die verhaßten Worte: Danske Eiendom, das heißt: dänisches Eigenthum, setzten. Hannover und die Hansestädte gaben sich dem englischen Einflusse hin und zogen es vor, unter dem Schutze des Briten zu segeln, anstatt sich mannhaft selbst zu helfen. Preußen aber, dieses Preußen, das man einen wahren Küstenstaat nennen kann, das, fast wie Venedig, an der Meeresküste seine Wiege stehen hat, das sich immer mehr und mehr längs dem Meeresufer ausbreitete, das, eine nach der anderen, die Mündungen und Mündungsbusen der Flüsse Riemen, Pregel, Weichsel und Oder besetzte, wie Venedig allmälig die Mündungen des Tagliamento, der Adige und des Po eroberte, das in seinen zahlreichen Haffs weit mehr Lagunen und Laguneninseln besitzt als Venedig je besessen hat, dieses Preußen, das von Haus aus auf das Meer angewiesen zu sein schien, hat ihm von Haus aus unbegreiflicherweise den Rücken, dem Binnenlande dagegen sein volles Angesicht zugekehrt. Rußland verlegte wie Schweden, wie Dänemark seine Hauptstadt, die es früher wie Schweden, wie Dänemark im Inneren des Landes hatte, an die frische freie Meeresküste hinan. Preußen, das anfänglich seine Hauptstadt, Königsberg, am frischen freien Meere hatte, zog sich von da ins Innere zurück und concentrirte sich in Berlin, in den Sandhaiden der Mark. Statt wie seine Vorgänger, die zahlreichen baltischen Hansestädte und die deutschen Ordensritter, deren Erbe es wurde, auf das Meer und die sich dort darbietende Wirksamkeit ein wachsames Auge zu haben, strebte Preußen immer ins Innere des Landes hinein, eroberte die Quellen der Oder von Oestreich und erwarb sich ein Mittelstück vom Rhein. Nur ein Mal, von seinem großen Kurfürsten geleitet, machte es Miene, als wolle es sich auf dem Wasser versuchen,

und erlangte auch sogar, wie sein deutscher Nachbarfürst, der Herzog von Kurland *), eine überseeische Besitzung. Aber es gefiel ihm nicht; es ging bald wieder ans Festland zurück. Sehr rasch wuchs Preußen auf dem Festlande zu einem Riesen heran, unterhielt mit einem Aufwande von Milliarden eine Landarmee von 300,000 Kriegern; auf dem Meere aber blieb es ein Zwerg, verwandte für Kriegsschiffe keinen Pfennig und besaß nicht eine schwimmende Kanone.

Man sollte denken, Preußen wäre ein Schweizercanton gewesen, tief versteckt und von allen Seiten vermauert von den Alpengebirgen. Aber nein, diese Alpencantons, diese Berg- und Hirtenvölker selbst beschämten noch unser Preußen, denn sie zeigten zu ihrer Zeit, daß sie besser wußten, wozu das Wasser gut wäre, und hatten häufig auf ihren Binnenseeen Kriegsschiffe und Flotten zur Vertheidigung und zum Angriffe auf ihre Feinde. Sie kletterten an ihren Felsen herunter, sprangen in die Böte und benutzten sie zu Seeschlachten, wo es nur immer und soweit es die enge Begrenzung ihrer Gewässer gestattete. Die Römer, nachdem sie im Kriege mit den Karthagern den Nutzen der Flotten wohl eingesehen, ergaben sich dann mit einem solchen Eifer der Marine, daß sie nicht nur das ganze Mittelmeer mit Kriegsschiffen bedeckten, sondern auch auf den kleinen Binnenseeen Flotten bauten und sogar die Rhätier in ihren Bergen sowohl zu Lande als auch zu Wasser (nämlich mit der Bodenseeflotte) angriffen. Die Venetianer schickten ihre Kriegsflotten auf den Flüssen Norditaliens tief ins Innere des Landes. Ja, es ist aus ihrer Geschichte bekannt, daß sie einmal sogar, im Kriege mit den Visconti, einen Weg durch die Alpen bahnten und auf diesem Wege über Rollen hin ihre Flotte zum Gardasee transportirten, um den Vortheil zu genießen, ihren Feind nicht blos zu Lande, sondern auch zu Wasser angreifen zu können. Während diese Völker so eifrig Anhänger des Wasserkrieges waren, daß sie selbst kleine Tümpel und schmale Flußadern dazu benutzten, hat Preußen, hat das Deutschland der Neuzeit nicht einmal die weiten Wege des Meeres, die sich vor seinen Füßen ausbreiteten, dazu benutzt. — Ich sage: das Deutschland der Neuzeit! Denn in früheren Zeiten, und dieß macht den Vorwurf für uns

*) Der Herzog von Kurland besaß eine Zeit lang die Insel Tabago.

noch größer, in früheren Zeiten war Deutschland schon einmal auf dem besten Wege, eine Seemacht zu werden. Ja, es war eine Zeit lang in der That wirklich schon eine Seemacht ersten Ranges, besaß eine weit gebietende und in aller Welt respectirte Marine. Deutsche Kriegsschiffe schützten einst die deutschen Interessen auf der Ost- wie auf der Nordsee. Deutsche Flotten hielten die Sundpassage offen und brachten deutsche Colonisten in die nördlichsten Anlande des baltischen Meeres. Bewaffnete deutsche Schiffe segelten mit den Kreuzfahrern bis zu den Häfen des heiligen Landes, und deutsche Kriegsschiffe brachten an die Küste der iberischen Halbinsel die Begründer der portugiesischen Monarchie.

Der Vorwurf wird durch diese Thatsache für uns um so größer, das Wunder wird um so unbegreiflicher, daß wir einen so richtigen und unter so guten Auspicien betretenen Weg wieder so gänzlich verlassen konnten. Die Römer, die auch sehr schwer aufs Wasser zu bringen waren (denn sie marschirten auch schon längst mit zahlreichen Landarmeen an allen Küsten Italiens herum, bevor sie eine nur irgend namhafte Flotte besaßen), verließen, nachdem sie einige syrakusische und karthagische Schiffe gekapert, die glatte Fläche des Meeres nicht wieder, und ihre Flotten zerfielen erst und verschwanden völlig, als auch das ganze römische Staatsgebäude selbst zusammenbrach. Die Deutschen dagegen zogen sich wie Landschnecken völlig wieder in ihr Haus zurück, und zwar fast ohne Ursache und Veranlassung noch mitten in der Blüte und dem Wachsthume ihrer Macht. Es giebt wol in der ganzen Geschichte kein zweites Beispiel von so gänzlichem Verschwinden und spurlosem Untergange einer Kriegsflotte, wie es die deutsche Flotte des Mittelalters aufweist. Zwar haben die Portugiesen, die Spanier, die Genueser, die Holländer, die Norweger ihre Blütezeit auf dem Meere gehabt und wieder ihren Verfall. Allein selbst in dem Verfalle ihrer Kriegsmacht sind doch Spanier, Portugiesen, Holländer, Genueser und Norweger nie ganz wehrlos geworden. In allen Jahrhunderten, bis auf die neueste Zeit herab, haben sie doch immer einige Schiffe im Wasser behalten, so daß sie wenigstens nie durch ein paar dänische Kanonenboote hätten alarmirt werden können, wie dies jetzt uns geschehen ist. Selbst als Venedigs Republik aus der Reihe der Staaten gestrichen wurde, nahm doch Oestreich gleich

wieder die Reste der venetianischen Flotte auf und setzte daraus eine kleine Seemacht zusammen, deren es sich in den ehemaligen venetianischen Gewässern bediente. Von der Flotte unserer alten deutschen Hansa aber ist weder Stumpf noch Stiel übrig geblieben, nichts, gar nichts als die alten Wurzeln gleichsam im Boden, aus dem das Gewächs wieder von Neuem hervorsprossen kann, nichts, meine ich, als unsere Bäume im Walde, unser Flachs und Hanf auf dem Felde, unsere Aexte und Arme, um das Werk von vorn zu beginnen.

Eine solche Parallele, müssen wir wiederholen, bietet die Geschichte uns nirgend. Wehr- und waffenlos wie fette Karpfen unter scharfgezahnten Hechten und Haien, so schwimmen die deutschen Lastschiffe unter denen der übrigen Handelsnationen im Meere, eine sichere Beute eines jeden Angreifers. „Wenn einem Engländer in irgend einem Winkel der Erde ein Haar gekrümmt wird, so ist es gewiß, daß dieser Winkel der Erde bald dafür büßen und zittern muß" — so sprach neulich ein Flottenredner in einer Versammlung deutscher Männer. Wenn wilde Anthropophagen unsere Landsleute auch mit Haut und Haar verschlängen, Deutschland könnte nichts dagegen thun, als ohnmächtige Drohungen vom Lande aus hinüberrufen. Der deutsche Neptun hat keine Gewalt, auch nur den geringsten Winkel der Erde zu erschüttern, denn wir Deutschen haben es versäumt, ihm seinen Dreizack zu schmieden. Er ist ohnmächtig wie ein Jupiter tonans ohne den Donnerkeil.

Es ist noch nicht lange her, daß wir Männer in Deutschland vernahmen, welche diesen Zustand unserer Meeresunmacht als tadellos und erwünscht bezeichneten. Jetzt schon klingt uns das fast unglaublich; allein es ist in der That so. Man konnte noch vor zehn Jahren in unseren Seestädten solche Stimmen vernehmen. Die Hamburger Blätter hatten fast nichts als Spott und Hohn für die Idee einer deutschen Flotte. Eine Flotte zu unterhalten, sagten sie, ist äußerst kostspielig; Deutschland thut besser, diese Kosten zu sparen. So unbewaffnet, wie wir sind, vermeiden wir leichter Collisionen mit anderen Seemächten. Wir erregen keine Eifersucht, schlüpfen als gewandte Kaufleute überall durch und helfen uns gelegentlich mit diplomatischen Unterhandlungen oder stellen uns, wo es nöthig ist, unter den Schutz irgend einer anderen Seemacht, für den wir dann keine großen

Ausgaben zu machen nöthig haben. Blühen nicht unser Handel und unsere Handelscomptoire in allen Häfen der Welt auch ohne den Schutz der Kanonen? Ziehen nicht unsere Waarenflotten ruhig und unangefochten in allen Meeren, auch ohne von Fregatten oder Linienschiffen begleitet zu sein? Wir haben es jetzt selbst erfahren, wohin wir mit dieser Politik, mit der Verfechtung solcher Ansichten gerathen sind, die weiter nichts waren als ein Product des langen Friedenszustandes, den wir uns als etwas Natürliches und Nothwendiges zu betrachten gewöhnten — weiter nichts als liebliche Selbsttäuschungen und Sirenengesänge, mit denen wir uns in Schlummer wiegten. Unangefochten segelten unsere Schiffe in allen Meeren? Ja, so lange man sie unangefochten lassen wollte. Wer im Frieden unangefochten ist, bleibt es im Kriege nicht. Wir erregten mit unserer Seemacht zwar keine Eifersucht der fremden Seemächte, dieß ist wahr! Aber wir zogen uns dagegen das zu, was dem Schwachen, der sich selbst nicht helfen kann, dem Starken gegenüber immer zu Theil wird, ihre Verachtung. Unsere Consuln, unsere Handelsflotten, unsere Flaggen genossen überall Achtung; aber gerade nur so viel, als man ihnen gütigst zugestehen wollte. Wer irgend eine deutsche Flagge beschimpfen wollte, gegen ihn konnte Deutschland seinen Kindern kein Recht, keine Genugthuung verschaffen. Wir genossen allerdings zu Zeiten des Schutzes fremder Seemächte, z. B. des britischen; allein wer behaupten wollte, daß dieser Schutz ohne Aufwand für uns und unbezahlt war, der mag nicht wissen, daß die Briten ihn uns nur deswegen zu Zeiten gewährten, weil wir ihre besten Kunden waren, ihnen den höchsten Tribut zollten. Für die Millionen, welche unsere Seestädte auf indirecte Weise für den Schutz der Briten zahlten, hätten wir längst eine Kriegsflotte bauen können.

Will man sehen, wohin es mit jener Politik gekommen, so blicke man auf Helgoland; man gedenke des Sundes; man frage die Holsteiner; man werfe einen Blick auf die jetzige Stellung Deutschlands gegenüber den dänischen Fregatten, die sich nun vor unsere Häfen gelegt haben. Die deutsche Insel Helgoland haben uns die Engländer entwendet; sie haben diese Warte der Nordsee, unser deutsches Gibraltar, besetzt und sich auf ihr vor der Mündung unserer beiden Haupthandelsströme vor Anker gelegt, damit dort nichts sich ereigne, was ihnen nicht

genehm wäre. Und dabei haben sie es, so gering schätzten sie mit Fug und Recht unsere Macht selbst in der kleinen Entfernung weniger Meilen von unseren Küsten, nicht einmal der Mühe werth gefunden, diesen Felsen zu befestigen oder auch nur durch ein Kanonenboot bewachen zu lassen, eine Ehre, die sie doch dem den Spaniern entwendeten Gibraltar in hohem Grade erwiesen. Schon im Jahre 1806 gaben uns die Engländer eine empfindliche Lehre, die wir aber weder verstanden noch benutzten. Weil Preußen damals auf Frankreichs Antrieb Hannover besetzte, legten die Engländer ein Embargo auf alle preußischen Schiffe, confiscirten 400 und zerstörten die ganze preußische Rhederei dermaßen, daß, während Preußen 1806 gegen 2000 eigene Schiffe besaß, es so weit herunter kam, daß es selbst 1828 noch nur 576 Schiffe hatte. Im Sunde hatte eine kleine Seemacht unserem Handel einen Riegel vorgeschoben und ihm unerträgliche Ketten angelegt. Wäre Deutschland eine Seemacht, diese Ketten wären längst gesprengt, welche die anderen Seemächte nur deswegen dulden, weil die Hauptlast davon auf das zur See wehrlose Deutschland fällt und sie indirect dabei gewinnen.

Wie den Sund, wie Helgoland, so mag man auch die Holsteiner befragen über die Folgen jener deutschen Seeunmachts-politik, die Holsteiner, welche wider ihren Willen und gegen ihre natürliche Neigung auf dänischen Kriegsschiffen zu dienen gezwungen waren, die es nicht hindern konnten, daß die Dänen die holsteinischen (deutschen) Schiffe für dänisches Eigenthum erklärten, und die deutsches Geld, deutsches Blut und deutsche Kraft auf vielfache Weise für das Interesse einer fremden Nation vergeuden mußten. Und endlich blicke man auf die Stellung Deutschlands, die es jetzt den dänischen Fregatten und Kanonenbooten und der sardinischen Flotte gegenüber eingenommen. Dieser Blick muß einen Blinden sehend machen. Da haben sich die Dänen mit bewaffneten Schiffen vor jede Mündung unserer Flüsse, vor die Weser, vor die Elbe, vor die Trave, vor die Oder, vor die Weichsel, vor den Pregel hingelegt und unsere ganzen Küsten auf eine Strecke von 200 Meilen hin in Alarm und Schrecken versetzt. Alle unsere großen Handelsstädte, Bremen mit 70,000, Hamburg mit 130,000, Stettin, Königsberg, Danzig, jede mit 80—100,000 Bewohnern, sind in der ängstlichsten Aufregung. Und vor wem? Etwa vor einer mächtigen Flottenabtheilung mit einem Walde von bewimpel-

ten Mastbäumen? Nein, jede dieser Städte zittert vor einer einzigen kleinen dänischen Fregatte mit ein paar Dutzend Kanonen und mit einigen Hundert Mann Besatzung. Ein einziges Schiffchen nur brauchte Dänemark in jeden unserer Ströme zu stecken, um ihn zu verstopfen, gleich als wenn man ein großes Weinfaß mit einem kleinen Pfropfen verstopft. Zwei Millionen Deutsche (so viele mögen etwa an unseren Küsten wohnen) gerathen außer sich über ein halbes Dutzend dänischer Nußschalen mit kaum 3000 Soldaten am Bord.

Es ist, als wenn der Wolf in eine Heerde Lämmer gebrochen wäre, und man glaubt eine Copie des Hondekoeter'schen Bildes vor sich zu sehen, wo ein Falke auf einem Hühnerhofe erscheint. Da ziehen sich unsere Tausende von Kauffahrern ängstlich in das Innere ihrer Häfen zurück. Da rennen die Boten an den Küsten hin und her. Da richten sie vom Ufer aus die Perspective auf die dänische Fregatte und betrachten mit Spannung eine jegliche ihrer Bewegungen. Da lesen wir in allen unseren Journalen genaue Berichte und Artikel: „von der dänischen Fregatte, die vor Swinemünde in Sicht ist", „von der dänischen Fregatte vor Pillau", „von der dänischen Fregatte vor der Elbe", „von der dänischen „Havfruen"*) vor Stettin". Da erzählt man, was sie mache, welche Bewegungen sie ausführe, welche Segel sie aufspanne und was das „vermuthlich" zu bedeuten habe; daß sie einen Anker fallen lasse, daß sie diese oder jene Miene anzunehmen scheine, daß sie westwärts nach Koserow gesteuert sei und daß sie ein Boot aussetze, daß ein Kanonenboot zu ihr gestoßen sei, daß sie vielleicht damit die deutsche Küste bombardiren wolle. Dieß Alles wird von tausend geängstigten Federn ins Innere des Landes berichtet. Die Kaufleute stecken die Köpfe auf den Börsen zusammen, die Assecuranzprämien „gegen Kriegsgefahr" gehen schwindelnd in die Höhe, das Vertrauen und der Kredit fallen tief und platt zu Boden. Und dieß Alles woher und weßwegen? Blos nur allein der einzigen, höchst unbedeutenden, aber unangreifbaren, unwegschaffbaren dänischen Fregatte wegen. Im Liliputerlande war natürlich allgemeines Entsetzen, als ein Brobdignacschiff an der Küste erschien.

*) So hieß eine der dänischen Fregatten in der Ostsee. Das Wort bedeutet so viel als „Meerjungfer".

Aber wunderbar! hier ist der umgekehrte Fall; ein Schiff aus dem Liliputerlande erregt denselben Schreck im Lande der Brobdignacs. Wie die Engländer, die Holländer und die Dänen selbst wohl in diesem Augenblicke über die Figur, die wir machen, ins Fäustchen lachen mögen! Ein Zwerg, dem ein Riese nichts anhaben kann, weil er es versäumte, sich zur rechten Zeit Wasserstiefeln zu bestellen. Was mögen die Amerikaner von uns denken, ja was, um noch einmal auf sie zurückzukommen, die Chinesen, die doch in ihren letzten Kriegen mit den Briten gegen eine weit größere Macht sich zur See zur Wehre setzten. Aber wie im Norden, so geht es auch am adriatischen Meere her, wo die Triestiner vor dem Albini erschreckt sind und über alle seine Bewegungen in kläglichen Artikeln berichten. Da stehen unsere tapferen und siegreichen Truppen am kleinen Belt und am Sund vor Alsen. Beide Meerengen sind nur so breit, daß die rufende Stimme hinüber hallt. Und doch konnten die Preußen keinen Schritt weiter thun, aus Mangel an derjenigen Waffengattung, die, wie gesagt, keinem wohlorganisirten Staate fehlen sollte. Und eben so verdutzt und hülflos stehen unsere österreichischen Truppen an den Lagunen vor Venedig. Sie sind wie die Landthiere, die es mit einem beidlebigen Feinde zu thun haben. Sie haben ihn besiegt und wollen ihn fassen, da entschlüpft ihnen dieser besiegte Feind ins Wasser, und sie merken nun zu spät, daß sie selbst keine Amphibien sind.

Schläft ein solcher Riese, wie es ein Volk ist, erst einmal fest, so dauert es lange und kostet viel Mühe, ihn zu wecken und in Bewegung zu setzen. Das Reden und die bloße Ueberzeugung helfen da kaum. Man muß dazu erst Bomben und Kanonen losschießen. Der deutsche Michel lag fort und fort im tiefen Schlafe, jedoch nur auf einem Auge, auf dem Auge, welches dem Meere hätte zugewendet sein sollen. Und obgleich man ihm längst sagte, er müsse eine Flotte haben, und obgleich er auch selbst mitten im Schlafe wohl „Ja, ja!" dazu sagte, „Ihr habt Recht!", so rührte er nichtsdestoweniger keinen Finger für die Sache. Der edle Doctor List und seine Genossen waren Prediger in der Wüste. Am Ende aber gab er doch einige Zeichen des nahen Erwachens von sich, als ahne er im Traume schon, was da bald kommen würde mit den Dänen. Das Geschrei der Leute nach einer Flotte wurde wunderbarerweise wie von selbst in

den letzten Jahren vor 1848 immer lauter, und der deutsche Michel machte endlich Anstalten aufzuwachen. Die Ursache davon, daß dieß Begehren sich allmälig immer mehr und mehr bei uns fühlbar machte, muß man in verschiedenen Umständen und Ereignissen suchen, die alle nach und nach zusammentrafen. In den Vordergrund kann man das mächtige und erfreuliche Aufblühen des Handels in den Hansestädten Bremen und Hamburg stellen. Sie spannen in den letzten Jahrzehnten ein Netz von Handelsetablissements über die ganze Erde aus und vertrauten endlich den Wogen so viel Capitalien an, daß natürlich die Besorgniß, diese Capitalien ohne allen Schutz zu wissen, bei ihnen wuchs. Das Bedürfniß nach Meereswaffnung wurde größer. Als zweiten Grund mag man die Trennung Hannovers von England ansehen. Ohne Zweifel trat uns Hannover dadurch näher und wurde geneigter, den Ideen einer deutschen Meeresbewaffnung ein günstiges Ohr und eine hülfreiche Hand zu leihen, was es früher England zu Liebe unterließ. In Holstein und Schleswig ferner drang die Ueberzeugung mehr und mehr in die Leute, daß sie „meerumschlungen", daß sie, was sie lange, lange vergessen zu haben schienen, ein wahres Insel-, Küsten-, Schiffer- und Fischervolk, mit einem Worte Söhne Neptun's und Nachkommen jener berühmten Nordseeschiffer, der Angelsachsen, welche nach Großbritannien segelten, seien. Ein Hauptstreitpunkt zwischen den Dänen und Schleswig-Holsteinern entspann sich über die Schiffe, und also auch von hieraus sprang für die deutsche Flotte ein günstiger Wind auf. Dann Preußen, das sonst blos an die Quellen der Oder und seiner anderen Flüsse, an die Ausschmückung und Fruchtbarmachung seiner brandenburger Haiden und Sandwüsten zu denken schien, fing endlich an, seine Aufmerksamkeit mehr der See zuzuwenden. Es wurde eine Seeschifffahrts-Gesellschaft in diesem Binnenlande gegründet. Es wurden mehre Handelsexpeditionen, welche die ganze Welt umkreisten, unternommen. Es wurden vortreffliche Seeschifffahrtsschulen, z. B. in Stettin und Danzig, gestiftet. Die preußische Regierung baute endlich ihre Amazone, und 1843 trat in Preußen ein Comité zusammen, welches vorschlug, die Ostseehäfen untersuchen und befestigen zu lassen und die Schiffbauer zu veranlassen, eine Anzahl Dampfschiffe so zu bauen, daß sie im Fall eines Krieges armirt werden könnten. Das preußische Stettin blühte so mächtig und fröhlich

empor wie Hamburg und Bremen. Seine Handelsverbindungen fingen an, sich über die ganze Erde auszubreiten. Ja sogar von preußischen Binnenstädten, z. B. von Köln aus, wurden Seeexpeditionen unternommen und geleitet. Mehre Verordnungen wurden in Preußen gemacht, um die Seefahrt zu heben, wie die, daß die Zeit des Dienstes eines Matrosen auf Seeschiffen ihm als Kriegsdienst angerechnet und von seiner Armeedienstzeit abgezogen werden sollte. Dazu bekam Preußen schon vor der jetzigen dänischen Verwickelung, als Holland ihm das „jusqu'à la mer“ dictirte, Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß man ihm von allen Seiten „jusqu'à la mer und nicht weiter“ zurufen würde, wenn es sich auf dem Meere nicht rüste. Zugleich entwickelte auch der Zollverein, den Preußen schuf, seine Kräfte und ließ uns fühlen, daß wir zum Fortschreiten auf diesem Wege auch einer Flotte bedürften.

Endlich mag man auf die Verbesserung der Schifffahrt auf den deutschen Flüssen und die Beschleunigung des inneren Verkehres durch Eisenbahnen hinweisen, wodurch im Inneren von Deutschland die Sehnsucht nach einer Kriegsmarine aufstieg. Durch die Eisenbahnen, die nach Triest, nach Ostende, nach Hamburg, Bremen, Stettin und anderen Küstenpunkten führen, sowie durch die Dampfschifffahrt auf unserem Rhein und den übrigen Flüssen, wurden auch Baiern und Würtemberg, Sachsen, Baden und die anderen deutschen Bundesstaaten den Küsten näher gebracht. Man lernte selbst im Inneren von Deutschland das Meer und seinen Vortheil besser kennen. Aus diesem Inneren Deutschlands wanderten außerdem jährlich Tausende von Deutschen nach Amerika aus, die mit dem Meere und mit einer Seemacht (Amerika) bekannt wurden und auf mancherlei Weise dann, sei es bei persönlicher Rückkehr, sei es durch Correspondenz, den Samen zur richtigeren Beurtheilung der Meeresangelegenheiten im Inneren unseres Vaterlandes verstreuen mochten. So kam es denn, daß auch die Binnendeutschen das Feuer der Flottenbegeisterung bei uns schürten und sich fast in höherem Grade als die Küstenbevölkerungen erstaunt zeigten über die Vernachlässigung dieses Theils unserer Nationalstärke.

Alle diese sich häufenden Umstände, sage ich, haben hingewirkt, daß wir endlich erwachten, daß wir, nachdem viele einzelne Stimmen, List und andere Prediger in der Wüste, sich abgemüht

[illegible]. [illegible] die Sache ans Herz zu legen, einsehen, wie noch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gethan werden müsse. Allein von der Einsicht [illegible] Bedarfs bis zu dem Entschlusse, die Hand ans Werk zu legen und Opfer zu bringen, ist es immer noch weit. [illegible], daß die Deutschen ihren Geldbeutel zogen und das Heil ergriffen, war [illegible] nöthig, daß wir von den Dänen so empfindlich geplündert und geschädigt wurden, wie es jetzt geschehen ist, daß wir ihre [illegible] [illegible] und ihre Schiffe frech und frei vor unseren Küsten und im Angesichte [illegible], manövriren sahen. Dieß endlich ist der Sporn geworden, den wir tief in unserem Herzen empfanden. Dieß hat das Maß voll gemacht, und überall im Vaterlande [illegible] jetzt endlich von allen Seiten Beiträge, zeigen sich guter Wille, Opfer und Kräfte, um die Flotte zu bauen, die wir unserem Feinde entgegenschicken wollen.

Wir befinden uns jetzt in einer Lage, in der sich auch andere Völker schon befunden haben. In den punischen Kriegen gab es für die Römer einen viel ängstlicheren Moment: sie hatten ihre ganze Flotte verloren. Auf allen Meeren, vor dem Hafen von Rom selbst kreuzten die Triremen ihrer Gegner. Auch zu Lande war die Stadt von den Karthagern bedroht. Aber die Römer machten in dieser außerordentlichen Bedrängniß außerordentliche Anstrengungen. Ihre Bürger und Frauen brachten ihre goldenen und silbernen Schätze dar. Holz wurde zusammengekauft, wo man es fand. Alles legte Hand ans Werk. Man nahm eines der gefangenen feindlichen Schiffe auseinander. Man copirte seine Construction. Wer etwas vom Handwerk verstand, schmiedete und zimmerte, und binnen 60 Tagen brachten so die Römer eine Flotte von 100 Quinqueremen und 300 Triremen zu Stande, stellten ihren Admiral Duilius an die Spitze und trieben die Afrikaner nach einem entscheidenden Siege aus ihren Gewässern.

In den Kriegen mit ihren Nebenbuhlern, den Genuesern, hatten die Venetianer einst einen ganz ähnlichen Augenblick der Angst. Die Genueser hatten sämmtliche Schiffe der Republik aus dem Felde geschlagen und sie entweder vernichtet oder genommen. Wie die dänischen Fregatten auf unseren Rheden, hatten sich die Genueser in den Lagunen des Dogado selbst festgesetzt. Sie hatten, ganz in der Nähe der Lagunencapitale, die venetianische Stadt Chioggia erobert, hier ihr Hauptquartier

aufgeschlagen und beschossen und peinigten nun die schöne Venetia ein ganzes Jahr hindurch. Den Venetianern war außer wenigen Booten keines ihrer Schiffe geblieben; sie hatten sogar ihre Matrosen und Seehelden durch Tod und Gefangenschaft verloren. Sie mußten ihre Schöpfung, an der sie 1000 Jahre gearbeitet hatten, ganz von Grund aus wieder beginnen, denn sie besaßen von ihrer Flotte eben so wenig Stumpf und Stiel, wie wir von unserer alten, vor 300 Jahren verloren gegangenen hanseatischen Marine. Die Venetianer besaßen nur noch die Räume ihrer Admiralität und die alten Stapel; aber sie säumten nicht und führten das Werk aus unter den ungünstigsten Verhältnissen. Alle Bürger eilten, wie in Rom, herbei, dem Staate ihre Schätze und Dienste anzubieten. Man that goldene Trauringe und Armspangen und silberne Gefäße zusammen. Das Holz aus Dalmatien schmuggelte man nach und nach in kleinen Partieen in die Stadt. Weiber und Greise, selbst die vornehmen venetianischen Nobili, Patricier und Dogensöhne, griffen zum Beile und machten sich zu Zimmerleuten, wie einst der Kaiser Peter der Große für sein Land zu demselben Zwecke in Saardam dasselbe that. Man brachte erst eine kleine Flotte zu Stande. Tausende, die früher nie das Meer versucht, gingen mit dem Dogen an Bord. Sie fingen an, sich wieder den Feinden zu zeigen; sie versuchten sich mit ihm in kleinen Gefechten; sie wurden geschlagen; sie versuchten es wieder; sie — siegten. So übten sie sich ein, während sie unausgesetzt bauten, schmiedeten und zimmerten. Sie lieferten endlich dem Feinde eine Hauptschlacht, und dann nach Jahresfrist gelang es endlich, ihn völlig zu besiegen, ihn zu vertreiben und die Unabhängigkeit, die Macht und das Glück des Vaterlandes wiederherzustellen.

In der englischen Marinegeschichte giebt es fast ähnliche Fälle, z. B. als die holländischen Admirale in die Themse einführen und London noch viel ärger bedrohten, als jetzt unsere Elbe und unser Hamburg, unser Stettin und Triest bedroht sind. Ja, aus der neuesten Geschichte unserer jetzigen Feinde selbst können wir manchen Stachel zu unserer Ermuthigung, wenn es dessen bedürfte, hervorfinden. Den Dänen wurde vor 40 Jahren die ganze Flotte von den Briten geraubt und entführt. Die Dänen waren damals so fregattenlos wie wir jetzt. Wie die Römer, wie die Venetianer, wie jetzt wir, mußten sie wieder ganz von

vorn beginnen. Allein sie setzten sich sofort ans Werk, und wir haben in diesem Augenblick Gelegenheit, zu empfinden, wie weit es dieses kleine und nicht sehr reiche Volk schon in der kurzen Zeit von wenigen Jahrzehnten wieder gebracht hat.

Auch wir wollen uns nun endlich, so ist es ausgesprochen, ans Werk setzen. Wir wollen die Schmach abwaschen, welche die Versäumniß unserer Vorfahren auf uns lud. Wir wollen die Augen aufmachen und es nicht länger verkennen, daß es auf dieser Erde für den Verkehr und die Machtentwickelung der Staaten sowohl Wasser als Festland giebt. Wir wollen den Fischen und Seethieren nachahmen, von denen fast keines wehrlos ohne Zahn oder Horn oder Säge im Wasser umherschwimmt. Mit einem Worte, wir wollen vernünftig werden, uns naturgemäß einrichten und eine Flotte bauen.

Allein — dieß ist kein leichtes Unternehmen! Es drängen sich uns viele schwere Fragen auf, von deren genügender Beantwortung die Möglichkeit und Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens abhängt. Haben wir die für eine Kriegsflotte nöthigen Kriegshäfen? oder können wir uns mit Leichtigkeit solche herstellen? Besitzt unser Vaterland das Material, das zu einem solchen Bau gebraucht wird, in hinreichender Menge und Güte? Können wir namentlich auch die großen Geldsummen ohne allzugroße Beschwerde aufbringen? Haben wir uns schon für die Ausführung des Unternehmens einigermaßen vorbereitet? Was wurde namentlich in der letzten Zeit für die Sache gethan? Alle diese Fragen sind höchst wichtig. Je genauer wir sie beleuchten, desto besser werden wir einsehen lernen, ob wir mit unseren Flottenplanen auf einem richtigen Wege sind und ob es sich der Mühe lohnt, daran festzuhalten und mit Ueberwindung aller Schwierigkeiten auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. Alle diese Fragen in ihrem ganzen unermeßlichen Detail werden in der Folgezeit ein Gegenstand vielfacher, tiefgehender Untersuchungen werden. Hier können wir freilich nur andeuten und die Antwort nur im Großen und Ganzen geben; doch werden wir auch so im Stande sein, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Ausführbarkeit einer deutschen Flotte zu befestigen und zu stärken.

In einer Abhandlung über die deutsche Flotte, die jüngst in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" erschien, heißt es: „Wir dürfen unsere Kriegsschiffe, sobald wir sie erst haben, nicht ruhen lassen, sondern müssen sie tüchtig zu weiteren Fahrten benutzen und sich fleißig tummeln lassen. In den fernsten Meeren, in den entlegensten Häfen muß sich häufig die deutsche Kriegsflagge zeigen und überall Achtung einzuflößen suchen. In Ost-, wie in Westindien, im mittelländischen Meere wie bei Island, überall müssen deutsche Kriegsschiffe bisweilen kreuzen, sodaß jedes Volk der Welt durch eigene Anschauung von ihrem Dasein und ihrer Tüchtigkeit sich überzeugen könne." Dieß ist wohl gut, aber zuletzt hat doch die Welt ihr Ende, und haben wir nun diese Rundschau ausgeführt, haben wir allen Indianern und Eskimos der Erde unsere schwarzrothgoldene Flagge gezeigt und ihre Bedeutung explicirt, so müssen wir doch schließlich mit unseren neuen Schiffen nach Hause zurückkehren und hier Quartier für sie bereit halten. Es nützt uns nichts, daß wir jenseit des Aequators den Antipoden imponiren, wenn unterdessen in der Heimat die Dänen unsere Küsten angreifen. Wir müssen Ankerplätze für unsere Flotte haben, Stationen, in denen wir sie versammeln und concentriren können, um von da aus im Fall der Noth sie mit Energie ausrücken zu lassen, in denen sie Rettung und Sicherheit vor den Winterstürmen finden können, Herbergen, in denen wir sie in Friedenszeiten billig und sicher unterbringen können; Magazine müssen wir haben, in denen wir auf eine zweckmäßige und billige Weise das Kriegsmaterial aufspeichern können, welches beständig auf den treulosen Wogen umherzuschleppen uns viel zu kostspielig, fallen würde. Wir haben mit einem Worte Kriegshäfen nöthig, und es zeigt sich die jetzt so oft aufgeworfene Frage, ob und wo wir zweckmäßige Kriegshäfen besitzen oder uns schaffen können. Ein zweckmäßiger Kriegshafen, wie die nautische Wissenschaft ihn idealisch aufstellt, muß gar mancherlei Eigenschaften besitzen. Sein Meereswasser darf zuvörderst durch Süßwasserflüsse nicht zu sehr entsalzt sein, weil sich die Schiffe im salzigen Wasser gut conserviren, im süßen aber leichter faulen. Bei den Handelshäfen ist diese Rücksicht nicht so wichtig, da sie die stets rührigen Kauffahrteifahrer nur für kurze Zeit aufnehmen und nicht wie die Kriegshäfen Herbergen oder Magazine für die oft lange ruhenden Rüstzeuge des Wasserkriegsgottes sein sollen. Dann

muß ein solcher Hafen durchweg eine bedeutende Tiefe und endlich eine zweckmäßige Abgrenzung oder Gestalt haben. Es muß ein bequemer Ein- und Ausgang da sein, damit die Schiffe schnell auf dem Schlachtfelde und an den bedrängten Punkten erscheinen können. Zugleich aber muß das Hafenthor mit Landbatterieen leicht vertheidigt werden können, damit die geschlagenen Schiffe sich unter ihrem Schutze zurückziehen können, und es dem Feinde unmöglich wird, unsere Kiele herauszuführen und ins Schlepptau zu nehmen, wie die Briten es einst mit den dänischen Orlogs machten. Durch Inseln oder Vorgebirge, die sich ins Meer hinaus erstrecken und zu allen Zeiten gegen der Elemente Wuth schirmen, soll eine gute Rhede, oder ein Außenhafen, gebildet sein, in welchem die activen Schiffe, der Befehle jederzeit gewärtig, vor Anker liegen. Eine zweite Bucht, der Binnenhafen, soll damit verbunden sein, um die nicht activen und abgetakelten Schiffe aufzunehmen, die vollkommen ruhig und ganz nahe beim Festlande liegen müssen, damit sie leicht das Nöthige empfangen oder das Ueberflüssige abgeben können. In diesem Binnenhafen müssen sich wieder andere Bassins (Docks) befinden, in die man die beschädigten Schiffe zur Ausbesserung bringen, oder die neugebauten vom Lande hinablassen kann.

Die Natur bietet allerdings Meeresbuchten, die diesem Ideal von Hafen mehr oder weniger nahe kommen. Indessen bleibt dem Menschen selbst bei den besten Naturhäfen doch immer noch fast ebenso Vieles nachzuarbeiten und zuzurichten, wie dem Bildhauer bei der Gestaltung eines rohen Marmorblockes. Viele der auf unsere Bestrebungen verächtlich oder eifersüchtig herabblickenden Bespötter unserer Flottenwünsche in England, Amerika, Dänemark u. s. w. haben uns gefragt: Wo aber habt ihr denn an euren Küsten nur irgend eine Gelegenheit zu einem Kriegshafen? Und manche Hoffnungslose und Aengstliche bei uns haben ebenfalls diese Frage so gestellt, als gäbe es keine Antwort darauf.

Blickt man dagegen in die Erörterungen und Berichte, die unsere norddeutschen Journale, seitdem die Flottenträume sich ernstlich verwirklichen zu wollen scheinen, enthalten, so sollte man im Gegentheil vermuthen, daß wir wenigstens einige Dutzend unvergleichliche Kriegshäfen an unseren Küsten besäßen. Denn es sind fast noch mehr Prätendenten für die Kriegshafenschaft

als für die Reichsverweserschaft aufgetreten, und nicht nur Kurhafen, Brunsbüttel, Kiel, Wismar, Stralsund, Memel, sondern auch noch viele andere Städte bewerben sich um die Ehre, unsere schwimmenden Kanonen bei sich zu beherbergen. Die ganze und genaue Wahrheit über diesen Punkt werden wir zwar erst wissen, wenn Sachverständige unsere Küsten in Bezug auf Tiefe, Meeresströmung, Fluth und Ebbe, Sandbänke und Anschlemmung so sorgfältig untersucht haben werden, wie dieß bei den britischen Küsten geschehen ist, wo man weit und breit jede Quadratklafter Seeboden genau kennt und alle seine Umgestaltungen pünktlich überwacht. Indessen läßt sich doch schon jetzt wohl so viel wahrscheinlich machen, daß die Wahrheit zwischen jenen beiden Extremen in der Mitte liegt. Wir haben zwar nirgend einen so perfecten Naturhafen, wie es Sewastopol in der Krim, oder das goldene Horn bei Constantinopel, oder die Bucht von Cadix in Spanien, oder die kleine Bai von Plymouth in England sind. Wir besitzen auch bei Weitem nicht so schöne, sichere und tiefe Fiords wie Schweden, Dänemark, Norwegen, Schottland. Allein wir können uns doch rühmen, daß wir wenigstens von Natur nicht mehr vernachlässigt sind als einige andere Nachbarstaaten, die mit uns eine ähnliche Küstenbeschaffenheit theilen, und müssen uns zugleich schämen, daß wir dennoch nicht die möglichsten Vortheile aus dieser Beschaffenheit zur Herstellung von Kriegshäfen zogen.

Was zunächst den Norden betrifft, so haben wir hier als Fortsetzung des russischen Flachlandes die große norddeutsche Ebene, die sich zum Meere hin und unter dasselbe hinweg allmälig abflacht und daher sehr einförmige, wenig buchtenreiche und untiefe Küsten giebt. Die Gebirge Frankreichs, Englands, Skandinaviens, Spaniens, Italiens, Griechenlands und anderer Länder greifen mit ihren Aesten alle vielfach ins Meer hinaus, von dem sie viele tiefe Theile schützend umzäunen. Zudem sind alle unsere Küstenflächen dem Norden zugekehrt und daher im Winter länger als die meisten Küsten der genannten Länder mit Eis verstopft. Wintereis, Untiefen und Sandbänke sind also hier unsere schlimmsten Feinde. Dieselben Feinde theilen aber auch mit uns unsere Nachbarstaaten Rußland und Holland, deren Küsten durch dieselbe uralisch-germanische Nordebene gebildet werden, und die nichtsdestoweniger die Mühe nicht gescheut haben,

die widerspänstige Natur mit Kunst zu bezwingen und Kriegshäfen anzulegen. Für die Nordsee kann uns das Beispiel von Holland, für die Ostsee das von Rußland zur Nacheiferung ermuntern.

Auf der Ostseeseite hat die Natur am besten vorgearbeitet. Wir besitzen hier Naturhäfen wie Kiel, Wismar, Stralsund, das schon einmal, zur Schwedenzeit, Kriegshafen war und noch jetzt bedeutende Ueberreste von Marineetablissements hat; dann Swinemünde, dessen Rhede und Hafen eine Tiefe von 24 Fuß haben, was für Fregatten genügt; Danzig, das Napoleon zu einem Kriegshafen zu erheben beabsichtigte, und Memel, um das uns die Russen sehr beneiden, auf das sie bereits längst ihre Augen geworfen haben, und das sie uns um hohes Geld abkaufen würden, wenn es uns feil wäre. Alle diese Häfen sind wenigstens um zwei Monate im Jahre länger vom Eise frei, als die halbjährig verbarrikadirten Häfen, in denen die russische Flotte eingesperrt ist; auch kann man sie mit weit geringerem Aufwande zu völliger Brauchbarkeit herstellen, als dieß z. B. bei Kronstadt der Fall war. Sie sind uns für unsere Ostseeflotte, deren wir gegen Dänemark, Schweden und Rußland so sehr bedürfen, unschätzbar*). Allein unglücklicherweise sind sie durch die colossale Barrikade der jütischen Halbinsel, durch den dänischen Inselarchipel und die stürmischen Wasserwogen des Kattegat von den großen oceanischen Wasserwogen ausgeschlossen. Durch diese Barrikade ist unser nordöstlicher Flottenflügel von dem nordwestlichen auf eine empfindliche Weise getrennt, und gemeinsame Operationen beider Abtheilungen sind sehr schwierig gemacht. Für alle atlantischen und transatlantischen Marineinteressen liegen die baltischen Häfen wie in einem Versteck, während im Gegentheil jeder vollkommene Kriegshafen als Warte auf einem Außenposten dem Theater der Hauptereignisse so nahe als möglich liegen sollte. Die Belgier, die durch eine ähnliche Barrikade, durch die nordholländische Halbinsel und die flache Zuidersee behindert waren, haben diese Halbinsel mit einem tiefen, schönen, für Schiffe jeder

*) Alle diese Ostseehäfen sind wohl für die Aufnahme einer Kriegsmarine geeignet. Vergl. die vor Kurzem erschienene Schrift von Rintel: „Ueber Errichtung einer deutschen Seemacht“ (Breslau 1848), welche überhaupt vortreffliche Notizen über die deutsche Flottenangelegenheit enthält.

Größe brauchbaren Kanal durchschnitten. Vielleicht wäre es möglich, daß wir mit der Zeit den schleswig-holsteinischen Kanal auf eine ähnliche Weise umgestalteten und durch ihn unsere Ost- und Nordseeflotte mit einander in innige Verbindung brächten. Für diesen Kanal ist bisher noch bei Weitem nicht Alles, was möglich war, geschehen, weil die Dänen, die Beherrscher des Sundpasses, es so in ihrem Interesse fanden. Jener Vorschlag ist auch schon gemacht worden. Doch sind die Sandbänke am Ausfluß der Eider sehr hinderlich. Andere wollen daher, daß ein neuer Kanal auf Brunnsbüttel gegraben werde.

Unsere vornehmsten Marineinteressen liegen indessen auf der Westseite von Jütland in dem östlichen Winkel der Nordsee. Nur hier in diesem Winkel bietet die Welle des großen Oceans ihren Nacken dar. Nur von hier aus führen die großen, weiten, freien Wasserstraßen unbehindert um die Erde herum. Nur von hier aus sind die wichtigsten Schlachtfelder des Meeres bequem zu erreichen. Dahin wenden sich unsere größten Flüsse. Da liegen unsere blühendsten Handelsstädte. Von hieraus allein können unsere Waaren- und Auswanderertransporte überwacht, geleitet und expedirt werden. Nur hier können wir den großen Seemächten die Hand reichen oder die Stirn bieten. Hier haben wir also unsere Haupthafenetablissements zu suchen. Leider sind sie aber hier gerade am schwersten zu finden.

Könnten wir die schleswig-holstein-jütische Halbinsel wie einen Handschuh umdrehen, so wäre wohl für uns hier Alles recht. Allein unglücklicherweise bäumt sie sich mit ihren hohen und buchtenreichen Küsten gegen das östliche Binnenmeer auf und verkriecht sich mit niedrigen Sandbänken und flachen Marschen allmälig unter das Niveau der Nordsee. So bieten weder Husum, noch Tönning, noch sonst einer der dortigen Häfen eine Kieler Bucht dar, und die Dänen schon haben sich vergebens bemüht, nur einen der Wichtigkeit der Position entsprechenden Handelshafen hier zu Stande zu bringen. Weiter nach Westen zeigen sich zwar die Buchten des Dollart und der Jahde, allein diese sind fast eben so flache Gewässer wie die holländische Zuidersee. Doch hat man allerdings die Möglichkeit der Ausführung eines Hafenwerkes an der Jahde zu beweisen gesucht und auf der anderen Seite Kuxhaven, auf einer Halbinsel zwischen Weser und Elbe, alsdann Bremerhafen, wo jetzt eben ein neues 24 Fuß

tiefes Bassin gebaut wird, endlich Brunsbüttel und Glückstadt an der Elbe, als die besten Positionen für Marinestationen in diesen Gewässern bezeichnet. Allerdings scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß wir hier unsere Plane ausführen könnten*). Nur müssen wir so viel Zeit, Geduld und Geld daran wenden, wie die Holländer und Franzosen, die ähnliche Naturungunst doch am Ende bewältigt haben. Die Holländer beherbergen in ihren Dünen und Marschen in tiefen künstlichen Bassins, größtentheils im Helder, eine ansehnliche Flotte. Die französischen Ingenieure haben bei Cherbourg, wo sie von der Natur eben so wenig begünstigt waren, wie wir bei Kuxhafen, im Laufe von 56 Jahren und mit einem Aufwande von 28 Millionen Francs Molos, die sie in das Meer werfen mußten, und Bassins, die sie im Festlande aushöhlten, hergestellt, die allen Anforderungen der Marinecapitäne genügen. Die meisten Haffs, Föhrden, Jahden und Dollarts unserer nördlichen Seeküsten bieten ohne Zweifel weit weniger Schwierigkeiten dar als die Lagunen Venedigs, und doch wußten die Venetianer beständig bis auf die neuesten Zeiten herab in diesem Raume für eine respectable Kriegsflotte zu wirken. Sie leiteten die in die Lagunen mündenden Flüsse in einer Menge künstlicher Kanäle rund um dieselben herum, damit sie nicht verschlemmt werden möchten. Sie unterstützten ihre natürlichen Molos, die schützenden Lidos, mit ihren bewundernswürdigen, aus Quadersteinen gebauten Murazzi und vertieften ihre Arsenalbassins und ihre Häfen immer mehr, je mächtiger im Laufe der Jahrhunderte die Schiffsgebäude anwuchsen. Wir dürfen also nicht glauben, daß Deutschland auf ein Mal und plötzlich mit dem Meere zu einer glücklichen Ehe sich verbinden könnte; aber wir haben bei so preiswürdigen Beispielen, wie sie uns vorschweben, auch keine Ursache, zu verzweifeln, daß wir bei Ausdauer und Muth allmälig ins Meer hineinzuwachsen vermögen.

Wenden wir uns nun zu unseren südlichen Küsten, zum adriatischen Meere, das für uns in neuerer Zeit, nach Venedigs Fall, eine steigende Wichtigkeit erhalten hat. Nach der Entdeckung

*) Der Prinz Adalbert von Preußen sagt in seiner interessanten kleinen Schrift über die deutsche Flotte, daß Linienschiffe in die Jahde sowohl, als auch in den Dollart einlaufen könnten, Rinkel behauptet dagegen, daß kein einziger unserer Nordhäfen für Linienschiffe zugänglich sei.

Amerikas und des Wasserwegs nach Ostindien mußten die alten Handelsstraßen, die von Aegypten, Syrien, Arabien und Indien nach Centraleuropa führten, und unter ihnen insbesondere die Straße des adriatischen Meeres, an Wichtigkeit verlieren. Die neuere Civilisation Aegyptens aber, die Verbesserung der Schifffahrt auf dem rothen Meere und die Erfindung der Eisenbahnen, die auch der Wüstenei der Landenge von Suez zu gute kommen soll, werden dieser kürzeren Straße ihre alte Bedeutung zurückgeben und haben es zum Theil schon gethan. Daher die steigende Blüthe unserer deutschen Bundesstadt Triest, die jetzt mitten in ihrem Wachsthum von den Italienern eben so arg, wie unsere blühenden Hansestädte von den Dänen, bedrängt wurde, und die durch die schwache östreichische Flotte, welche sich auf offenem Meere nicht zeigen durfte, fast nicht besser geschützt war. Es leidet keinen Zweifel, daß, wenn wir erst die jetzige Noth überstanden haben, auch hier etwas Bedeutenderes für unsere Küstenvertheidigung und Meeresherrschaft geschehen muß, und eben so wenig Zweifel leidet es, daß hier etwas geschehen kann. Auf der istrischen Halbinsel und in ihrer Nachbarschaft bieten sich mehre Situationen dar, die zu Kriegshäfen hergerichtet werden könnten. Welche Kämpfe haben nicht die Ungarn um den Besitz einer einzigen dieser Situationen, um den Hafen von Fiume, mit den Oestreichern, Dalmatiern und Venetianern geführt! Wie die Russen uns verlangend um Memel, als um einen köstlichen Besitz, beneiden, so sehnten sich die Magyaren danach, daß Fiume zu ihrem eigenthümlichen und ausschließlichen National-, Kriegs- und Handelshafen erklärt werde. Und wir, die wir mehr als Fiume und Memel besitzen, sollten uns über Mangel beklagen? Pola auf der Spitze von Istrien, ist nach einstimmigem Zeugniß hier unsere beste und überhaupt eine ganz vortreffliche Position.

Wie Rhein und Elbe uns zur Nordsee, die Oder zur Ostsee führen, so bringt uns endlich die Donau ans schwarze Meer. Auch an der Mündung der Donau müßte zum Schutze des Donauhandels eine deutsche, oder wenigstens eine walachisch-ungarisch-deutsche Flottenstation gegründet werden. Die Donaustaaten, Walachei, Ungarn, Deutschland, sollten von Rechtswegen zu einem Handels- und Flottenvereine zur Förderung des Donauhandels zusammentreten. Sie haben ein gemeinsames Interesse gegen Rußland, das nach dem Besitze der Donaumündungen strebt und

zum Theil schon diesen Besitz erlangt hat. Die Deutschen, als das angesehenste, mächtigste und aufgeklärteste der Donauvölker, müßten sich an die Spitze dieses Vereines stellen. Kann oder will dieser Verein die Russen nicht von der Donau vertreiben, so müßte durch einen Kanal einem Theile der Donaugewässer und der Donauschifffahrt eine andere Richtung gegeben werden. Einige Meilen nördlich von Silistria, wo nur noch ein kleiner Zwischenraum zwischen ihr und dem schwarzen Meere bleibt, macht sie noch plötzlich einen Winkel nach Norden und fließt mit einem großen Umwege auf russischem Gebiete ins Meer. Bekanntlich hat in dieser Gegend schon einmal ein Kanal existirt, und das Project zur Wiederherstellung dieses Kanals ist in neuerer Zeit vielfach besprochen worden. Sollte dasselbe, wie die Interessen der Donaustaaten es erfordern, zur Ausführung kommen, so würde dadurch die russische Donaumündung auf ähnliche Weise umgangen werden, wie der dänische Sund durch den Eiderkanal und wie die holländischen Rheinmündungen durch den projectirten Emskanal. Das mächtige England hat im Mittelmeere (Malta), an dem Thore der Herculessäulen (Gibraltar), kurz an allen Punkten, wo es die Interessen seines Handels erfordern, kleine Länderstücke und gute Hafenplätze errungen, um sie zu Kriegsflottenstationen zu benutzen. Es muß darum auch Deutschlands Bestreben sein, in der Gegend der Donaumündung eine solche Station zu erringen. Diese Donaustation ist ein nothwendiger Theil der vollständigen Entwickelung der deutschen See- und Handelsmacht, zu der die Keime in der natürlichen Beschaffenheit unseres Landes liegen. Bei dem Verfall und der Theilung der Türkei, die vom Schicksale beschlossen scheint, gebührt uns der Kriegshafen von Varna oder ein anderes Stück Festland der Nachbarschaft, auf dem wir uns einen ähnlichen Kriegshafen bauen können, um unseren Donaugewässern und den Waaren, die sie mit sich führen, ihre natürliche Bewegung zu sichern.

Obwohl wir nirgend wie Konstantinopel mit einem goldenen Horn, das als ein wundervoll vollkommener Kriegshafen schon von den Alten gepriesen ward, gesegnet sind, so scheint es uns

doch an keinem der vier uns berührenden Meere durchaus unmöglich zu sein, tüchtige, oder wenigstens leidliche Seestationen zu gewinnen. Es würde sich also nun um die übrigen zu einer Flotte nöthigen Erfordernisse handeln.

In der That wäre es nichts weniger als rathsam und politisch, wenn sich die Grönländer plötzlich in den Kopf setzen wollten, eine Kriegsflotte zu bauen. Sie haben kein Holz und müßten die Rippen und Knochen der Walfische zu Schiffsrippen und Balken gebrauchen. Sie haben keinen Hanf und kein Segeltuch und müßten sich der Seehundsfelle als Segel, feinverflochtener Hautstreifen als Stricke, der Binsen oder Lederstreifen zum Nähen bedienen. Auch haben sie kein Eisen, und aus Fischgräten und Haizähnen und Muscheln müßten sie ihre Nadeln, Sägen, Aexte, Enterhaken und Spieße und andere Instrumente und Flottenkriegswerkzeuge machen. Gleichen wir Deutsche aber etwa jenen armseligen Robbenfängern? Oder sind wir nicht vielmehr im reichlichen Besitz alles dessen, was zu der Zusammensetzung von Schiffen nöthig ist? Haben wir nicht von allen Völkern und Staaten des westlichen und mittleren Europa die besten Waldungen? Sind wir nicht namentlich in neuerer Zeit die geschicktesten Baumzüchter und Waldwirthschafter geworden? Ist nicht unser Hanf und Flachs nach dem russischen von vorzüglichster Qualität? Und geben nicht unsere steierischen Eisengruben und unsere anderen Bergwerke in Fülle Kupfer und Eisen, die in Güte nur wenigen in Europa weichen? Und wären denn damit nicht die vornehmsten Stoffe, aus denen eine Flotte besteht, genannt? Holz zum Schwimmen, Flachs zum Segeln, Eisen zu Klammern, Hanf zum Verknüpfen, Kupfer zum Bedecken.

Sind unsere Berge auch nicht wie der Libanon mit Cedern, dem wundervollsten aller Schiffsbauhölzer, gekrönt, so ist unser Vaterland doch das Land der Eichen, die an Güte den Cedern zunächst stehen, und von denen jetzt, nachdem die alte phönizische Marine alles Cedernholz verschleift hat, allein noch die Rede sein kann. Denn wenn die Engländer zu Zeiten aus dem harten Teakholze, und die Spanier gar aus dem soliden Mahagoni Schiffe bauen, so geschieht dieß doch nur ausnahmsweise*). Wir

*) Es gab noch vor Kurzem in der spanischen Marine ganz aus Mahagoni gebaute Schiffe.

haben bessere Eichen als die Amerikaner, deren Holz in England und auch in Amerika selbst weit geringer geschätzt wird als das unserer Wälder. Auch die Eichen der Russen stehen weit unter den unserigen, da sie in einem feuchten und kalten Klima, welches diesen Bäumen nicht zusagt, wachsen. Die Eiche gedeiht in allen Gegenden unseres Vaterlandes, namentlich sehr reichlich in Westphalen, in den hannöverschen Haiden, in Schleswig-Holstein und in allen den Länderstrichen, welche die Nordsee umgeben. Eben so in den Gebieten längs der Ostsee, welche bisher die Dänen und Engländer zu ihrem Vortheile ausbeuteten. Ja noch unangetastete Ureichenwälder giebt es an der Drau und Sau und in anderen Uferstrichen der Donaugewässer. Die Eiche ist das Hauptholz für den Schiffskörper, doch ist dabei das Holz der Fichten, Buchen und Nußbäume, Eschen und Ulmen zu gewissen Schiffstheilen eben so brauchbar als nöthig. Aus allen diesen Holzarten sind unsere Wälder gemischt. Namentlich sind wir in Bezug auf die Fichte, die für die Masten und Raen so wichtig ist und die nach der Eiche den zweiten Platz im Schiffsbau einnimmt, vor den Engländern und vor vielen Seefahrernationen des südlichen Europa bevorzugt. Ein englischer Statistiker rangirt die Länder Europas in Bezug auf ihre Bewaldung folgendermaßen: zuerst Rußland, Skandinavien, Polen, von denen die Wälder ein Viertel der Oberfläche bedecken sollen; dann Deutschland mit Oestreich und Preußen, wo die Wälder ein Fünftel einnehmen; dann die Niederlande mit einem Sechstel, die Schweiz mit einem Siebentel, Frankreich mit einem Neuntel, Italien mit einem Zehntel, Großbritannien mit einem Vierzigstel Waldoberfläche. Träfe diese Angabe, wie es wahrscheinlich, einigermaßen die Wahrheit, so stände demnach Deutschland in Bezug auf Waldreichthum Rußland und Polen zunächst.

Man kann sagen, daß bisher der größte Theil der europäischen Flotten aus deutschem Holze gebaut wurde, und daß alle unsere Nachbarnationen unsere Wälder als gute Beute betrachteten. Zuerst brauchten uns in der Weise die Dänen, deren Seeoffiziere jährlich an die Oder und Weichsel hinaufzureisen pflegten und in den Wäldern unserer Oberprovinzen, der Sudeten und Karpaten diejenigen Bäume bezeichneten, die ihnen gut genug dünkten, um daraus Schiffe zur Molestirung unseres Handels im Sunde und unserer Häfen an der Elbe zu bauen. Dann die Engländer,

die zwar ihr Schiffsmaterial aus allen Weltländern zusammenschleppen müssen, da sie, außer Eisen und Kupfer, wenig des dazu Nöthigen selbst besitzen, die aber das Holz von Danzig, Königsberg und Memel vorzugsweise schätzen und ihre besten Schiffe aus dem bei ihnen hochangesehenen „Baltic timber" zimmern. Unsere baltischen Planken gehen selbst nach Frankreich und nach der iberischen Halbinsel, sogar auch nach Südamerika. Darauf die Holländer, die unsere Schwarzwälder und andere in den Rheinländern gelegenen Gehölze ausbeuten. Auf den Kanälen und Flüssen, die aus Westphalen in die Niederlande führen, gehen ihnen die herrlichsten Eichenstämme zu. Darunter sieht man viele von Alter ehrwürdige Stämme, unter deren Schatten die Zeitgenossen unserer Hohenstaufen ruhten, ja die vielleicht schon Karl's des Großen Sonne beschien. Es muß einem deutschen Patrioten das Herz bluten, solche ehrwürdige Nationalmonumente gefällt, geschweige denn, gleich hessischen Soldaten, den Fremden verhandelt und überliefert zu sehen. In Amsterdam und Rotterdam speichert man die herrlichen Stämme dann auf, um sie gelegentlich zu Barrikaden gegen die zum Ocean strebenden Bewegungen desjenigen Volkes zu gebrauchen, für das Gott sie wachsen ließ. Die Franzosen und Belgier haben mitten in den waldreichen Thälern der deutschen Alpen in der Schweiz mehre Etablissements gegründet, in welchen an Ort und Stelle das gefällte Holz für belgische und französische Rechnung zu Planken und Flintenkolben zersägt und zerhauen wird, um mit Hülfe des Rheines oder der Rhonekanäle in die Arsenale Toulons oder zur Schelde geschafft zu werden. Bemächtigen wir uns selbst aller dieser den Fremden dienenden Hölzer, die so zu sagen vor unserer Thüre wachsen, so ist es klar, daß wir für unsere baltische, unsere Nordsee- und unsere Donauflotte nicht in Verlegenheit gerathen könnten.

Etwas weniger gut sieht es an der Nordspitze des adriatischen Meeres aus. Hier haben die Venetianer und schon vor ihnen die Römer im Laufe der Jahrhunderte entsetzlich aufgeräumt. Die Alpen, von denen zur Holzflößung geeignete Flüsse herabströmen, und die dalmatinischen Küsten waren ehemals mit allerlei Holzarten reichlich gesegnet. Aber die Römer bauten hier ihre berühmten liburnischen Schiffe. Und dann mußten dieselben Gegenden noch einmal das Material zu einer anderen, das Mittelmeer

beherrschenden Flotte hergeben, der venetianischen. Die Alpen sind daher bis zu dem Kamm hinauf, wo deutsche und italienische Wasserwege sich durchschneiden, in hohem Grade entwaldet, so daß man in jenen Gegenden fast überall aus dem Zustande der Waldungen entscheiden könnte, wo man italienischen, wo deutschen Boden beträte. Und in noch höherem Grade sind es die Berggelände der dalmatinischen Küsten, die überall von erschreckender Nacktheit starren. Nur in einigen Niederungen zwischen den Bergen und an den sumpfigen Mündungen einiger Küstenflüsse, z. B. der Narenta, giebt es noch kostbare Waldungen. Da die Nordspitze des adriatischen Meeres, wo unsere Besitzungen liegen, überall von hohen Felsmassen ummauert ist, so ist es auch schwer, ihnen aus anderen Gegenden den Bedarf an Holz zuzuführen, obwohl die schönen Waldungen längs der Sau so nahe sind. Das einzige der großen, nach Süden geöffneten Alpenthäler, das dem deutschen Bunde angehört, ist das obere Etschthal mit seinen Nebenthälern, oder das südliche Tyrol. Hier könnten wir aus deutschen Wäldern frische Holzzufuhr herunterflößen. Doch sind auch hier seit einigen Jahrzehnten die betrübendsten Klagen über Verschlimmerung des Zustandes der Wälder laut geworden. Vermuthlich wird indessen wohl die Wien-Triester Eisenbahn, die in der Nähe so mancher steyerischen und illyrischen Waldreviere vorüberstreicht, einst geeignet sein, die Holzpreise in Triest zu ermäßigen und den Schiffbau dort zu erleichtern.

Die Deutschen sind bekanntlich an die Spitze der Bewegung für Forstcultur getreten, mit der man der fortschreitenden Waldzerstörung entgegenarbeitete. Sie haben nicht nur die besten Bücher über diesen Zweig der Nationalökonomie geschrieben, Bücher, die in die meisten anderen Sprachen unseres Welttheiles übersetzt wurden, sondern ihre Regierungen haben auch die zweckmäßigsten Verordnungen in den ihnen angehörigen Wäldern getroffen, Verordnungen und Einrichtungen, die man ebenfalls in Frankreich und anderswo nachzuahmen sucht. Und so haben wir uns denn in dieser Beziehung, durch Conservirung unserer alten Bäume und durch sorgfältige Anpflanzung neuer, zu einer mit der Zeit zu bildenden deutschen Flotte ziemlich gut vorbereitet. Es bleibt uns nur noch übrig, das Conservirte und Geborgene auch selbst zu benutzen und es, statt blos zu Eßtischen, Großvaterstühlen und Pferdeställen, auch zu großartigen patriotischen

Zwecken, zu einer Kriegsflotte zu verwenden. Vermuthlich könnten unsere Forstculturmänner schon gleich anfangen, bei ihrer Baumzucht auf eine zu bauende Flotte Rücksicht zu nehmen und manche Anordnungen zu treffen, wie eine Flotte es erheischt. Die Amerikaner erzeugen z. B. in ihren Wäldern das beim Schiffbau so wichtige Krummholz oder Knieholz auf künstliche Weise und mit einer kleinen Nachhülfe. Wo sie einen zweckmäßig gekrümmten Ast entdecken, da hauen sie seine Nebenzweige ab, damit sich das Knie desto vollkräftiger entwickele. Die Franzosen sehen darauf, daß die vor dem Einfluß des Windes geschützten Bäume für die Flotte conservirt werden. Die Bäume, welche der Wind viel hin- und herschaukelt und die sie „bois roulé" (geschaukeltes Holz) nennen, erlangen keine große Festigkeit der Holzfaser. Vermuthlich giebt es noch viele solcher Arten der Nachhülfe, und unsere forstwissenschaftlichen Bücher, in denen bisher immer nur von dem Brennholz und Tischler- oder Drechslerholz zu lesen war, sollten nun auch regelmäßig ein Kapitel über die Cultur der Forste, wie sie eine deutsche Kriegsflotte nöthig macht, enthalten. Frankreich ist in vier Kriegsmarinewalddistricte und Directionen (Directions forestières de la marine) abgetheilt, die damit beauftragt sind, in den Wäldern alle Anordnungen zu treffen, welche der Marine dienlich sein könnten. Da nun jedes Ding so viel als möglich bei der Wurzel — hier bei der Baumwurzel — anfangen muß, so sollte es eine unserer ersten Maßregeln sein, auch unser ganzes Vaterland einer solchen Eintheilung und Ueberwachung zu unterwerfen.

Wie unsere Förster, so sollten sich auch sofort unsere Schmiede und Eisengießer bei Zeiten unterrichten, welche Anstalten sie in ihren Etablissements treffen könnten, um vorbereitet zu sein auf die Ankunft des Messias der Flotte. Er ist im Anzuge und wird nicht ausbleiben, und wen er zum Empfang bereit findet, der wird des Lohnes seiner speculativen Thätigkeit gewiß sein. Sie sollten sich erkundigen, welcher Eisengebilde die Flotte bedarf, und diese schon im voraus anfertigen, oder wenigstens bei Zeiten das Rüstzeug zu ihrer Anfertigung schaffen. Die Bearbeitungsweisen aller dahin einschlagenden Rohstoffe müssen einer Reform unterliegen; es muß so zu sagen ganz Deutschland in seinen Wäldern, auf seinen Feldern, wo man Hanf und andere der Flotte nützliche Culturen fleißiger zu betreiben hat, und ebenso

in seinen Schmieden und sonstigen Manufacturen für die Flotte ausdrücklich organisirt werden. Mit den Häfen und den Schiffen an den Küsten ist es allein nicht gethan. Die Wurzeln, aus denen eine gute Flotte erblüht, stecken auch tief im Inneren des Landes, das dafür bereitet werden muß. Wie weit dieß geht, kann man an einem kleinen Beispiel, das aufs Große schließen läßt, ersehen. Bisher konnten wir nur aus England einen tüchtigen Stoff für Flaggen beziehen, weil die von unseren Fabriken gelieferten Gewebe der beständigen Einwirkung der Winde nicht widerstanden. Unsere Weber müssen sich bemühen, einen solchen Stoff, sowie tüchtiges Segeltuch und andere vielfach auf den Schiffen nöthige Zeuche, anzufertigen. Ebenso müssen unsere Uhrmacher und Mechaniker sich befleißigen, Chronometer und andere nautische Instrumente in größerer Vollkommenheit und Fülle als bisher darzustellen. Man begreift, daß der Aufenthalt in dem engen Raume eines Schiffes und die Natureinflüsse auf dem Wasser so verschieden sind von denen auf dem Festlande, daß man im Grunde sagen kann: alle Dinge, die ein Mensch bedarf, müssen auf zweierlei Weise gemacht werden, auf diese, wenn er sich ihrer auf dem Festlande, auf eine ganz andere, wenn er sich ihrer auf dem Meere bedienen will. Wenn wir eine große seefahrende und seemächtige Nation werden wollen, so müssen wir daher fast in jedem Zweige unseren Festlandgewerben noch einen kleinen, besonders für die Flotte berechneten Betriebszweig anhängen. Man sieht hieraus sowohl, wie viel wir für eine Flotte zu thun haben, als auch zugleich, wie gewaltig sie in alle unsere Zustände eingreifen, wie viel Neues sie bei uns ins Leben rufen wird. Die 100,000 Mann, welche England auf dem Meere schwimmen hat, setzen beinahe eine Million auf dem Lande in Nahrung und Thätigkeit.

Obwol die Engländer ihre Schiffe, die sie wie ihre Weiber „She“ (sie) nennen, kaum als eine todte Sache zu betrachten scheinen, so ist doch am Ende gewiß, daß alle noch so künstlich zusammengesetzten Planken und Kniehölzer nur todtes Holz bleiben, wenn nicht gescheite Lootsen und Steuerleute diese todte Masse beleben. Tüchtige Schiffer, Matrosen und Comman-

Leute sind die wahre Seele einer tüchtigen Flotte. Es fragt sich also: haben wir bei uns schon eine solche seemännische Seele, haben wir Anlage zum Seemannsleben, haben wir Leute, die einem solchen Leben schon Geschmack abgewonnen, haben wir bereits einige Unternehmungen eingefädelt und Beschäftigungszweige bei uns eingebürgert, die für unsere Leute als vorübende Schulen im Marinedienste betrachtet werden könnten? oder sind wir in der That von Haus aus so eingefleischte Landratten, wie es uns die Feinde unserer Bestrebungen einreden möchten? Wäre dieß Letztere der Fall, so könnte man uns bei unserem Leisten zu bleiben heißen und die Herstellung einer Flotte für uns als ein gewagtes Unternehmen bezeichnen. Es giebt ja wirklich Völker, die, obwol sie am Meere wohnen, einem wunderlichen und widerspänstigen Naturell zufolge doch eine entschiedene Abneigung gegen die See haben. So wagen sich z. B. die Letten am kurischen und livländischen Strande in ihren Schiffernachen kaum einige Meilen in die See hinaus. So haben die Tataren in der Krim ein Meer und fischreiche Küsten und sind doch weder gute Schiffer noch Fischer. Ja so kann man von allen Nationen, welche Rußland bevölkern, sagen, daß einige von ihnen auf den Pferden, andere auf ihren eigenen Füßen sich viel wohler fühlen als am Bord der schwankenden Fichte. An allen Küsten Rußlands wird Schifffahrt und Fischerei von fremden Völkern betrieben, und der Zar, der durchaus auf einer Flotte besteht, muß seine Nomaden und Pflüger mit Gewalt ans Ufer treiben und, so gut es geht, zu „Jack tars" und Neptunssöhnen zustutzen. Nur an äußerst wenigen kleinen Küstenstrichen des großen Reiches, z. B. bei Archangel oder in Finnland, besteht etwas Fischerei und Schifffahrt, die für die Flotte einigermaßen brauchbare Männer liefert.

Allein wenn wir über unsere deutschen Küsten und ihre Bewohner unsere Blicke werfen, so finden wir dort ein viel regsameres Seeleben und nicht zu verachtende Elemente und Anlagen bei der Bevölkerung, sowie auch zahlreiche Etablissements in den Städten, die wir als ein nicht übeles Fundament für die Errichtung der Flotte betrachten können. Im Norden haben wir von den Grenzen Hollands bis zu denen Rußlands eine Küstenentwickelung von nahe an 200 Meilen und an den Busen und Häfen derselben eine Reihe blühender deutscher Handelsstädte.

Die verschiedenen deutschen Stämme, welche längs dieses Küstenstriches wohnen, wetteifern als der Meerfahrt kundige, als geübte und erfahrene Schiffer mit den berühmtesten Schiffervölkern der Welt. Da sind die West- und Ostfriesen an den hannoverschen und oldenburgischen Küsten, die Bewohner der nordfriesischen Inseln an der schleswigschen Küste, Leute, die mit der grauen Woge des Meeres ebenso vertraut sind wie die vielgeprüften Gefährten des Odysseus. Denn ihr Leben verstreicht ihnen wie diesen zur Hälfte an den Ufern ihrer sandigen Inseln, zur anderen Hälfte aber am Bord ihrer Ever und Jollen, ihrer Smaks und Briggs. Seit Jahrhunderten besuchen sie die zürnenden Fluten des Nordmeeres und trotzen den Stürmen bei Grönland, bei Spitzbergen und an den norwegischen Küsten, wo sie den Walfischen und Häringen nachsegeln. Zahllos sind an den Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe und an den holsteinischen Meeresufern die kleinen Schiffer- und Fischerorte, die Varel, die Stade, die Brake, die Glückstadt, die Blankenese, die Wyk, die Wangeroog und Norderoog, deren Einwohnerschaft sich von Jugend auf dem Meere weihen, und die mit ihren Talenten und Schiffen sowohl auf der „kleinen Fahrt" (dem Küstenverkehr), als auf der „großen Fahrt" (dem Welthandel) den Seestädten Emden, Bremen und Hamburg dienen. Die Handelsflotten dieser Städte sind nicht nur bedeutend (Bremen allein besitzt nahe an 300 eigene große Seeschiffe), sondern auch ausgezeichnet durch ihre treffliche Ordnung, ihre gute Bedienung und zweckmäßige Ausrüstung. Die Schiffe dieses deutschen Küstenstriches, die in allen Hafenplätzen erscheinen, die in London wie in Lissabon, in Petersburg wie in Constantinopel, in Neuyork wie in Rio Janeiro wohl bekannt sind, die an dem Walfischfange in der Südsee wie an dem in den Gewässern am Nordpol Antheil haben, werden von den Engländern wie von den Amerikanern als ausgezeichnete Segler und als zuverlässige Vermittler des Weltverkehres in hohem Grade geschätzt.

Auch auf der Ostseite der schleswigschen Halbinsel giebt es schiffende und handelnde Deutsche in Menge. An den holsteinischen Meeresbuchten könnte man nicht nur Städte, sondern auch einige Dörfer namhaft machen, die eine Flotte von mehr als 50 kleinen Seeschiffen ihr eigen nennen. Die ganze Handelsmarine von Schleswig-Holstein, die kleinsten Küstenfahrer eingerechnet

soll 2700 Schiffe mit 9200 Matrosen betragen. Da finden wir Lübeck, das norddeutsche Venedig, das jetzt so tief gesunkene Lübeck; da finden wir die kühnen und erfahrenen Schiffer von Rostock, die Bewohner der Inseln Rügen, Wollin und Usedom, welche die Schiffe der Stettiner, der Stralsunder und anderer Handelsstädte Pommerns bemannen und bedienen. Stettin allein besitzt mehr eigene Handelsschiffe, als das ganze Belgien aufzuweisen hat. Danzig, Königsberg, Memel, ja wer nennt alle die von den Deutschen hier gegründeten Häfen und Seehandelsplätze, denen in Bezug auf Größe, Wichtigkeit und Geschäftsverkehr die anderen drei Reiche und Völker der Ostsee, die Dänen, Schweden und Russen, nichts Aehnliches, mit einziger Ausnahme ihrer drei Hauptstädte, an die Seite setzen können. Die eigene Schiffsrhederei, welche von allen diesen Ortschaften betrieben wird, die Fischerei an den nahen Küsten sowol als auch in entfernten Meeren, wie z. B. der Härings- und Walfischfang, beschäftigen jährlich einen großen Theil der deutschen Meeresanwohner. Es ist, nachdem wir sowohl von Bremen als auch von Stettin aus zu wiederholten Malen die Welt umsegelt haben, kein Theil der bewässerten Erde mehr, den unsere Schiffe nicht kennen gelernt hätten. Mehre hundert Fahrten vollführen wir jährlich glücklich in den Gewässern des schwarzen und mittelländischen Meeres. In Amerika, sowohl im südlichen als im nördlichen, ist kein Hafen, den wir nicht bereits besucht und in dem wir nicht Comptoirs gegründet hätten. Selbst an dem Handel mit Indien und China haben wir unseren Theil mit eigenen Händen genommen. Und dabei waren bis auf die letzte Zeit herab alle unsere eigenen Unternehmungen im Zunehmen begriffen. Zum Zweck unserer Kriegsflotte müßten wir nun diese unsere guten Anfänge weiter ausführen, die Paquetfahrten nach England und Amerika zum Theil selbst in unsere Hände zu bekommen suchen, den Walfischfang und ähnliche gute Schulen für seemännische Praxis durch Prämien und auf andere Weise noch mehr auszudehnen streben.

An theoretischer Meereskunde fehlt es noch weniger als an praktischer. Denn nicht nur haben wir in Stettin, in Hamburg und Bremen und einigen anderen Orten mehre sehr gute Seefahrtsschulen, die zum Theil Schüler bilden, welche viel kenntnißreicher sind als die auf englischen Anstalten gebildeten, sondern

wir haben auch überall in den kleinen Orten, im Oldenburgischen, im Bremischen, in Holstein und Friesland, fast in jedem Dorfe Lehrer, welche Unterricht in der Seekunde geben. Auch findet man dort in den Händen des Volkes überall Bücher über dieses Fach verbreitet. Wir können daher ohne alle Uebertreibung behaupten, daß längs unseren Küsten eine für die Marine gut vorbereitete und auch schon ziemlich geübte Bevölkerung existirt. Da diese Bevölkerung auch außerdem viele ausgezeichnete Eigenschaften besitzt, die für den Schiffsdienst besonders unentbehrlich sind, z. B. große Reinlichkeitsliebe, Muth, Nüchternheit und Moralität, so könnte man geradezu unsere kleinen Küstenvölker als ganz musterhafte Neptunssöhne bezeichnen. Deutsche Matrosen sind daher auch auf allen Flotten ebenso willkommen wie „Baltic timber“. Der Umstand aber, daß wir sie in der That in nicht geringer Anzahl auf vieler Nationen Schiffen finden, beweist hinreichend, daß wir einen Drang zur oceanischen Beschäftigung haben, und daß wir uns bemühen sollten, diesen Drang gleich überflüssigen Dampf nicht ins Freie hinauszulassen, sondern zur Förderung unserer eigenen „Steamer“ zu benutzen. Tausende von Deutschen und Friesen wandern jährlich nach Holland, um auf der holländischen Flotte Beschäftigung zu finden, welche ihnen die deutsche Rhederei nicht gewähren kann. Auf der englischen Flotte dienen gleichfalls nicht wenig deutsche Matrosen *). Auch auf der amerikanischen Friedens- und Handelsflotte findet man sie, sowie in der russischen Kriegsmarine. Es ist schade, daß wir nicht im Stande sind, eine Statistik dieser uns entwendeten Schiffer zu geben; vermuthlich würde man ihre Anzahl über Erwarten groß finden. Auch aus den gebildeten Klassen haben sich Manche aus Lust am Seehandwerk dem auswärtigen Kriegsflottendienst gewidmet. Nur aus dem kleinen Mecklenburg sollen sich in der russischen Flotte, nach Angabe eines neueren Marineschriftstellers, fünf höhere Offiziere befinden. Indessen ist die Erlangung

*) Die englischen Admirale und Commodores sind immer voll Lob von den „dänischen“ Matrosen, die sie häufig in ihren Diensten haben. Allein man muß wissen, daß diese „Dänen“ größtentheils ehrliche Deutsche, Friesen und Schleswig-Holsteiner, sogenannte Unterthanen des Königs von Dänemark, sind. Die dänischen Matrosen selbst sind auf ihrer eigenen Kriegsflotte beschäftigt. Die Schleswig-Holsteiner aber, die nicht gern auf der dänischen Flotte dienen, gehen häufiger auf die englische.

guter Kriegsmarineoffiziere eine der größten Schwierigkeiten für uns, obschon man annehmen darf, daß bei der Begeisterung, die jetzt ganz Deutschland für die Flotte ergriffen hat, die Neigung zum Seedienst zunehmen und unternehmende Männer aus dem Inneren an die Küsten führen werde.

Ein tüchtiger Matrose, sagt ein französischer Marineschriftsteller, ist ein sehr rarer Mensch, dem man kaum einen zu hohen Werth beilegen kann. Man kann sagen, daß er eine ganz exceptionelle Natur ist, ein ganz apartes Wesen für sich. Nur eine lange Gewohnheit des Meeres und seiner Gefahren kann diesem Wesen, die ihm so nöthige Energie, die ihm in jedem Augenblicke nöthige Kaltblütigkeit geben. Der Schiffer hat ganz andere körperliche Geschicklichkeiten, ganz andere moralische Eigenschaften nöthig als der Festlandmensch. Kurz zwischen den Seemenschen (hommes de mer) und den Festlandmenschen ist fast ebenso große Verschiedenheit wie zwischen den Wasserthieren und den Festlandvierfüßlern. Damit solche rare, solche perfecte, solche exceptionelle Matrosen geschaffen werden, dazu gehört eine Gewöhnung an die See und ihre Gefahren und eine Erziehung für sie, die schon in der Kindheit beginnen muß. Dazu gehört, daß die Leute es sich auf der See recht heimisch machen, wie dieß z. B. die friesischen und holländischen Schiffer thun, die ihre Frauen und ihre Theekessel und Kochtöpfe immer mit auf die See nehmen, deren Kinder am Bord der kleinen Schiffe geboren werden, und deren Wiege, wie die des Moses, die Wellen schaukeln. Es muß sich bei einem Volke, das eine gute Marine haben will, eine solche amphibische Bevölkerungsmasse ausbilden, wie wir Deutsche deren an unseren nördlichen Küsten besitzen. Im Süden unserer südlichen Küste dagegen, an der Adria, reicht deutsche Grundbevölkerung kaum bis an die Küste des Meeres hinan. Die Lagunen bei Venedig, Istrien und die dalmatinischen Inseln und Halbinseln sind von italienischen und slawischen Stämmen besetzt. Indessen sind unter diesen Stämmen, namentlich unter den slawischen, den Dalmatiern, von jeher ebenfalls solche amphibische Schiffer- und Fischervölker gewesen wie an den Küsten von Holland und Friesland. Die Natur des Landes, das ein schmaler, wenig fruchtbarer, felsiger Küstenstreifen mit vielen Inseln ist, wies die Bewohner von jeher auf die See hin. Sie können hier keinen Schritt machen, ohne ins Wasser zu treten. Am Festlande finden sie

nur wenige Producte und Geschäfte, in der See hingegen reiche Fischernte und viel zu thun. Man könnte das adriatische Meer mit dem kleinen Genfersee vergleichen, auf dem die südliche, von der Natur minder begünstigte savoyische Seite die Matrosen des Sees liefert, während die waadtländische nur von Wein- und Ackerbauern bewohnt wird. Auch auf der Adria sind alle guten Schiffer von der dürren, felsigen, zerklüfteten Kehrseite des Bassins. Schon die große römische Flotte, die in Ravenna stationirte, wurde von hier aus bemannt; auch die Venetianer zogen zu allen Zeiten ihre meisten und besten Matrosen aus der Nachbarschaft von Zara, Zengg und Cattaro. Weder die geographische Lage noch die Beschaffenheit des Landes wird seine Bewohner je befähigen, selbstständig aufzutreten und in eigenem Namen und für eigene Rechnung eine große und souveraine Handels- und Kriegsmacht zu entwickeln. Sie haben immer Andern gedient und werden es auch in Zukunft. Sollten die Italiener an der Adria die Oberhand behalten, so würden sie wieder die Dalmatier ihrer Flotte incorporiren; sollten aber, wie zu vermuthen ist, wir Deutsche hier kräftige Wurzel schlagen, so wird es dann unsere Aufgabe, diese Schiffs- und Fischervölker uns zu verbinden und unsere adriatische Flotte unter Anführung deutscher Offiziere mit ihnen zu bemannen. Die Dalmatier sind uns hier im Süden für unsere Flotte so unentbehrlich wie die Schleswiger und Friesen im Norden, und wie die Griechen es ehemals dem türkischen Kapudan-Pascha waren.

Im Ganzen haben wir Deutsche nach der ziemlich übereinstimmenden Angabe unserer Statistiker ungefähr 2500 eigene große Seeschiffe im Weltverkehr und wenigstens 50,000 auf der See geübte Matrosen *). Großbritannien hat nach einer Angabe von 1840 etwa 180,000, nach anderen Angaben, welche die Matrosen in den Colonieen mitrechneten, 210,000 Matrosen. Man sieht daraus, daß neben dieser kolossalen britischen Summe die Zahl

---

*) Rintel berechnet allein für die nordischen Meere 59,000 Seegeübte. Doch versteht er dann auch die Seefischer mit darunter. Fügten wir nun noch die mit uns verbündeten dalmatinischen Schiffer und Fischer hinzu, so bekämen wir wohl die Summe von 70,000 Mann.

unserer Matrosen nicht ganz verächtlich ist, und daß wir uns rühmen können, eine recht hübsch gefüllte Schule für unsere „men of war" zu besitzen. Die Bäume also, das Eisen, der Hanf, die Häfen und die Matrosen wären für uns da. Allein von allen diesen Dingen, und wären sie auch in noch so großer Menge vorhanden, rührt sich nichts, fügt sich gar nichts von selbst, auch nicht einmal zu einem Kanonenboote, zusammen, ohne den großen Nervus rerum, ohne den fast nichts in der Welt sich in Bewegung setzt. Es entsteht demnach die Frage: können wir Deutsche auch die Geldsummen, die eine Flotte kostet, zusammenbringen? Auch diese Frage müssen wir hier einigermaßen zu beleuchten versuchen.

Wol, kann man sagen, sind Flotten die kostspieligsten Staatsinstitute, und Wasserbauten, die für Flotten so nöthig sind, die theuersten Bauunternehmungen. Man nimmt an, daß es allein einen Aufwand von durchschnittlich 1000 Pfund Sterling erfordert, um eine einzige Kanone schwimmend zu machen und so zu placiren, daß sie auf dem Wasser feststehe und gebraucht werden könne. Hinter einem Mauerwalle auf einer Festlandbatterie kann man für dieselbe Summe wol zehnmal so vielen Kanonen eine Position verschaffen. Die Herstellung eines einzigen vollständig ausgerüsteten Linienschiffes von 100 Kanonen schlägt man auf 600,000 Thaler an, die Kosten der Unterhaltung eines solchen Schiffes aber während eines Kriegsjahres auf 250,000 Thaler. Dabei ist solch eine schwimmende Festung ein außerordentlich gebrechliches Ding. Ein einziger wohl gerichteter Schuß bringt sie unter Umständen zum Sinken, ein Windstoß zerstört dieselbe. Haben wir einmal unser Capital in Erdwälle und Steinmauern gesteckt, so haben wir doch etwas Solides. Bleibt der Friede, so stehen sie wol ein Jahrhundert. Aber bei den auf dem Meere schaukelnden Batterieen schreitet die Zerstörung sehr rasch. Rechnet man Alles, was der gewöhnliche Gang der Holzverfaulung und die außerordentlichen Unglücksfälle vernichten, so kann man annehmen, daß der größte Theil des ins Wasser gelassenen Capitals nach 12 oder 13 Jahren schon wieder darin zergangen ist *). Sollten solche Aus-

*) Den russischen Kriegsschiffen giebt Schnitzler nur ein Alter von 6—8 Jahren, Balbi den spanischen und portugiesischen ein Alter von 25—30 Jah-

sichten nicht geeignet sein, uns Festlandsicherheitsmenschen, wie wir Deutschen es bisher waren, völlig von einer Flotte abzuschrecken? Die Molos, die Häfendämme, die Werften und Wasserdocks sind wahrhaft unersättliche Abgründe im Verschlingen von Pfahlwerk, Quadersteinen und Geldsummen. Man werfe nur z. B. einen Blick auf den französischen Kriegshafen von Cherbourg. Der Bau dieses Hafens wurde 1783 begonnen, und seitdem hat derselbe der französischen Nation 28 Millionen Francs gekostet; um ihn aber ganz zu vollenden, hat man noch 18 Millionen darauf zu verwenden. Und doch ist dieser Hafen von Cherbourg nur eine der vielen nothwendigen Anstalten für die französische Flotte. Der Frankfurter Marineausschuß hat kürzlich in seinem Berichte in der Nationalversammlung 780,000 Thaler für Hafen- und Arsenalanlagen ausgesetzt; dieß sind etwa 111,000 Pfund Sterling. In Portsmouth kann man aber eine Schiffszwiebackbäckerei sehen, die ungefähr eben so viel gekostet hat. Das Doppelte und Dreifache dieser Summe kostet jede der verschiedenen Bodenaushöhlungen (Schiffsdocks), die bei jeder Handelsstadt in England jährlich gegraben werden, und deren es allein bei Liverpool nahe an 20 giebt. Man kann daraus abnehmen, welche Hafen- und Arsenalanlagen wir mit jener Summe zu Stande bringen werden. Sir Richard Philipp berechnet die für Erbauung neuer Kriegsschiffe und für Reparirung alter in England von 1820—40 verausgabte Summe auf 36,170,000 Pfund Sterling, d. h. 250 Millionen Thaler, oder für das Jahr 12½ Millionen. Die Auslagen für Häfen, Soldaten, Kanonen, Pulver &c. sind darin nicht inbegriffen.

Diese Thatsachen, die wir noch leicht vermehren könnten, mögen Anhaltepunkte geben, um die Größe der Summen einigermaßen zu berechnen, welche jenen in Frankfurt bewilligten allmälig nachfolgen müssen. Wenn wir diese Summen auch nicht einmal annähernd angeben können, so ist doch kein Zweifel, daß sie ungeheuer sein müssen, daß sie uns in einen Wirbel von Ausgaben ziehen werden, wovon die Meisten noch gar keinen Begriff besitzen. Dessenungeachtet brauchen wir vor jenen Sum-

---

ren, Sir Richard Philipp den englischen Handelsschiffen ein Alter von 20 Jahren, den Kriegsschiffen ein Alter von 12 Jahren. Die englische Admiralität rangirte binnen 12 Jahren von 1815—27 nicht weniger als 445 große Kriegsschiffe als untauglich aus und verkaufte sie.

men, die ohnedieß bei uns etwas verringert werden dürften, weil wir die Schiffe um ein Drittel billiger bauen, nicht zurückzuschrecken. Deutschland ist im Ganzen ein sehr wohlhabendes Land. Besorgen wir 50 Hofhaltungen, die noch viel mehr verschlungen haben als zehnmal so viele Fregatten, Linienschiffe und Dockyards, ohne daß wir verarmen, so mögen wir auch noch jene Last auf uns zu nehmen im Stande sein. Die Dänen, ein nicht nur an Zahl geringes, sondern auch verhältnißmäßig sehr armes Volk, haben, wie oben erwähnt wurde, in den letzten Jahrzehnten wieder eine sehr respectable kleine Flotte von nahe an 50 Schiffen vom Stapel gelassen. Die Russen, die Schweden und Norweger, bei denen das Maß des Nationalvermögens durchschnittlich viel kleiner ist als bei uns, haben ebenfalls eine Flotte nicht zu kostspielig gefunden. Die Kammern unserer kleinen Staaten, die sich bisher nicht scheuten, hunderttausend, oder zweimalhunderttausend, oder eine halbe Million Thaler für ein Museum, oder ein Theater, oder einen fürstlichen Pferdestall, oder ein herzogliches Gewächshaus zu votiren, werden doch vor den Masten und Segeln einer Fregatte nicht scheu werden. Ein Linienschiff ersten Ranges kostet eine Million — das ist wahr. Aber wie viele Millionen hat man für solche Festlandgebäude, wie der neue Dom von Berlin oder der alte von Köln, ohne Umstände aufgetrieben! Wie viele Millionen hat König Ludwig von Baiern in prunkende Gebäude aller Art gesteckt! Wenn das Meer und die Kriegshäfen Abgründe sind, die Millionen verschlingen, so können sie aber auch Quellen werden, aus denen uns Millionen wieder zuströmen. Wir hatten bisher in unserem Lande verschlingende Abgründe genug, aus denen der Nationalkraft nichts wieder zuströmte. Schließen wir einige dieser Abgründe zu, so können wir uns leicht dafür einige jener Quellen eröffnen! Unter den in der letzten Zeit bei uns ausgeführten großartigen Unternehmungen ist besonders eine, die uns Vertrauen einflößen muß, daß wir Geld, Energie und Ausdauer genug haben, um uns an ein so großes Werk, wie es der Flottenbau ist, wagen zu können: — der Eisenbahnbau. Wir haben uns mit einem lobenswerthen Eifer dieser großen Erfindung der Neuzeit bemächtigt und seit zehn Jahren so viel geleistet, daß Deutschland jetzt nach England und den Vereinigten Staaten das mit Eisenbahnen am

besten versehene Land der Welt ist. Diese Bahnen haben uns nicht weniger als 300 Millionen Thaler gekostet, eine Summe, vor der selbst die Flottensumme, auf welche hingedeutet wurde, zusammenschwindet, und die wir gleichwohl in dem kurzen Zeitraume eines Jahrzehntes aufbrachten. Aus dieser unerhörten Thatsache allein kann man die Zuversicht schöpfen, daß wir nicht blos nach einer Flotte verlangen, sondern auch im Stande sein werden, mit ihr zu einem erwünschten Ziele durchzudringen. Hierbei kommen aber die Eisenbahnen nicht nur als ein Prüfstein für das „quod valeant humeri" in Betracht, sondern diese Bauten müssen auch als treffliche Vorarbeit für die Flotte selbst gelten, deren Geburt dadurch erleichtert wird. An einigen Punkten haben jetzt unsere Eisenbahnen die deutschen Küsten erreicht. Die Communication mit den Küsten ist also leichter; das Innere ist den Küsten aufgeschlossen; die entgegengesetzten Küsten sind sich selbst näher gerückt. Indem aber das Binnenland gleichsam mehr zusammengeschwunden, ist Deutschland nicht mehr so continental wie früher. Unsere 200 Meilen Küstenlandschaft haben jetzt über das wohlbebahnte und beschiente Deutschland ein viel größeres Uebergewicht als über das ehemals regungslose, morastige, tief im inneren Kern Europas versteckte. Auch ist es natürlich, daß wir nun, da wir auf dem Festlande selbst flüchtig und behende hin- und hergleiten, nicht am Ufer gehemmt stehen zu bleiben wünschen, sondern die gelüfteten Flügel weiter über das Meer hin ausstrecken. Ein mit glatten Schienen belegtes Festland ist dem glatten Ocean selbst ähnlicher geworden und schmiegt sich diesem auch leichter an. Unser ganzes seit zehn Jahren theils bewußtes, theils unbewußtes Streben zum Ocean ist überhaupt wol nur die Folge der Belebung des deutschen Verkehrs, der sich an die Eisenbahnen, an den Bau von Kanälen, an die Errichtung von Dampfschifffahrtslinien, an die Herstellung von Chausseen, an die Abschaffung der Zölle, namentlich der Flußzölle, knüpft.

Wenn wir bei den Aussichten auf die ungeheueren Kosten, welche die Gründung einer Kriegsflotte nach sich ziehen muß, auf die Opfer hindeuten, die wir den Eisenbahnen bringen konnten, so dürfte man freilich einwenden, daß sich die Capitalien für die Eisenbahnen nur darum leicht auftreiben ließen, weil gerade diese Unternehmungen eine gute und gewisse Rente versprachen. Allein

auch das für eine Flotte angelegte Capital wird der speculationsmuthigen deutschen Nation reiche Zinsen bringen, wenn auch auf eine andere, weniger unmittelbare Weise. Es giebt zwar Länder, für die eine Flotte ein sehr schlecht rentirendes Unternehmen zu sein scheint. So hat z. B. Rußland in Asien eine so ausgedehnte Festlandgrenze, daß es allen seinen Feinden von Persien bis nach China hin nie mit einer Flotte nahen kann. An seiner ganzen Nordküste längs des stets mit Eis gefüllten Polarmeeres kann es ebenfalls nie von einer Flotte Gebrauch machen. Ebenso ist der Nutzen seiner Ostseeflotte nur sehr gering, weil hier seine Kriegshäfen die Hälfte des Jahres vom Eise geschlossen sind und seine Schiffe nur sehr kurze Uebungsexcursionen auf der Ostsee machen können, um dann wieder sechs Monate unthätig zu verharren. Colonieen in anderen Welttheilen haben die russischen Schiffe ebenfalls nicht zu überwachen. Da diese Nation blos Passivhandel treibt, so braucht sie auch nicht armirte Fahrzeuge, die den Handelsschiffen als schützende Begleiter nöthig sind. Auf dem Meere collidiren die russischen Interessen nur an einigen Punkten mit denen anderer Nationen. Rußland kann daher auch in Friedenszeiten seine Matrosen und Offiziere in der Handelsmarine nie fürs Vaterland nützlich beschäftigen. Die einzigen Unternehmungen, für welche in solchen Zeiten Rußland seine Flotte verwendet hat, bestehen in einigen wissenschaftlichen Expeditionen in entfernte Welttheile, sowie in der, von zwei zu zwei Jahren sich wiederholenden Sendung eines Schiffes nach Russisch-Nordamerika. Alles Uebrige bestand in bloßen Flottenparaden. Rußlands Flotte wäre daher ein wahrer Luxus, eine sehr drückende Last für das Land und eine übelberechnete Speculation, wenn es nicht wahrscheinlich wäre, daß sie die Russen blos in der Aussicht auf künftige Erwerbungen und auf später zu gewinnende Interessen unterhielten. Die Russen haben den Sund und Konstantinopel im Sinne, und gelingt es ihnen, diese Stationen für ihre Flotte zu erreichen, so haben sie dann allerdings richtig speculirt, indem sie bei Zeiten die Instrumente zur Behauptung dieser Positionen in Reserve hielten.

Deutschland aber ist in einer ganz anderen Lage als Rußland, und unsere Flotte soll auf eine ganz andere, den Nationalreichthum unmittelbar befördernde Weise nutzbar gemacht werden.

Wenn unsere Kriegsflotte auch nicht dem, der das Capital dazu anlegt, Zinsen bringt, so zinset sie doch der ganzen Nation. Diese Weise der Rentirung darf uns jedoch nicht von dem Unternehmen abschrecken, sondern sie kann höchstens bewirken, daß das Capital dazu auf eine andere Art zusammengebracht werden muß, wie es bei den Eisenbahnen und anderen großen Unternehmungen aufgebracht wurde. Eisenbahnen, weil sie wie die Grundstücke ihrem Besitzer und Eigenthümer Einkünfte gewähren, können von Privatpersonen oder Privatgesellschaften angelegt werden. Bei einer Flotte dagegen würden Privatpersonen ihr Geld hergeben, während die Zinsen augenscheinlich Anderen zu gute kämen. Die Flotte ist darum ein Nationalunternehmen, von dem seiner Natur nach Alle Vortheil haben, und das auch auf Kosten Aller ausgeführt werden muß. Deutschland hat mehre Tausend eigene Seeschiffe, die auf allen Meeren der Welt kreuzen. Es würde seinem Handel zum höchsten Vortheil gereichen, wenn seine Handelsschiffe überall des Schutzes einiger Kanonen gewiß sein könnten. Deutschland hat an seinen Küsten, in seinen reichen unbewehrten Städten und in ihren Waarenmagazinen bedeutende Capitalien deponirt, die kräftig gegen Seeangriffe schützen zu können uns höchst erwünscht sein muß. Während von Rußland kein Mensch auswandert, strömen beständig aus Deutschland mehr Menschen in entlegene Welttheile als aus irgend einem anderen Lande Europas, mit einziger Ausnahme Großbritanniens. Unter dem Schutze einer bewaffneten Flotte wird diese Auswanderung auf eine für das Vaterland vortheilhafte Weise regulirt werden können. Wenn Deutschland auch bei der Vertheilung des vierten und fünften Welttheiles unter die Nationen Europas zu spät kam, so ist doch Afrika noch da, diese immer noch todt liegende, von der Civilisation noch unberührte Welt, die jetzt die Franzosen vor der Hand in Angriff genommen haben, und welche vielleicht bei näherer Bekanntschaft auch den Deutschen Aussichten eröffnet. Aus der bloßen Achtung und Ehre, die wir durch eine Armirung auf dem Meere bei anderen Nationen gewinnen, werden auch materielle Vortheile entspringen, denn Achtung und Ehre müssen sich zugleich nothwendig in Münze verwandeln. Das Geld und die Kräfte, die wir für eine Flotte ausgeben, werden noch ohnedieß, da wir alle Materialien zur Flotte besitzen und bearbeiten,

unsere Landesindustrie beleben und unseren Waldbesitzern, Flachsbauern, Manufacturisten, Eisenschmelzern, Schmieden, Mechanikern und Zimmerleuten zu gute kommen, zumal viele neue Industriezweige begründet werden müssen. Dieß sind lauter Gewinne, welche uns schon mitten im Frieden durch die Flotte zu Theil werden. Welchen unberechenbaren Verlusten wir aber entgehen müssen, wenn wir eine tüchtige Flotte zur Seite haben, erfahren wir jetzt im Kriege mit Dänemark. Unser Handel ist in der That durch die dänischen Fregatten und Corvetten ruinirt; er wird mehr Zeit brauchen, sich von den geschlagenen Wunden zu erholen, als jede unserer Seestädte, wenn sie einen Brand von Hamburg durchgemacht hätte. Daß sich unser Schaden, in Geld ausgedrückt, auf mehr als Hunderte von Millionen beläuft, werden Die begreifen, welche wissen, was für eine zarte Pflanze der Handel ist.

Diese Vortheile, die wir aus einer tüchtigen Kriegsflotte ziehen müssen, sind also, so zu sagen, handgreiflich, Jedermann erkennt sie. Aber ohne Zweifel giebt es noch andere Vortheile, die nicht sofort in die Augen fallen, die wir aber nichtsdestoweniger als wichtig anzuschlagen haben, dieß sind — die moralischen Einwirkungen, die aus unserer Seetüchtigkeit auf den Charakter und Geist unserer Nation übergehen werden. Die Weltgeschichte zeigt die beachtungswerthe Erscheinung auf, daß sich der bewegliche Ocean, Seehandel, Schifffahrt und Meeresmacht überall mit der Freiheit im Bunde befinden. Wie die Venetianer ihre Freiheit an Bord ihrer Schiffe und ihrer Laguneninseln retteten, so haben es fast alle Völker gethan. Man findet fast kein seemächtiges Volk in der Welt, das nicht, an die Freiheit des Oceans gewöhnt, auch freie Institutionen in der Heimat eingeführt hätte. Die phönizischen, die ionischen Handelsstädte an der Küste Kleinasiens erwehrten sich so lange der Tyrannen des Festlandes, als ihre Seemacht blühte. Die Karthager, als ihre Seemacht in Aufschwung kam, veränderten ihre ursprünglich monarchische Verfassung in eine republikanische. In dem Inneren des Festlandes aller Welttheile herrschen Despoten; man kann von dem Ocean und den Küsten mit noch mehr Recht als von den Bergen sagen, daß auf ihnen Freiheit wohne. Europa hat ja auch als ein gegen das Meer so schön erschlossenes Land diese freisinnigen,

seefahrenden Nationen erzeugt, und wir Deutsche sind darum um so mehr gemahnt, endlich an diesem eigenthümlichen Erbtheile unseres Welttheiles innigeren Antheil zu nehmen. Wir haben dieß gefühlt, und daher ist es denn so bemerkenswerth, daß eben mit unserem Ringen nach freien Institutionen auch unsere Sehnsucht nach einer Flotte und nach der frischwehenden Atmosphäre des Oceans so lebendig erwacht ist. Unsere Flotte soll uns, so denken wir, unsere politische Freiheit mit erringen, mit erhalten helfen. Unser Unternehmungsgeist, unsere active Natur, ein Theil unserer besten Kräfte soll durch sie geweckt und wach erhalten werden. „Wir müssen uns auch", sagt mit Recht ein deutscher Flottenschriftsteller, „im Welthandel, in der Seeherrschaft, auf der thatenreichen Bühne des Meeres mit aller Kraft aufraffen; denn bilden wir da keine Macht, keine Einheit, kein Volk, so bleiben wir auch heute noch, was wir so lange gewesen sind, das recht- und schutzlose, vielfach bevormundete, das innerlich gebrochene, äußerlich getretene und verhöhnte Proletariat des Weltverkehres."

Ja, wenn es sich darum handelte, in dieser neuen Vermehrung unserer Kriegsapparate eine Kriegerschaar zu schaffen, die etwa nur zur Zügelung der Nation diente, so müßten wir uns mit Leib und Seele gegen eine solche Institution erheben. Aus den Marinesoldaten und Matrosen sind noch nirgend die Fahnen der Despotie aufpflanzenden Prätorianer hervorgegangen. Die Seeleute sind fast durchweg ruhige, tüchtige, freisinnige Leute gewesen, die es nicht lieben sich zu geniren, aber auch Andere nicht geniren wollen. Die Despoten von Venedig hatten häufiger auf der Flotte als auf dem Festlande mit freisinniger Widersetzlichkeit zu kämpfen. Und wenn in England je ein Despot nach unumschränkter Herrschaft streben sollte, so würde er auf der Flotte die allerschlechtesten Werkzeuge zur Ausführung seiner Plane finden. Die Verschmelzung des sogenannten Civil- und Militairstandes, der bewaffneten und unbewaffneten Bürger, die wir auf dem Festlande erstreben, findet auf der Flotte von Haus aus statt. Der unbewaffnete Matrose, der dem friedlichen Bürgerstande gar nicht entfremdet ist, und der eigentliche Marinesoldat wirken hier am Bord desselben Schiffes mit vereinten Kräften. Beide kommen oft in den Fall, gegenseitig ihre Pflichten zu übernehmen.

Der Soldat muß etwas von der friedlichen Kunst der Schiffslenkung verstehen, und der Matrose muß zuweilen die Kanonen richten und zur Waffe greifen. Der Landsoldat lernt blos Künste, die ausschließlich auf den Krieg abzwecken. Es ist sehr schwer, seine in ihm ausgebildeten Kunstfertigkeiten und Fähigkeiten auch im Frieden zu benutzen. Die Bemannung der Kriegsschiffe dagegen, die in der Schlacht durch ihre geschickten Schiffsmanoeuvre so bedeutend wirkt, kann weit leichter auch in Friedenszeit utilisirt werden. Dieselben Manoeuvre, die eine Schlacht gewinnen, bringen auch die Kaufmannswaaren sicher in den Hafen, und dieselben Kriegsmatrosen und Kriegsschiffscapitäne können wir daher während des Friedens in der Handelsmarine benutzen. Auch ein Theil des Materials selbst (die Kriegsschiffe) kann unserem Friedenszwecke dienen, während das Landkriegsmaterial (die Artillerie, die Batterieen, die Festungen und Mauern) im Frieden nur ein unnützer Zwang und eine beengende Last sind. Selbst die Pferde der Cavalerie dürfen in keinem Friedensgeschäfte benutzt werden, weil sie an Kriegsfähigkeit dadurch einbüßen würden.

Wir werden also eine Kriegsflotte gründen — aber, muß man fragen, was für eine? Werden wir eine bloße Scheerenflottille, aus Kanonenbooten und zur Vertheidigung unserer Küsten bestehend, oder eine respectable kleine Flotte von Fregatten und Corvetten zur Beschützung unseres Handels, wie die kleinen Seemächte sie haben, oder eine großartige, mächtige Flotte von Linienschiffen mit dem ganzen vollständigen Apparate einer imposanten Marine ersten Ranges zur Erringung einer mächtigen Weltstellung begründen? Auch über diese Frage hat man sich schon vielfach den Kopf zerbrochen und sie sehr verschieden beantwortet*). Allein so richtig es sonst wäre, sich auf wohlüberdachte Discussionen über diese wichtige Frage einzulassen, so ist es doch

*) Der Prinz Adalbert von Preußen hat in seiner bereits angeführten Schrift diesen Punkt gründlich und umständlich behandelt.

jetzt, da wir uns in einer Periode der Bedrängniß befinden, nicht an der Zeit, mit Muße die Sache zu verhandeln. In Zeiten der Noth fragt man nicht, ob ein Stück Eisen auch wirklich zu einem zweckmäßigen Schwerte gestaltet sei. Man ergreift es eben zu seiner Vertheidigung, mag es Säbel, Messer oder Sense sein. So müssen auch wir in dieser Zeit der Noth die Seewaffen rüsten und nehmen, wo und wie wir können und mögen, müssen Handelsschiffe zu Kriegsschiffen verwandeln, müssen rasch Kriegsschiffe zusammenhämmern, mögen nun Kanonenboote oder, wenn es angeht, Fregatten daraus werden. Es läßt sich gar noch nicht beurtheilen, wie lange der Krieg in unseren Meeren dauern, welchen Ausgang die Verwickelung, trotz wiederkehrender Waffenstillstands- und Friedensaussichten, nehmen wird. Eben so wenig können wir darum jetzt entscheiden, was aus unserer Flotte werden wird. Wir müssen uns vorläufig unserer Haut wehren und dazu jedes Mittel willkommen heißen. Ist dieser Nothstand vorbei, so können wir dafür sorgen, daß er in der Weise nicht wiederkehre. Alsdann wird sich allmälig, vielleicht erst im Laufe einiger Jahrzehnte, zeigen, wie wir unsere Nationalmacht auf den Meeren entwickeln mögen, wo und wie wir an den oceanischen und transatlantischen Bestrebungen der Völker uns betheiligen können. Die natürliche Richtung unserer Ströme und die geographische Position, die unser Vaterland zwischen vier Meeren einnimmt, scheint uns den Beruf aufzulegen, in sehr bedeutender Weise an den Seebestrebungen der Völker Antheil zu nehmen.

Was haben wir aber nun, muß man natürlich weiter fragen, seit dem Aufschwunge im März 1848 und der Entwickelung des Krieges mit Dänemark bis jetzt gethan, um diese deutsche Kriegsflotte ins Leben treten zu lassen? Im Ganzen haben wir freilich noch nicht weit über die begeisterten Aufrufe, die Journalartikel, die Verhandlungen hinauskommen können; dieß liegt in den schwierigen Umständen und Verhältnissen. Allein auch einige Anfänge für Thatsachen, zu welchen uns die Noth gleichsam stieß, haben wir aufzuweisen. Werfen wir, um diese Anfänge ins Licht zu stellen, einen Blick auf die Ereignisse. Gleich nach dem Aufstande Schleswig-Holsteins regten sich unsere Feinde in ihren Arsenalen zu Kopenhagen, und bald nach dem Einrücken der

preußischen Truppen in Schleswig, schon im Anfange des April, vergriffen sich die Dänen an deutschem Eigenthum auf dem Meere. Am 19. April 1848 wurden die ersten deutschen Schiffe im Sunde von den Dänen mit Beschlag belegt, und vom 29. April war die dänische Proclamation datirt, welche unsere Häfen in Blokadezustand erklärte. Gleich darauf erschienen dänische Fregatten vor den Mündungen unserer vornehmsten Ströme. Da flohen die Oldenburger und hanseatischen und preußischen Lootsen „aus See". Da flüchteten sich die deutschen Schiffe in englische Häfen und versteckten sich zum Theil gar in den Buchten von Riga und Petersburg, bei unseren Erbfeinden, den Russen, Schutz suchend. In jenen Tagen ertönte der Nothschrei an unseren Küsten und drang ins Innerre unseres Landes zu den Sitzen unserer Regierungen und nach Frankfurt zu dem dort damals noch berathenden Fünfzigerausschuß. Was war zu thun? Was konnte geschehen? Die großen Staatsmaschinen setzen sich ihrer Natur nach nur langsam in Bewegung. An jedem bedrängten Orte regten sich die Privaten vorerst und traten in Vereinen zu „Flottencomités" oder „Marineausschüssen" zusammen. Die ersten bildeten sich in Kiel, Hamburg, Bremen gleich in den ersten Tagen des Mai, bald darauf andere in jedem deutschen Uferorte. Diesen Vereinen folgte die Bildung ähnlicher Vereine im Innern von Deutschland, in München, in Mannheim, Dresden, Wien, kurz in allen deutschen Binnenstädten, und hundert Federn waren geschäftig, jenem Nothschrei von der Küste ein Echo zu geben und die Journale mit Artikeln über „die deutsche Seeunmacht", über „unsere Meeresuntüchtigkeit", über „unsere Küstenschwäche" zu füllen. Die Fünfziger, die Siebzehner, der Bundestag hatten sich schon im April für die Bildung einer deutschen Marine ausgesprochen. Am 9. Mai ernannte der Fünfzigerausschuß eine „Commission für die Marineangelegenheiten Deutschlands", und die Ernennung dieses Ausschusses kann man wol als die erste von einer in ganz Deutschland factisch anerkannten Autorität ausgehende Maßregel, als den Embryo unseres künftigen Marineministeriums ansehen. Am 11. Mai erließ der Marineausschuß einen Aufruf an ganz Deutschland zu gemeinsamen Bestrebungen und eine Aufforderung zu einem „Marinecongresse", der am 31. Mai in Hamburg zusammentreten sollte.

Wenn man die Vorschläge, welche in jener ersten Zeit der Bedrängniß im April und Mai laut wurden, erwägt, so kann man sich auf der einen Seite eines Lächelns, auf der anderen aber einer wenig tröstlichen Betrachtung nicht erwehren. In unserer Hülflosigkeit und Angst wußten wir nicht, wie wir die Sache anfassen sollten. Phantastische Plane wurden ersonnen, blieben aber unausgeführt. Extravaganten Hoffnungen, zu denen man in der Bedrängniß immer geneigt ist, wurde Raum gegeben, und ausländische Hülfe wollte man erflehen. Einmal sagte man, die Nordamerikaner wollten uns zu Hülfe kommen. Ja es lief die Kunde durch alle deutschen Blätter, eine Flotte der Vereinigten Staaten von 30 herrlichen Segeln sei in der Nordsee erschienen. Obwohl sie von Engeln oder von Neptun selbst hätte geleitet werden müssen, um so prompt zur Stelle zu sein, so erfreuten wir uns eine Weile an diesem glänzenden Phänomen, das sich aber bald als Fata Morgana erwies. Ein anderes Mal hieß es, die Holländer, unsere guten alten Stammbrüder, segelten uns zu Hülfe, um den Dänen den Garaus zu machen. Da sie nicht kamen, so schlugen Einige sogar vor, einen „kühnen Griff" zu thun, und verlangten vom Fünfzigerausschuß, er solle die Holländer „durch einen imperativen Beschluß verpflichten, unter der Bundesflagge Schiffe vor der Elbe kreuzen zu lassen". Wie denn Geängstigte bald die glänzendsten, bald die schwärzesten Visionen haben, so ließen wir auch eben so oft Böses sinnende als freundlich gesinnte Flotten in See stechen. Mehr als einmal wurde die ganze russische Flotte in See gesehen mit 15,000 Mann Landungstruppen am Bord, einmal sogar mit einer Armee von 30,000 Mann. Gegen die blokirenden dänischen Fregatten wollte man Brander ausrüsten und „Brandercapitäne dazu aus Griechenland kommen lassen". Diese Capitäne kamen nicht, und die Brander stachen nicht in die See. Die Stadt Bremen war herzlich froh, als sie auf der Weser sechs große Kanonen von der preußischen Regierung bekam. Diese große und reiche Stadt war in so hohem Grade schutzlos, daß sie nicht einmal den zehnten Theil der Artillerie hatte, den jetzt jeder ärmste kleine Canton der Schweiz besitzt. Oestreich würde aus seinem Arsenal in Venedig große Schiffskanonen nach Kiel per Eisenbahn schicken,

so hoffte man zuversichtlich, als man die Ereignisse in Venedig noch nicht kannte.

Im Kieler Meerbusen wollte man „wohlverpichte Pulvertonnen" versenken und diese in dem Augenblicke, wo die in den Hafen einlaufenden Dänenschiffe darüber wegsegelten, durch eine galvanische Batterie anzünden und mit sammt den Schiffen in die Luft sprengen. In Pillau bildete sich ein Matrosenbund, der sich mit 50 Ruderbooten „mit Verachtung jeder Lebensgefahr zum Ueberfall der dänischen Fregatte" in Bewegung setzen wollte. Acht Danziger Schiffscapitäne wollten augenblicklich gegen die Dänen in See gehen. Von Hamburg kam auch ein abenteuerlicher Mensch mit einer Anzahl von Leuten heran, welche schworen, binnen so und so viel Zeit die dänische Fregatte entern, kapern, erobern und im Triumph in den Hafen führen zu wollen. Es kam aber nicht einmal zu einem Versuche, weil man alle diese Plane noch bei Zeiten als unausführbar erkannte. Allerdings soll es ausgemacht sein, daß wir einmal einem dänischen Schiffe einige Kanonenkugeln beibrachten. Allein es bleibt eine unleugbare Thatsache, unsere Miauli und Kolokotroni haben bis heute noch nicht eine einzige dänische Ruderjolle gekapert, geschweige denn schon ein großes Kriegsschiff in Brand gesteckt oder heimgeführt. Es soll dahingestellt bleiben, ob die Geschichte irgend ein zweites Beispiel darbietet, daß eine so große Nation, wie die deutsche, von einer so kleinen, wie die dänische, auf einer 200 Meilen langen Küstenstrecke zur See angegriffen und drei bis vier Monate lang bekriegt werden konnte, ohne daß sie im Stande war, jener kleinen auch nur ein einziges Steuerruder abzuschießen. Wir müssen es gestehen, wir haben gar keine Miauli und Kolokotroni, auch keine Meier und Wullenweber, wie wir sie ehemals hatten. Haben wir in diesen Tagen von irgend einem Hamburger, oder Bremer, oder Lübecker Senator gehört, der sich an die Spitze eines kühnen Wagnisses gestellt hätte? Es ist nach solchen Erfahrungen wol an der Zeit, daß wir durch die Verschmelzung einer Kriegsmarine mit der Handelsmarine unserer Seemannschaft die Möglichkeit verschaffen, sich in tapferen Thaten zur See ausbilden zu können. Aber — wenn uns auch bis jetzt gänzlich die Gelegenheit dafür fehlte, immer bleibt es unbegreiflich, wie wir so ganz und gar nichts aufzuweisen haben,

[illegible] welche die hydriotischen [illegible] Kämpfern der Türken gegenüber [illegible]."

[illegible] Holländer wollen uns [illegible] sie doch eben so wenig [illegible] die Engländer, [illegible] bald für die Dänen [illegible] auf die Idee, sich [illegible] England oder Amerika kaufen zu [illegible] unverständlichsten Empfeh[illegible] man zu den aben[illegible]. Die englische Regie[illegible] anzunehmen, aber [illegible], daß sie uns „ganz [illegible] den Wink und sah [illegible]: „Hilf dir selbst", [illegible] in England noch in Amerik[illegible] vieler Schwie[illegible] auf unseren eigen[illegible], ganz an un[illegible] geleitet werden. [illegible] der amerikanische Gesand[illegible] hat, er wolle [illegible]. Wenn man etw[illegible] man sich leicht [illegible] bald hier, bald da [illegible] die vielzüngige Fama [illegible] „tüchtigen" Kern [illegible] gesprochen, wenn [illegible] kleine Keime dazu gesch[illegible] hätte. Ein [illegible] hat eine Flotille gebaut, die sowoh[l] zum Handel als zum Kriege tüchtig ist. Wie hat uns [illegible] Mund nach dieser kleinen Flotille, die einmal in der „Allgemein[en] Zeitung" paradirte, gewässert! Man hat aber leider nie wieder von ihr gehört. Die dänische Flotte muß zur Hälfte unser [illegible]

---

*) Die Eckernförder Ereignisse lagen damals noch im Schooße der Zukunft.

den, so behauptete man. Auch dieß war ja ein gefundener Schatz für die deutsche Flotte. Aber so lange Dänemark mit uns kriegen kann, wird es durchaus nicht mit uns brüderlich theilen wollen. „Ein treffliches Angebinde bringt Oestreich in seinen 50 stattlichen Kriegsschiffen der deutschen Flotte dar", so schrieb noch im Beginn des Frühlings ein Journalist, dem der Mund nach Flotten wässerte. Allein schon einige Tage darauf hatten nicht nur die Venetianer mit den Oestreichern so getheilt, wie wir es mit den Dänen wollten, sondern auch der ganze Rest des erwarteten Angebindes hatte sich bereits am 23. Mai, wo die vereinten Sardinier, Venetianer und Neapolitaner Triest in Blokadezustand erklärten, unter die Kanonen der Batterieen dieser Stadt zurückgezogen.

Damit wir Deutsche von beiden und von allen Seiten geweckt und aufgerüttelt würden, damit uns die Lehre: „Ihr waret höchst thörichte Thoren, daß ihr die See so völlig vernachlässigtet", recht nachhaltig eingeprägt würde, regte uns Neptun, erzürnt über die barbarische Vernachlässigung, die wir ihm hatten zu Theil werden lassen, auch von dieser Seite Feinde auf. Der „verrätherische" Sardenkönig und der „tyrannische" Gebieter von Neapel sandten ihre Flotte dem Löwen von San-Marco zu Hülfe, der sich Oestreichs Unterthänigkeit entzogen hatte. „Herr Albini" erschien Ende Mai zum Schrecken von Triest auf der Rhede von Pirano. Nun drang Flottennothgeschrei auch von hier aus zu unseren Ohren, die ganze große Stadt, die in ihrem reichen Schmuck ziemlich unbewaffnet an der Küste lag, erbebte. Alle Leute, die bisher geschlafen hatten, waren nun plötzlich wach. Die Bevölkerung rang die Hände, und der Nachbar fragte entsetzt den Nachbar: Was hat der Albini im Sinne? Was bedeuten die Kanonen, deren Mündungen von seinen Schiffen her starren? Man sah den Untergang vor Augen. Man fürchtete die Erhebung der italienischen Proletarier der Stadt, welche das deutsche Interesse plötzlich wie einen Vulkan unter sich erglühen fühlte. So haarsträubend wie unser Tergeste wurde keine andere unserer Seestädte aufgeschreckt. Wo waren denn da die östreichischen Seehelden, mit denen wir uns noch vor einigen Jahren brüsteten, als wir im Gefolge der Engländer die glorreiche Spazierfahrt gegen die syrischen Häfen des Pascha von Aegypten machten?

[illegible] „Bewährte", wie er von [illegible] wird? Herr von [illegible] Journal sich aus[illegible] [illegible] und der Kraft ist. [illegible] passiv zu verhalten", [illegible] und versteckte sich [illegible] Und wir haben seitdem [illegible] und seinen [illegible] [illegible] — [illegible]. [illegible] schaltete und waltete [illegible]. Die Proteste und [illegible] mit Bitten der fremden [illegible] bewogen ihn, einst[illegible] [illegible] zu unternehmen. Er lichtete [illegible] Zeit. Dann kam er [illegible] noch einmal. So oft er [illegible] athmeten die Triestiner auf, [illegible] ein panischer Schrecken. „[illegible], die feindliche Flotte hat sich entfernt." — „[illegible] ist wieder auf der Höhe von [illegible] gekommt!" — „[illegible] Dank, [illegible] gegeben, er wolle der Stadt nichts thun." [illegible] die Berichte, welche die [illegible] in unsere Zeitungen sandten. [illegible] die deutsche Nationalversammlung [illegible] der deutschen Mächte ein begütigendes [illegible] Wort zu Gunsten der geängstigten Stadt, und in Folge [illegible] wurde Ende Juni die strenge Blokade von Triest aufgehoben. Aber nichtsdestoweniger schaltete der Sarde auf dem Meere nach Belieben. Die Triester Schiffe mußten noch Anfangs Juli, „auch wenn Sturm und Wetter es noch so schwierig machten", sich in Schußweite von seinen Kanonen vor Anker legen, „um sich untersuchen zu lassen" und um jede Waffe, die sie etwa am Bord hätten, abzuliefern. „Der Herr Albini ist streng. Er will nicht, daß man Waffen führe!" Und er hat Alle gewarnt, „daß man ihm keine Ursache zu Beschwerden gäbe".

Auf diese Weise wurden zu gleicher Zeit auf den adriatischen Gewässern wie auf der Ostsee und auf dem „deutschen Meere"

(sollte man jetzt nicht meinen, dieß Meer hieße das deutsche wie lucus a non lucendo!) deutsche Schiffe, deutsche Capitäne und Mannschaften, deutsche Flagge verachtet, mißhandelt und tief gedemüthigt. O, Schmach! In Italien haben sich unterdessen in Folge der unter unseren Feinden ausgebrochenen Zwietracht und in Folge unserer Siege auf dem Festlande die Sachen gebessert. Im Norden dagegen sind die Verhältnisse noch dieselben, unsere Truppen haben noch kein Mittel gefunden, über den Alsenschen Sund zu kommen. Die dänischen „Meerjungfern“ triumphiren noch überall vor der Elbe, vor der Oder und Weichsel. Was hat man aber unterdessen, von solcher Angst gepeinigt und gestachelt, im Innern von Deutschland unternommen, um jene Schmach auszutilgen und ihre Wiederkehr zu verhüten? Welche Schiffe hat man in unseren Häfen bereits vom Stapel gelassen und armirt? Welche Summen hat man gesammelt? Am 12. Mai wurden in Hamburg die ersten Rippen zu einem deutschen Kriegsschiffe zusammengefügt. Im Laufe desselben Monats wurde dort ein Handelsschiff so umgewandelt, daß es 26 Kanonen zu tragen im Stande war. Zur selben Zeit wurde hier eine deutsche „Marinezeitung“ gegründet. Im Juni wurden daselbst die drei hansischen Dampfschiffe Bremen, Hamburg und Lübeck zum Kriegsdienst hergestellt. Eben so zimmerte man in Bremen ein Kanonenboot. Desgleichen wurde in Stettin Ordre zur Verfertigung von sechs Kanonenbooten gegeben; die preußische Regierung setzte dazu 500,000 Thaler aus. Auch in Kiel hat man ein Kanonenboot zu Stande gebracht, es mit Rudern und Mannschaft versehen, und bei einer Probefahrt, die man mit diesem Boote machte, war die Freude darüber groß, „daß die Mannschaft taktfest ruderte, daß das Boot glücklich aus dem Hafen herauskam und wieder einlief.“ Drei andere Kanonenboote lagen zu dieser Zeit in Kiel auf dem Stapel und sollten bis zum 12. September fertig sein. Auch von Danzig ward gemeldet, daß man dort säge, hämmere und zimmere für die deutsche Flotte. In Triest rief man alsbald nach der Befreiung von Albini: „Die Marine ist todt, hoch lebe die Marine!“ Statt der treulosen Italiener brachte man Leute von der Bewohnerschaft der zum deutschen Bunde gehörigen Küsten Istriens an Bord. Man zählte die Häupter der gebliebenen Geschütze und fand, daß man noch

[illegible] Kammer auf dem Wasser hatte. Am 9. Juli, als an einem Festtage zu Ehren des deutschen Reichsverwesers und wegen der Befreiung von den Sardiniern, hißte man dort die deutsche Flagge an dem Maste aller Schiffe auf und sah sich eifrig um, wie man die Lücken in den Reihen wieder füllen könne. Obwohl wir noch nicht im Stande sind, eine genaue und überschauliche Darstellung des Standes der in Angriff genommenen Flottenarbeiten zu geben, so geht aus jenen wenigen Daten doch schon zur Genüge hervor, daß man überall wirklich begonnen hat. Ein reines Facit werden wir erst am Ende des Jahres ziehen können; wir wollen hoffen, daß es ein respectables Facit geben möge.

Nicht rühmen läßt sich dieß von den Geldsammlungen, welche von den verschiedenen oben erwähnten Comités, die sich in allen deutschen Städten bildeten und deren Thätigkeit jetzt, nachdem die Nationalversammlung selbst den Beutel gezogen hat, so ziemlich als beendigt angesehen werden kann, veranstaltet wurden. Alle die Appelle an „die 20 Millionen deutschen Frauen und Jungfrauen" (auf so viel schlägt eine Wiener Dame in einem begeisterten Aufruf zu Flottenbeiträgen, den sie in die „Allgemeine Zeitung" rücken ließ, die Masse unserer Frauenwelt an), alle jene rührenden Aufforderungen an die goldenen Trauringe, an die silbernen Messer und Gabeln, an „die überflüssigen Geräthschaften von edlem Metall", haben erst eine sehr geringe Summe zusammengebracht.

Das Band vom weißen Arme,
Der Ring von schöner Hand,
Sind in der Zeiten Harme
Ein mächt'ges Unterpfand.

Wenn irgend ein Vers war, der eine poetische Schmeichelei und eine grobe Täuschung zugleich enthielt, so waren es diese artigen, an die deutschen Frauen gerichteten Zeilen, die in dem Gedichte eines Flottenpoeten in der „Allgemeinen Zeitung" vorkamen. Alles, was wir aufgebracht haben, beträgt bis jetzt noch nicht eine halbe Million Thaler: damit bringt man noch keine Fregatte von 50 Kanonen zu Stande. Wir sind also weit von dem vorgesteckten Ziele geblieben, welches laut eines im Anfange der Flottenbegeisterung vielfach ausgesprochenen Wortes dahin ging, daß jeder deutsche Volksstamm aus Privatmitteln ein eigenes

Schiff bauen müsse, das von ihm seinen Namen entlehnen sollte. Da sollte es geben eine Fregatte Saxonia, ein Linienschiff Bavaria, eine Corvette Nassovia, ein Kanonenboot Reuß-Schleizia u. s. w., was, nebenbei sei es gesagt, ein unserer Einigungstendenz ganz entgegengesetztes Particularitätsproject nach der alten Mode war. Die meisten der Gaben aus dem Inneren Deutschlands flossen nach Frankfurt bei dem dortigen Marineausschuß zusammen. Fast in jeder Versammlung unseres Parlaments wurden die einzelnen Beiträge bekannt gemacht. Nach den stenographischen Berichten über die Parlamentsverhandlungen betrugen sie am 24. Juli 1848 zusammen die Summe von 27,751 Gulden, d. i. 2000 Pfund Sterling, oder so viel, als die Mannschaft eines Linienschiffes in vier Wochen für Schiffszwieback und geräuchertes Fleisch verbraucht. Man hat berechnet, daß jedes in der Nationalversammlung gesprochene Wort der Nation so und so viele Groschen kostet. Da man dort ziemlich viel Worte über jene winzigen Beiträge gesprochen hat, so muß man noch ziemlich viele Groschen von jener Summe abziehen. Die reiche Stadt Nürnberg hat nur 6000 Gulden beigesteuert. In der großen Elbstadt Dresden konnte das dort gebildete Flottencomité nur 500 Thaler zusammenbringen, d. h. so viel, als man in England bei alltäglich vorkommenden Veranlassungen einigermaßen wohlhabende Privatleute zeichnen sieht. Die verhältnißmäßig bedeutendsten Beiträge wurden in den kleinen Städten Schleswig-Holsteins, des am meisten bedrohten Landes, zusammengebracht; in dem kleinen Glückstadt z. B. 5000 Mark, in dem noch kleineren Eckernförde eine ebenso große Summe, in der Stadt Kiel bis Ende Juli 25,000 Thaler. In Hamburg belief sich wohl die Summe aller Zeichnungen für die Flotte auf einige 100,000 Mark. Bei unseren reichen Landsleuten in London kamen nach der „Allgemeinen Zeitung" nur etwa 1500 Pfund zusammen, und darunter waren 1000 Pfund vom Prinzen von Preußen.

Man darf freilich nicht verschweigen, daß auch einige sehr rührende Beispiele von Flottenbeiträgen vorkamen. So z. B. flossen mehre kleine Summen aus einigen Dörfern der bairischen und tyroler Alpen seewärts. So weihte ein deutscher Mechanikus dem Capitän des ersten deutschen Kriegsschiffes ein treffliches Teleskop. So gab ein Eisenwerkbesitzer am Rhein der Flotte

280 Kanonen auf dem Wasser hatte. Am 9. Juli, als an einem Feiertage zu Ehren des deutschen Reichsverwesers und wegen der Befreiung von den Sardiniern, hißte man dort die deutsche Flagge an dem Maste aller Schiffe auf und sah sich eifrig um, wie man die Lücken in den Reihen wieder füllen könne. Obwohl wir noch nicht im Stande sind, eine genaue und überschauliche Statistik des Standes der in Angriff genommenen Flottenarbeiten zu geben, so geht aus jenen wenigen Daten doch schon zur Genüge hervor, daß man überall wirklich begonnen hat. Ein reines Facit werden wir erst am Ende des Jahres ziehen können; wir wollen hoffen, daß es ein respectables Facit geben möge.

Nicht rühmen läßt sich dieß von den Geldsammlungen, welche von den verschiedenen oben erwähnten Comités, die sich in allen deutschen Städten bildeten und deren Thätigkeit jetzt, nachdem die Nationalversammlung selbst den Beutel gezogen hat, so ziemlich als beendigt angesehen werden kann, veranstaltet wurden. Alle die Appelle an „die 20 Millionen deutschen Frauen und Jungfrauen“ (auf so viel schlägt eine Wiener Dame in einem begeisterten Aufruf zu Flottenbeiträgen, den sie in die „Allgemeine Zeitung“ rücken ließ, die Masse unserer Frauenwelt an), alle jene rührenden Aufforderungen an die goldenen Trauringe, an die silbernen Messer und Gabeln, an „die überflüssigen Geräthschaften von edlem Metall“, haben erst eine sehr geringe Summe zusammengebracht.

Das Band vom weißen Arme,
Der Ring von schöner Hand,
Sind in der Zeiten Harme
Ein mächt'ges Unterpfand.

Wenn irgend ein Vers war, der eine poetische Schmeichelei und eine grobe Täuschung zugleich enthielt, so waren es diese artigen, an die deutschen Frauen gerichteten Zeilen, die in dem Gedichte eines Flottenpoeten in der „Allgemeinen Zeitung“ vorkamen. Alles, was wir aufgebracht haben, beträgt bis jetzt noch nicht eine halbe Million Thaler: damit bringt man noch keine Fregatte von 50 Kanonen zu Stande. Wir sind also weit von dem vorgesteckten Ziele geblieben, welches laut eines im Anfange der Flottenbegeisterung vielfach ausgesprochenen Wortes dahin ging, daß jeder deutsche Volksstamm aus Privatmitteln ein eigenes

Schiff bauen müsse, das von ihm seinen Namen entlehnen sollte. Da sollte es geben eine Fregatte Saxonia, ein Linienschiff Bavaria, eine Corvette Nassovia, ein Kanonenboot Reuß-Schleizia u. s. w., was, nebenbei sei es gesagt, ein unserer Einigungstendenz ganz entgegengesetztes Particularitätsproject nach der alten Mode war. Die meisten der Gaben aus dem Inneren Deutschlands flossen nach Frankfurt bei dem dortigen Marineausschuß zusammen. Fast in jeder Versammlung unseres Parlaments wurden die einzelnen Beiträge bekannt gemacht. Nach den stenographischen Berichten über die Parlamentsverhandlungen betrugen sie am 24. Juli 1848 zusammen die Summe von 27,751 Gulden, d. i. 2000 Pfund Sterling, oder so viel, als die Mannschaft eines Linienschiffes in vier Wochen für Schiffszwieback und geräuchertes Fleisch verbraucht. Man hat berechnet, daß jedes in der Nationalversammlung gesprochene Wort der Nation so und so viele Groschen kostet. Da man dort ziemlich viel Worte über jene winzigen Beiträge gesprochen hat, so muß man noch ziemlich viele Groschen von jener Summe abziehen. Die reiche Stadt Nürnberg hat nur 6000 Gulden beigesteuert. In der großen Elbstadt Dresden konnte das dort gebildete Flottencomité nur 500 Thaler zusammenbringen, d. h. so viel, als man in England bei alltäglich vorkommenden Veranlassungen einigermaßen wohlhabende Privatleute zeichnen sieht. Die verhältnißmäßig bedeutendsten Beiträge wurden in den kleinen Städten Schleswig-Holsteins, des am meisten bedrohten Landes, zusammengebracht; in dem kleinen Glückstadt z. B. 5000 Mark, in dem noch kleineren Eckernförde eine ebenso große Summe, in der Stadt Kiel bis Ende Juli 25,000 Thaler. In Hamburg belief sich wohl die Summe aller Zeichnungen für die Flotte auf einige 100,000 Mark. Bei unseren reichen Landsleuten in London kamen nach der „Allgemeinen Zeitung" nur etwa 1500 Pfund zusammen, und darunter waren 1000 Pfund vom Prinzen von Preußen.

Man darf freilich nicht verschweigen, daß auch einige sehr rührende Beispiele von Flottenbeiträgen vorkamen. So z. B. flossen mehre kleine Summen aus einigen Dörfern der bairischen und tyroler Alpen seewärts. So weihte ein deutscher Mechanikus dem Capitän des ersten deutschen Kriegsschiffes ein treffliches Teleskop. So gab ein Eisenwerkbesitzer am Rhein der Flotte

eine Anweisung auf 50,000 Pfund Roheisen. Auch kann es hier nicht die Absicht sein, den guten Willen Derer, die nach Kräften reichlich und mit großmüthiger Hand steuerten, undankbar herabzusetzen. Aber Die, welche in einer so großen Sache nicht gegeben haben, muß man geißeln und spornen, und Denen, welche ein so übergroßes Wesen aus unserer Flottenbegeisterung machen, so viel dabei loben und preisen, muß man die dürftige, die reine Wahrheit vorhalten, daß bei aller Anstrengung zur Anfachung doch jeder Deutsche kaum einige Pfennige dafür geopfert hat. Wenn man einst der Muse der Geschichte dieses Resultat vorhalten wird, so wird sie die Achseln zucken und ein solches Opfer einer Erwähnung in ihrem großen Buche nicht werth halten. Auf die goldenen Armspangen und Fingerringe und Haarnadeln, welche die Venetianer einst auf den Altar des Vaterlandes legten, blickt sie mit Wohlgefallen hin. Man kann zugeben, daß wir im Inneren von Deutschland, in Berlin, in Wien, u. s. w., mit dem ungeheueren Drucke, der von allen Seiten auf uns lastet, einigermaßen entschuldigt werden können. Allein, was soll man von einer so reichen Stadt wie Bremen sagen, wo der Druck verhältnißmäßig gering war, und wo gerade Das, was dort drückte, vorzugsweise mit einer Flotte hätte beseitigt werden können, wo aber dennoch für diese Flotte weder etwas Außerordentliches noch Staunens- oder Preiswürdiges oder Rührendes und von begeistertem, hingebendem Patriotismus Zeugendes geschah! „Die Hansestädte", so hieß es bei Anfang der Dänennoth in einem norddeutschen Journal, „sind jetzt erwacht, wie die Löwin, der man die Jungen raubt." Kein Wunder, wenn sie es gewesen wären. Aber wer hat das Brüllen der hanseatischen Löwin in Bremen oder Lübeck vernommen?

Mit einem Worte, unsere Geldsammlungen haben, Schleswig-Holstein ausgenommen, keinen nennenswerthen Erfolg gehabt. Was uns außer der allseitigen Geldbedrängniß am meisten dabei entschuldigt, ist der Umstand, daß wir in Deutschland nicht sehr daran gewöhnt sind, durch Subscriptionen und Privatbestrebungen etwas zu Stande zu bringen, daß wir vielmehr erwarten, Alles müsse in öffentlichen Dingen von obenher, von den Regierungen aus geschehen. Wir müssen daher zum Schlusse auch auf die Veranstaltungen sehen, die man zur Förderung des

Werkes von obenher bis jetzt getroffen hat. Des zur obersten Leitung der Marineangelegenheiten vom Fünfzigerausschuß niedergesetzten Comité ist bereits Erwähnung geschehen. Von den Beschlüssen und der Thätigkeit des durch dieses Comité in Hamburg veranlaßten Marinecongresses, der am bestimmten Tage dort wirklich zusammenkam, haben wir noch wenig vernommen, weil natürlich die Politik gebot, einstweilen diese Beschlüsse geheim zu halten. Wie dem Fünfzigerausschuß die Nationalversammlung, so folgte denn jenem Comité vom Mai der „Marineausschuß der Reichsversammlung" im Juni, der sich sofort an die Spitze stellte, mit den einzelnen Marinecomités von Deutschland und außerdem mit auswärtigen Admiralitätscollegien in Verbindung trat und sich als den einzigen, officiell mit Deutschlands Marineangelegenheiten betrauten Körper erklärte. Am 8. Juni 1848 trat der Deputirte v. Radowitz, dem die Ehre des Vortrages in einer so wichtigen vaterländischen Angelegenheit zu Theil wurde, mit einem Berichte und Antrage an die Reichsversammlung hervor, worin diese zur Votirung einer namhaften Summe, über deren Verwendung man auch bereits eine Vorlage machte, aufgefordert wurde. Am 14. Juni fand dann unter den vielen bemerkenswerthen Sitzungen unseres Reichstages auch diejenige statt, in welcher diese höchst wichtige Angelegenheit unseres Vaterlandes aus dem Stadium der frommen Wünsche überging in das der entschiedenen Absichten und der von der ganzen Nation formell adoptirten Projecte. Wohl kann man nicht leugnen, daß in der Debatte über diese Angelegenheit weit weniger Talent, Beredtsamkeit, Eifer und Kenntnisse entwickelt wurden als bei vielen anderen Verhandlungen unseres Reichstages. Die Redner hätten sich darauf beschränken sollen, mit einigen starken Zügen und mit Hindeutung auf die Hauptpunkte dem Reichstage und der Nation die Schmach, ohne Waffen auf dem Meere zu sein, und die Nothwendigkeit einer Marine beredt ans Herz zu legen. Statt dessen aber redete man allerlei über „hohle Kugeln" oder nicht hohle Kugeln und deren relative Wirksamkeit, über die Manoeuvrirfähigkeit des amerikanischen Schiffes Princetown, das neben einer Dampfmaschine auch „lateinische Segel" hat, über Shrapnells, Paixhans, über die „Seemachtherrlichkeit Deutschlands" und über andere ungehörige Dinge. Einer der Redner sprach sogar

von „Deutschlands Fittichen, deren Schwungfedern in der Nord- und Ostsee trinken und Deutschland zur Einigkeit erheben wollen." Die wundervolle Angelegenheit also, von der die Redner handelten, hatte sie nicht auf die Höhe erhoben, auf der man sie zu finden hätte erwarten sollen. Allein eine Reichsversammlung soll man nicht nach Reden und hier und da entschlüpften Worten kleinlich kritisiren. Sie wird richtiger nach ihren Thaten und ihren Beschlüssen als nach ihren Reden beurtheilt. Und so stellte es sich denn als schönes Resultat hervor, daß am Ende aller jener Reden, die mancher englische Admiral hier und da belächeln mußte, die Versammlung vorläufig für die Begründung einer deutschen Flotte fast einhellig sechs Millionen Thaler votirte, ein Resultat, worüber Niemand lächeln wird. Nur ein einziger Redner hatte sich gegen den Vorschlag einschreiben lassen, kein einziger aber dagegen gesprochen; fast die ganze Versammlung erhob sich, um dem Beschlusse ihre Zustimmung zu geben. Der Marineausschuß hatte vorgeschlagen, diese Summe für den Bau von 2 Fregatten, 4 Corvetten, 6 Dampfschiffen und 200 Kanonenbooten zu verwenden. Die Nationalversammlung überließ füglich die Art der Verwendung der damals noch zu bildenden Centralgewalt, die seitdem ins Leben getreten ist und ein deutsches, auch mit der Marineangelegenheit betrautes Reichsministerium mit sich geführt hat. Wie nun jene 6 Millionen zusammengebracht werden sollen, was etwa davon schon zusammengekommen ist, welche Vorbereitungen man nun weiter zur Ausführung des Reichstagsbeschlusses treffen wird, welche Plane zur Verwendung der Summe man ausarbeitet, dieß ist nun natürlich unserem Wissen bis jetzt noch entzogen. Wir müssen uns einstweilen mit der Ueberzeugung begnügen, daß die oberste Behörde der Nation das Vertrauen auch in dem Punkte der Marineinteressen rechtfertigen wird. Im Uebrigen erheischt gerade diese Angelegenheit mehr stilles Handeln und mehr Geduld als irgend eine andere. Der Congreß der Vereinigten Staaten in Nordamerika beschloß im Jahre 1816 den Bau von 12 Linienschiffen und 15 Fregatten, zusammen von 27 Kriegsschiffen. Nach 10 Jahren, 1826, waren davon erst 11 Schiffe fertig. Alle übrigen befanden sich noch auf den Werften und waren noch sehr weit von ihrer Vollendung entfernt. Und doch hatten die Vereinigten Staaten

bereits Alles zur Errichtung einer Flotte bei der Hand. Für uns, die wir erst das ganze Gerüste einer Flotte aus dem Grunde aufzuführen haben, wird es also einer noch längeren Zeit bedürfen. Gegen Ende des Juli faßte der Reichstag zu Frankfurt auch einen Beschluß über die Nationalflagge für die deutsche Handels- und Kriegsmarine, mit dessen Ausführung man jedoch nicht zu sehr zu eilen scheint. Die deutschen Dichter und Schriftsteller versahen uns außerdem mit zahlreichen Zeitungsartikeln, Brochuren, wissenschaftlichen Werken, selbst mit einer Menge poetischer Ergüsse, die von der deutschen Flotte handeln, und welche sämmtlich die gute Absicht verrathen, die Nation durch Begeisterung und durch Belehrung für die große Angelegenheit wach und in frischer Stimmung zu erhalten.

Fassen wir nun aber die Resultate unserer ganzen Kriegsflottenbewegung zusammen, so ergiebt sich, außer der Flagge, der Marineliteratur und der Marinezeitung: 1) ein Ministerium, das mit unseren Seeangelegenheiten betraut und beschäftigt ist, und 2) eine kleine Anzahl bewaffneter und für die Bewaffnung eingerichteter Fahrzeuge, deren Vereinigung zu einer deutschen Kriegsflottille jedoch noch ein Problem ist. Wohl Niemand wird ernstlich behaupten können, daß diese Anfänge unserer Entwickelung zur See bedeutend sind, ganz abgesehen davon, daß sie sich noch in gänzlicher Vereinzelung und Zersplitterung befinden. Der deutsche Neptun wird viel, sehr viel zu thun haben, ehe er den starken Dreizack schwingt; wir werden viel Mühe, Opfer, Beharrlichkeit und vaterländische Gesinnung daran setzen müssen, ehe das Vaterland der Eichen Schiffe gebären kann, auf deren Masten stolz die schwarz-roth-goldene Flagge weht; wir werden uns tüchtig rühren müssen, ehe wir uns, statt nur mit engen steinernen Mauern, auch mit hölzernen Wällen zu umgürten vermögen. Eines nur, und zwar den Hauptgrund alles Gelingens, haben wir für uns: die deutsche Nation drängt mit Bewußtsein und mit Instinct entschieden zum Meere. Alles fordert uns auf, daß der Name: deutsches Meer, den wir sowohl der Ost- wie der Nordsee beigelegt haben, eine Wahrheit werde. Möge Keiner in seinem Kreise unterlassen, Bausteine herbeizuschaffen zu dem großen vaterländischen Werke, das sich so bereitet! Unsere Kräftigung zur See wird viele Ketten, die uns noch belasten,

sprengen. Mögen wir alle dabei energisch schaffen und, wie der Reichstagsdeputirte v. Radowitz sehr richtig bemerkte, nicht vergessen, daß die Schöpfung einer deutschen Marine eine unermeßliche Aufgabe sei. Mögen alle noch gehegten Bedenken fallen und alle Arbeiter von froher Hoffnung beseelt am Werke stehen, damit der Guß gelinge, damit die Glocke bald sich hebe, schwebe, damit die Segel sich füllen und schwellen und wir rufen können: Glück auf Germania zur See!

V.

Reise zur Weser-Mündung.

Im Herbste 1849.

1. Die Weser und die Communicationen mit der Mündung. Schellfischfänger. Die Bremer Schiffe. Bremerhaven. Uferbauten.

Vor Kurzem berührte ich auf einer größeren Reise durch unser schönes Vaterland auch denjenigen deutschen Fluß, von dem Schiller in seinen Epigrammen nichts melden zu können erklärte, von dem aber in neuerer Zeit bei uns desto mehr gesprochen worden ist, erstlich, weil an seinen Ufern eine unserer strebsamsten Handelsstädte aufgeblüht ist, zweitens, weil seine Mündung jetzt jährlich von vielen Tausenden unserer Landsleute aufgesucht wird, um von da aus zu einem glücklicheren Welttheil überzugehen, und drittens, weil seine Buchten und Häfen dazu ausersehen sind, die theueren und kostbaren Anfänge unserer Flotte zu bergen und diesem neugeborenen Kinde Germaniens zur Wiege zu dienen — mit einem Worte, ich berührte die Weser, dieses für Deutschland so wichtige Gewässer, das schon dadurch merkwürdig und einzig in seiner Art ist, daß es unter unseren größeren Strömen allein derjenige ist, der von seiner Quelle bis zur Mündung ganz deutsch ist, durchweg durch lauter deutsche Gaue strömt, mit seinen Zweigen und Nebenarmen mitten und tief in das Herz unseres Vaterlandes hineingreift, und dessen Bedeutung als Schifffahrts-kanal, als die natürliche Wasserstraße für Thüringen, Baiern und andere deutsche Binnenländer zum Meer offenbar noch einer größeren Entwickelung entgegengeht, wenn erst das hassenswürdige Mündener Wehr und andere Schifffahrtshindernisse beseitigt und durch künstliche Kanäle und Eisenbahnen alle die Verbindungen, deren die Weser fähig ist, die der Werra, der Fulda, der Aller mit dem Main, mit dem Rhein, mit der Elbe, ausgeführt sein werden.

In Bremen, wo ich die Weser erreichte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, das letzte Stück des Flusses bis ans Meer ganz zu Ende zu fahren, um dort unserer deutschen Flotte einen Besuch abzustatten und zugleich die anderen daselbst in der Vollendung begriffenen Arbeiten, die auf Flotte, Schifffahrt, Handel, Auswanderung Bezug haben, zu beschauen. In der That, ich hielt diesen kleinen Ausflug für eine patriotische Pflicht und ein unabweisliches Bedürfniß. Haben wir doch alle im Inneren schon so lange für eine deutsche Flotte geschwärmt, dazu beigesteuert, oder für sie gesammelt und Comités gebildet. Da will man sich doch auch selbst überzeugen, was denn die Bemühung gewirkt hat.

Es war ein grauer, wolkiger, regniger Novembertag (der 14. des Monats), als wir uns in dem reichen, blühenden, seit einigen Jahren total umgewandelten Bremen an eines der neuen Dampfboote begaben, die jetzt täglich von dort aus die untere Weser befahren. Bremen liegt etwa 12 bis 18 Meilen*) aufwärts von der Mündung der Weser entfernt. Noch vor zehn Jahren gab es zwischen der Stadt und dieser Mündung fast gar keine anderen Verbindungen als die, welche die Natur und die uralte Sitte der Väter geschaffen hatte, d. h. zu Lande verschiedene sehr schlechte und zu Zeiten völlig unbrauchbare unchaussirte Wege durch die oldenburgischen und hannöverischen Marschen und Haiden, und zu Wasser war keine andere Gelegenheit als die mit den kleinen Leichterschiffen, den sogenannten „Kähnen", welche von den großen Seeschiffen, von der Mündung her die Waaren und Personen heraufbrachten, und die so lange ihre Reise fortsetzen konnten, als der Himmel Wind gab. Bei Ueberschwemmung der Marschen durch Regen oder durch den Fluß, bei Eisgang in der Weser oder sonstigen hinderlichen Naturereignissen waren die Kaufleute in Bremen zu Zeiten ganz von der Mündung des Flusses, bei der sie doch so sehr interessirt sind, auf die beständig ihr Auge gerichtet ist, abgeschnitten und mußten geduldig warten, bis die Umstände sich änderten und bis sich dann von selbst zeigte, welches Heil oder Unheil derweile an der Mündung des Stromes erschienen war. Oft brauchte es mehre Tage,

---

*) Je nachdem man die Mündung der Weser bestimmt. Siehe weiter unten.

bis von daher Nachrichten über das Einlaufen oder Verunglücken von Schiffen ankamen, oder bis der Rheder sich mit seinen Schiffscapitänen über die Resultate ihrer Fahrt besprechen konnte.

Jetzt endlich ist eine solide Chaussee zur Mündung hin ausgeführt, eine Eisenbahn ist seit einiger Zeit projectirt, auf dem Flusse haben zwei Dampfschifffahrtsgesellschaften, eine oldenburgische und eine bremische, regelmäßige und mit einander wetteifernde Dampffahrten begründet. Und längs der Ufer des Flusses gehen zwei Telegraphenlinien hinauf, eine optische und eine elektro-magnetische, die sofort von allen Seeereignissen, welche von den äußersten Landausläufern der Wesermündung aus erspäht werden können, auf dem Markte und der Börse von Bremen Kunde geben. Der elektro-magnetische Telegraph geht nur von Bremen bis Bremerhaven und hat keine Zwischenstationen. Die optische Linie dagegen geht noch weiter hinaus bis Curhaven und Bremen und hat auch Bureaux an mehren anderen kleinen Weserorten, daher sie einstweilen noch mit jener concurriren und neben ihr benutzt werden kann.

Das Fahrwasser der Weser ist leider noch bei Bremen selbst äußerst schmal. Unser Dampfschiff, das mit dem Vordertheil stromaufwärts lag und sich nun wenden sollte, mußte am Hintertheil mit einem Strick befestigt werden und sich dann wie ein Kind am Gängelband herumdrehen, damit es nicht etwa einen zu großen Bogen beschriebe und auf den Sand geriethe. Während wir dieses Manoeuvre ausführten, brachten wir eine kleine Flotille von Norderneyer Schellfischfängern in die äußerste Noth und Angst. Es war ein Dutzend kleiner Seefischerbarken, die ihre Beute in Bremen verkauft hatten, und die nun am Morgen, wo ein günstiger Wind aufsprang, sich in Bewegung setzten. Wie eine Schaar wilder Enten waren sie — ich weiß nicht wie — herbeigeflattert und lagen auf einmal mitten in unserem Fahrwasser. Als unser Dampfer mit den Rädern zu schäumen begann, schien ihnen dieß sehr unerwartet zu kommen, und sie wurden von der größten Furcht ergriffen, entweder von uns überrannt zu werden, oder zur Seite des Fahrwassers auf den Sand zu gerathen. Laute Warnungsrufe unseres Capitäns und Steuermannes, und herüber und hinüber Geschrei und Bewegung auf der kleinen Schellfischflotte, wo an Bord jedes Schiffes sich zwei oder drei Mann befanden. Ich bemerkte, wie eines von ihnen rasch die

Segel einraffte und einen Anker fallen ließ. Gleich rafften auch die elf anderen die Segel ein und ließen einen Anker fallen: Einer unserer Matrosen, der dieß mit ansah, bemerkte mir dazu: diese kleinen Fischerflotillen von Norderney, von Helgoland und anderen Orten, die hierher kommen, halten sich immer in Schwaren zusammen, „un wat eener deiht, dat doht de anneren ook" (was einer thut, das thun die anderen auch). Sie wurden indeß gleich wieder anderen Sinnes. Einer von ihnen mochte berechnen, daß doch noch nicht Raum genug für das Dampfschiff da sei, und schnell, wie eine Ente den Fuß einzieht, hatte er seinen kleinen Anker wieder heraufgeholt. Gleich waren die anderen elf ebenfalls bei der Hand und hißten ihre kleinen Anker wieder herauf, breiteten ihre Segel aus wie ein Vogel seine Flügel und flohen mit Hülfe des schwachen Windes und mit Nachhülfe von Ruderstangenarbeit ängstlich und unter gegenseitigen lauten Ermahnungen noch etwas weiter in die seichten Gewässer hinein, wo sie sich endlich sicher glaubten. Als wir vorüber waren, sah ich sie einen nach dem anderen wieder ins Fahrwasser hervorkommen und wie eine Schaar Wandervögel, deren Ordnung wir gestört hatten, hinter uns herziehen.

In der Entwickelung des transatlantischen Handels zu den Zeiten der glorreichen Hansa, da die Schiffe der Bremer noch nicht viel größer waren als jene Schellfischfängerbarken, als die Kaufleute der Stadt auf diesen kleinen Schiffen meistens nichts weiter verluden als gutes norddeutsches Bier, das sie nach Skandinavien brachten und wofür sie Stockfische eintauschten oder gesalzene Marschbutter, wollene Strümpfe, Jacken, Mützen und etwa Linnenfabrikate, mit denen sie auf jahrelangen Reisen nach Riga, Reval oder sonst einem der entferntesten Punkte der damaligen Welt segelten, dafür entweder Hanfstricke oder Leinsaat oder einen schönen Sack voll Thaler nach Hause bringend — in dieser Zeit der Kindheit des Bremer Handels, sag' ich, lag die Stadt gerade an dem rechten Flecke. Die kleinen Seeschiffe konnten bis zur Stadt hinaufkommen und Alles an Ort und Stelle richtig empfangen und aus- oder einladen. Allmälig sind aber die Bremer Handelsexpeditionen bedeutender, die Schiffe immer größer geworden. Leider ist die Weser nicht nach Verhältniß mitgewachsen, und eben so wenig konnte leider auch die Stadt, die einmal an der ungünstig gewordenen Stelle groß

gewachsen war, mit allen ihren Wohn- und Packhäusern und sonstigen Anstalten stromabwärts geschafft werden.

Am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts trugen die größten Schiffe Bremens wohl 200 Lasten und zuweilen etwas mehr. Solche Schiffe konnten zu keiner Zeit mit Ladung zur Stadt selbst gelangen. Es wurden daher verschiedene kleine bremische, hannöverische und oldenburgische Häfen: Vegesack, Elsfleth, Braake, Geestendorf, zur Bergung dieser Schiffe benutzt, die, je nach der Beschaffenheit des Wassers oder nach der Größe ihrer Ladung, mehr oder minder hoch in die Weser hinauffuhren. Ihre Waaren wurden an verschiedenen Punkten der Weser in die kleinen Leichterschiffe („Kähne" genannt) umgeladen und so zur Stadt gebracht. Die ganze untere Weser war für Bremen so zu sagen Hafen, überall aber ein sehr unvollkommener Hafen, da aus Mangel an Concentrirung und systematischer Controle nirgends genügende Hafenanstalten getroffen waren. Doch schleppte man sich mit den verschiedenen Behelfen noch über drei Jahrhunderte lang nach der Entdeckung des Columbus hin.

Seit den Friedenszeiten nach Napoleon wuchs wieder das Kaliber der in die Weser einlaufenden Schiffe mit der zunehmenden Größe der Handelsexpeditionen. Die Fahrten nach Amerika, nach West- und Ostindien und um die ganze Welt herum wurden immer häufiger. Man baute Schiffe zu 300, 400, ja mehr als 500 Lasten (1000 engl. Tons), deren jetzt die bremische Handelsmarine eine Menge besitzt, deren es aber im vorigen Jahrhundert kein einziges auf der Weser gab. Eine künstliche Verbesserung der Wesermündung, eine bedeutende und umfassende Hafenanlage in der Nähe des Meeres wurde ein immer dringenderes Bedürfniß. Nichtsdestoweniger aber sind die Massen, die Volksversammlungen, die Stadtcorporationen, die Bürgerschaften, Aelterleute, Collegien und Kaufmannschaften so wenig intelligent und beweglich und für Verbesserungen und Neuerungen so wenig empfänglich, daß Bremen und die Weser vielleicht noch an Hafenlosigkeit krankten, wenn diese Stadt zur Zeit ihres höchsten Aufschwunges nicht auch einen großartigen, unternehmenden, energischen, unermüdlichen und aufgeklärten Mann erzeugt und an die Spitze ihrer Geschäfte gebracht hätte. Es bedurfte der ganzen Thatkraft und Intelligenz eines solchen Individuums, um — wunderbar genug in unserer Zeit sogenannter allgemeiner

Aufklärung! — gegen die vielseitigen Widersprüche der Massen, eben derselben Massen, deren Wohl hauptsächlich durch das Unternehmen gefördert werden sollte, die Gründung von Bremerhaven durchzusetzen — einer Hafenanstalt, die nun über alle Hindernisse und Widerstrebungen glänzend gesiegt hat, und die sich jetzt eben noch weiter ausdehnt und sich vorbereitet zur Aufnahme von Schiffen des größten Kalibers und auch unserer deutschen Kriegsflotte selbst.

Doch hiervon später, wenn wir zu der weiten Mündung des Flusses selbst gelangen. Vorläufig drehen wir uns noch zwischen den engen Ufern der Weser, zwischen dem auf beiden Seiten liegenden Gebiete des kleinen Freistaates selber hin. So weit das Bremer Gebiet ging, bot sich uns überall das Bild der lebhaftesten und erfreulichsten Flußverbesserungsthätigkeit dar. Ueberall lagen lange Flußschiffe an den Ufern, die aus Weidenzweigen componirte Faschinen oder, wie man hier kurzweg sagt, „Busch" herangeführt hatten, und überall waren Hunderte von Arbeitern im Wasser thätig mit Schanzen, Dämmen und Buhnenbauten. Diese durchgreifende Regulirung des Laufes der Weser durch Buhnen oder, wie es hier heißt, „Schlängenwerke" ist ein ganz neues Unternehmen, das von den heilsamsten Folgen zu werden verspricht. Auf einigen Strecken am Flusse sind die Werke bereits vollendet und zwar, was viel sagen will, zur Zufriedenheit der Schiffer und aller Betheiligten. Hie und da ist das Fahrwasser um einige Fuß erhöht worden. Obwohl die Bremer Weser nur einige Meilen lang ist, so ist doch schon viel gewonnen, wenn ein Flußfahrwasser auch nur auf einer solchen Strecke durch Kunstwerke dauernd festgestellt wird. Es sind, Gott sei Dank, in dem letzten Decennium an allen Flüssen Deutschlands mehr Kunstbauten ausgeführt worden als früher in einem ganzen Jahrhundert, und man freut sich daher überall wenigstens Hand ans Werk gelegt zu sehen.

Wer da bedenkt, wie schwierig solche Flußregulirungen sind, wird sich selbst über tüchtige Anfänge freuen. Man zeigte mir einzelne böse Strombusen und Stromwinkel, deren Ausbau und Sicherstellung allein über hunderttausend Thaler gekostet hatte. Freilich währte unsere Freude nur so lange, als das Bremer Gebiet dauerte. Denn Hannover und Oldenburg haben es bis jetzt an der unteren Weser noch immer beim Alten gelassen. Natürlich;

warum sollte Hannover und Oldenburg etwas für die Weser thun? Die kleinen Schiffe ihrer kleinen Häfen kommen auch ohne dieß durch, und warum soll man die reichen Bremer auf eigene Kosten noch reicher machen? Sowie wir das oldenburgische Land Stedingen zur linken Seite bekamen, hatte unser Dampfer einen großen Bogen zu beschreiben, um eine lange Sandzunge, die sich vom Ufer her weit in den Fluß hinaus erstreckte, zu umgehen. Diese Sandbarre, zu deren Beseitigung nichts geschehen ist, macht hier, etwas oberhalb Elsfleth, den Strom so flach, daß man im Sommer durchwaten kann. Man denke nur — durchwaten! — und das drei Meilen unterhalb Bremen, welches sich eine Seestadt nennt. Mit der Zeit werden sich indeß Oldenburg und Hannover doch wohl von Bremen ins Schlepptau nehmen lassen müssen und mit Flußrectificationen nachfolgen, die, sowie Bremens Handel selbst, doch indirect auch diesen Ländern wieder zu gute kommen. Vor den Märztagen (1848) fing man an, ein noch viel großartigeres Project, als es die Weserregulirung ist, zu verfolgen. Man beabsichtigte von Bremen aus einen großen Kanal — etwa wie den nordholländischen von Amsterdam aus — in der Richtung nach dem Meere hin auszugraben. Man soll mit den Nachbarstaaten schon darüber einig gewesen sein. Doch haben die Märztage diese, wie so manche Einigung und so manches Unternehmen in Deutschland, ins Stocken gebracht, und bei der jetzigen Zusammensetzung der tonangebenden Bürgerschaft, wie sie aus den Märztagen hervorgegangen, ist so bald keine Geldbewilligung zu solchen großen Dingen zu erwarten. „Bei der jetzigen Bürgerschaft!" Diesen Seufzer hörte ich so oft auf meiner Weiterreise.

---

2. Kanonenboote in Vegesack. Schiffswerfte. Eisengießerei in Ronnebeck. Die „Damen". Die Dry-Docke in Braake. Ein Stück Amerika. Bremerhaven.

In dem hübschen kleinen bremischen Hafen Vegesack, an der Mündung der Lessum in die Weser, bekamen wir die erste Spur von der deutschen Flotte zu sehen. Vegesack hat die vornehmsten Bremer Schiffswerfte. Auch kommen viele alte

Seeschiffe zur Ausbesserung hierher. Sonst war dieß auch die Station für die Häringsbuisen Bremens. Außerdem ist es ein hübscher kleiner Ort, in dessen Nähe die Weserufer sich noch einmal hoch erheben, Landhäuser, Villen und Gartenanlagen wohlhabender Kaufleute tragend, um dann in den weiten ebenen Mündungsmarschen für immer abzuflachen. In dem kleinen Hafen von Vegesack hat man die an der Weser gebauten Kanonenboote — man sagte mir, es wären nahe an 30, ich zählte mit Gewißheit 20 — untergebracht. Dieß war jetzt eigentlich der einzige Theil unserer Reichsflotte, der ganz sicher geborgen war. Die großen Schiffe draußen auf der freien Rhede von Bremerhaven waren ja leider noch eben so wenig geborgen, wie es die Gefion nach englischem und dänischem Seerecht sein soll. Die 30 kleinen schwarzangestrichenen Kanonenboote lagen abgetakelt, in Reihen arrangirt, ganz ruhig im Hafen und werden seitdem dort wohl eingefroren sein. Ich muß gestehen, mir gefiel das nicht. Das Erste, was die Chrysalide thut, wenn sie ausgekrochen ist, ist, daß sie die Flügel entfaltet und in die Luft hinausflattert. Diese 30 armen deutschen Kriegsflottenchrysaliden schienen aber dazu verurtheilt, gleich nach ihrem Auskriechen wieder wie so viele Puppen in einem Winkel des Hafens aufgeschichtet zu werden. Es muß da in dem Flußwasser im Laufe eines Jahres schon Manches wieder an ihnen faul werden, noch ehe sie einmal gebraucht sind. Das freie Terrain, wo wir unsere deutsche Flagge ungenirt zeigen können, geht zwar noch nicht sehr weit, nämlich nicht weiter als unsere Flußmündungen und als die Tragweite unserer Kanonenkugeln. Aber selbst in der Weser- und Jahdemündung läßt sich ja schon vielfach hin- und hersegeln. Und wie man sich freut, wenn man die jungen aus dem Ei gekrochenen Fische ruhig nach dem Futter schnappen sieht, so hätte ich mich gefreut, wenn ich auch diese Kanonenboote nur im Freien auf der Weser mit Segeln oder Zielschießen, oder mit Passagier- und Waarentransporten, oder meinetwegen selbst nur mit Fischen thätig gesehen hätte.

Die Amerikaner gebrauchen ihre Kriegsschiffe im Frieden häufig bei den trigonometrischen Küstenaufnahmen. Giebt es denn nicht an der Jahde und Weser, noch hier und da etwas auszumessen? Konnten diese kleinen Kanonenboote nicht etwa den Bremer Flußschanzern Faschinen und anderen Bedarf zuführen?

Oder konnte man nicht sonst nützliche Arbeiten für sie ausdenken? Wie gesagt, so dachte ich. Aber freilich Bremen wollte vielleicht gar nicht einmal die Dienste dieser Schiffe annehmen. Weil die Weser nicht Deutschland, sondern Bremen, Oldenburg, Hannover rc. gehört, so konnte der Flottencommandeur dort vielleicht keine Messungen, oder Fischereien, oder Personentransporte, vielleicht auch keine Schießübungen vornehmen lassen. Und die Schiffe mußten vielleicht wohl wider Willen unthätig bleiben und aufgespeichert werden. Uebrigens, glaube ich, waren auch noch nicht alle Kanonenboote vollständig bemannt und ausgerüstet. Man sagte mir, es halte etwas schwerer, Mannschaft für die kleinen Kanonenboote als für die großen Kriegsschiffe zu erhalten. Die Leute dienen lieber auf diesen, wofür ich mir freilich allerlei Gründe denken kann.

Die größten Schiffswerfte in Vegesack sind die des allgemein bekannten Baumeisters Lange, der wieder einige große Seefahrzeuge in Arbeit hatte. Die Weser durchfließt oder berührt einige Landstriche unseres Vaterlandes, in denen der Eichbaum noch sehr häufig ist. Auch aus einem Theile Westphalens, das die schönsten und ältesten Eichenhaine Deutschlands birgt, könnte man mit der Zeit der Weser und unserer deutschen Flotte noch viel herrliches Eichenholz zuführen, das in unseren Arsenalen niedergelegt und auf unseren zu hoffenden Kriegsschiffswerften verbraucht werden könnte. Leider steht jetzt Holland durch Rheinarme und Kanäle mit jenen westphälischen Eichenhainen noch in näherer Verbindung als wir selbst, und es geht das schönste Eichenholz noch immer nach Holland hinüber. Die Weser muß es allmälig an sich zu ziehen suchen. Und daß sie dieß vermöge der geographischen Gestaltung ihres Laufes kann, gehört zu den verschiedenen Vortheilen, die diesen Fluß als für die deutsche Kriegsflotte besonders wichtig erscheinen lassen.

Einige Stunden unterhalb Vegesack liegt ein zweiter der Flotte wichtiger Ort, nämlich Ronnebeck mit einer bedeutenden Eisengießerei, in welcher ein Theil unserer Schiffskanonen gegossen worden ist und noch jetzt gegossen wird. Danach kommt die Mündung der Hunte, des Hauptflusses von Oldenburg und des letzten Nebenflusses, den die Weser von der linken Seite her empfängt. Dieser Fluß ist schiffbar. An seiner Mündung liegt

der [illegible] [illegible] Elsfleth, welcher der Handelsmarine der Weser viele Schiffer, Steuerleute und Schiffscapitäne liefert; und Weser aufwärts die Hauptstadt Oldenburg selbst. Von da kommen die kleinen Huntedampfschiffe zu einer verabredeten Zeit zur Weser, treffen hier mitten im Flusse die größeren Weserdampfschiffe und nehmen denen die für die Hunte bestimmten Passagiere ab.

Erst hier von Elsfleth an nimmt die Weser entschieden die Physiognomie eines großen Stromes an. Doch ist dieß weniger ihr eigenes Verdienst als das des Meeres, das hier ebbend und fluthend gewaltige Wassermassen hineinsendet und die Wesermündung sowie überhaupt die Mündungen aller norddeutschen Flüsse, in die es eindringt, zu weiten und breiten Busen erweitert hat. Von hier an sieht man ringsumher mächtige Flußarme, flache Inseln, die zum Theil mit hohen Schilfwaldungen bedeckt sind, und unabsehbare Marschen ringsumher. Es ist gerade wie an der Schelde- und Rheinmündung. „So ungefähr sieht es auch am Mississippi in Louisiana aus", bemerkte mir ein nordamerikanischer Schiffscapitän, den wir an Bord hatten. Schaaren von Möven flogen scherzend über dem Wasser, und die Inseln und Flußniederungen waren mit zahlreichen Schwärmen wilder Gänse bedeckt, die im Spätherbst auf ihren Wanderungen hier eine Zuflucht finden und jetzt ruhig weidend im Grase watschelten. Die Uferbewohner haben bei ihren Dörfern an vielen Stellen große Fischwehren in den Fluß hineingebaut, die sie „Hamen" nennen. Diese Hamen bestehen aus einer Reihe dicker und hoher, in den Sand eingerammter Balken, die vom Ufer aus in einer geraden Linie bis in die Mitte des Flusses, wo das Fahrwasser beginnt, vorschreiten. Zwischen je zwei Bäumen liegt ein Netz, wohl mehr als ein Dutzend Netze bei jedem Hamen. Alle diese Netze werden mit der Ebbe sechs Stunden lang stromaufwärts und dann mit der Fluth sechs Stunden lang stromabwärts getrieben, und damit bei diesem während des Wechsels stattfindenden Umlegen die gefangenen Fische nicht wieder entschlüpfen, müssen sie kurz vor dem Wechsel geleert werden. Da die Fluth eben eintreten sollte, so fanden wir bei jedem Hamen ein paar Fischerboote mit dieser Arbeit beschäftigt. Die Leute fangen hier um diese Zeit besonders viele Neunaugen; die kleineren ungenießbaren Fische werfen sie dabei

ins Wasser zurück. Die Möven der Weser, denen sie zur Beute werden, wissen dieß. Jeden Hamen umschwirrte daher eine kleine Wolke von diesen Vögeln, die kreischend hin- und herflatterten, und die so dreist waren, daß sie den Fischern, die keine Notiz von ihnen nahmen, die Fische fast unter den Händen wegschnappten. Der vorderste Baum des Hamens, der dem Fahrwasser zunächst war, trug gewöhnlich, als Warnungszeichen bei Hochwasser, eine Tonne, oder ein Reisbündel, oder sonst ein Signal hoch empor. Und der Anblick einer ganzen solchen Scene gab jedesmal ein sehr belebtes Wasserbild, wie dergleichen die niederländischen Maler oft gemalt haben.

Ein paar Stunden unterhalb der Huntemündung legten wir abermals bei einem Hafen an, welcher der deutschen Flotte angeht, nämlich bei Braake, und hier wurden wir denn zuerst zweier großen deutschen Kriegsschiffe ansichtig, die hier vor Anker lagen. Es waren dieß die Dampfcorvette Cora, die eben aus England von ihrem Geburtsort Bristol herübergekommen war, und die ehemalige Dampffregatte Britannia, jetzt „Erzherzog Johann" oder, wie die Wesermatrosen, denen ein Erzherzog noch wenig geläufig zu sein scheint, sie nannten, „Erbherzog Johann". Die Cora lag hier nur vorläufig, ich weiß nicht in welchen Geschäften und Aufträgen, denn am folgenden Tage fanden wir sie wieder mitten unter den anderen Schiffen bei Bremerhaven. Der Erzherzog Johann aber war hier in der neu für ihn gegrabenen Dry-Docke oder, wie die Schiffsleute hier sagen, in der Braaker „Dröge*)-Dock" eingesperrt, um seine bekannten Schäden auszubessern, die er bei seiner Ueberfahrt von England erlitten hat. Diese Schäden haben sich jetzt glücklicherweise viel unbedeutender erwiesen, als sie anfangs geschätzt wurden. Man sagte mir in Bremen, die Versicherer hätten den Schaden auf 12,000 Pfund Sterling geschätzt und auch dieser Schätzung gemäß Zahlung geleistet. Jetzt glaube man aber, das Ganze für 2000 Pfund Sterling repariren zu können, so daß also unsere Flotte eigentlich bei dieser Gelegenheit ein ganz gutes Geschäft gemacht hat. Ist diese Angabe, wie ich glauben muß, wahr, so hat die Flotte dabei baare 10,000 Pfund Sterling gewonnen, vermuthlich mehr als bei allen für sie veranstalteten Sammlungen und

*) D. i. „trocken."

Comités in ganz Deutschland zusammengenommen. Was doch so ein kaufmännisches Geschäftchen für ein gutes Ding ist!

Die „Dröge-Dock" von Braake ist in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgeführt worden, und vermuthlich ist sie bis jetzt die einzige Dock, die unsere deutsche Flotte besitzt. Allerdings ist sie noch nicht ganz fertig. Es fehlt noch die Schleuse. Um aber die Reparatur des erwähnten Schiffes nicht zu verzögern, hat man die Schleuse einstweilen durch einen Damm aus Schlamm, Rasen, Erde und Mist ersetzt. Und hinter diesem Damme sahen wir denn den edlen Erzherzog mitten im Lande stecken, um die nöthigen chirurgischen Operationen an seinem kranken Leibe vollführen zu lassen. Der Großherzog von Oldenburg, so sagte man mir, habe einstweilen die Kosten für jenen Dock ausgelegt. Ich hörte, wie ein paar Matrosen über diesen Kostenpunkt sprachen und sich darüber beredeten, wie der oldenburgische Fürst sich für seine Auslagen entschädigen würde. „O, he kann nu lachen", sagte einer von ihnen, „he hat jo nu den Erbherzog binnen. Den gift he nicht ehr wedder herut, as bit se em betold heft." O du liebe deutsche Einheit, dachte ich wieder bei mir, wäre es möglich, daß auch noch solche Collisionen zum Vorschein kämen?

Von Braake an wurde nun das Weserwasser eine wahre Erbsensuppe, fast so schmutzig und grau wie das Themsewasser in dem viel durchfurchten Pool bei London und wie im Grunde genommen das Wasser bei allen diesen ebbenden und fluthenden Flußmündungen der Nordsee. Hie und da tauchte aus dieser Erbsensuppe der Rücken eines flußaufwärts taumelnden Delphins auf. Diese Delphine oder Meerschweine, von den hiesigen Leuten schlichtweg „Swine" (Schweine) genannt, sollen zuweilen bis Vegesack, zwei Meilen von Bremen, hinaufdringen. Endlich tauchte am fernen flachen Wasserhorizont wieder etwas Schwarzes auf. Doch nicht Delphine, nicht Walfische! Es waren die schwarzen Leiber der Schiffe der kleinen deutschen Flotte, die der Richtung nach hintereinander da lagen und einen Theil des Horizontes wie eine Perlenschnur umschlangen. Wir kamen bald hinzu, und auf unserem kleinen Dampfer an der ganzen Linie hinlaufend, hielten wir Musterung über die hübsche Kriegsmacht und grüßten die Germania, die Hansa, den Barbarossa und die übrigen, die, von oben bis unten in ernste, schwarze Farbe gehüllt, auf dem Wasser

ankerten. „Deutsche Flotte!" — welch lieblicher Name, welchen Zauber übte dieß Wort, dieser Wunsch im vorigen Jahr auf die Nation! Gott sei Dank, jetzt ist es nicht mehr ein bloßer Name, ein bloßer Wunsch. Es ist bereits eine hübsche Wirklichkeit geworden, die ich nun handgreiflich und unläugbar vor mir hatte und für die wir vierzig Millionen im Binnenlande nicht ganz vergeblich geschwärmt und gesteuert haben.

Bald darauf landeten wir in Bremerhaven. Leider mußte ich mir einstweilen noch das Vergnügen, an Bord der Flotte zu gehen, versagen. Denn die Fluth sei entgegen, hieß es, ströme mit Gewalt von der Flotte her, und ein kleines Ruderboot würde jetzt bis Sonnenuntergang brauchen, um hinüberzukommen, während an einem anderen Tage die Fahrt in einer Stunde gemacht werden könnte. Man hatte die Flotte mit Fleiß in einige Entfernung von Bremerhaven gelegt, um dem Schiffsvolk nicht so viel Gelegenheit zu Excessen am Lande zu geben.

Bremerhaven ist jetzt im Verlauf von anderthalb Jahrzehnten ein hübscher blühender Ort geworden und giebt in der Schnelligkeit seines Wachsthums, seiner Bauart und Anlage einen Vorschmack von Amerika und das treueste Bild einer neuen amerikanischen Stadt. Die Hauptstraße der Stadt erstreckt sich längs des Hafens, und an diese schließen sich dann theils in parallelen Linien, theils unter rechten Winkeln die übrigen Straßen an. Von dem schon fertigen Kern sieht man überall neue Straßen ausgesteckt und neue Häuser aufschießen, zwischen denen die Lücken sich bald ausfüllen werden. Auch das Wirthshaus, in dem wir abstiegen, schien mir ganz so eingerichtet, wie ich mir die Wirthshäuser in den neuen Städten des Innern von Amerika denke. Es war halb Gasthof, halb Kaufhaus. Auf der einen Seite waren die Gastzimmer, auf der anderen ein großer Kramladen, in dem alle möglichen nützlichen Dinge zu kaufen waren. Auch wurde hier überall von Amerika fast mehr gesprochen als von Deutschland und Europa. Wirthshäuser, Straßen, Häfen, Alles war gedrängt voll mit geschäftigen Menschen, unter denen viele Amerikaner und Engländer, auch schwarze Afrikaner, Matrosen eines nordamerikanischen Schiffes. Mit den Gästen, Schiffern und Auswanderern mögen hier im Sommer wohl über 8000 Menschen beisammen sein. Sonst hat der Ort jetzt bleibende Einwohner nahe an 4000. Es ist der blühendste und ge-

schäftigste Ort unter allen den kleinen Weser- und Elbestädten unterhalb Hamburg und Bremen.

Die Einwohner, welche sich hier nur allmälig angesiedelt haben, sind entweder Hafenarbeiter, Hafenaufseher und Beamte, oder Gastwirthe und Krämer aller Art, oder zurückgezogene Schiffscapitäne, welche den Geruch der See lieben, oder Commissionäre Bremer Kaufleute, oder endlich auch selbstständige größere Kaufleute, zum Theil ganz neue Etablissements, zum Theil solche, die von Braake und anderen kleinen Hafenorten hierher übersiedelten. Wenngleich die Bremer nicht fürchten, daß dieser Ort ihnen über den Kopf wachsen könne, so geht er doch offenbar noch einer größeren Zukunft entgegen. Seine ganze Bedeutung wird er dann erlangen, wenn erst die Eisenbahn von hier durch die hannöverschen Marschen und Haiden nach Hamburg, von der man ebenfalls schon spricht und speculirt, ausgeführt sein wird. Es liegt in den natürlichen Verhältnissen der Umgebung, daß Bremerhaven dann auch ein Speditions- und Commissionsort für Hamburg werden muß. Nach hundert Jahren wird man mehr von Bremerhaven hören als jetzt, und man wird dann dem Begründer dieses Ortes, dem Bürgermeister Smidt von Bremen, vielleicht ein großartiges Denkmal setzen. Diesen Mann verehrt man jetzt allgemein als den Stifter, als den Schutzpatron, als den Washington dieses Ortes und läßt ihm nun, da sein Werk und Plan vollständig gelungen, volle Anerkennung seines Verdienstes zu Theil werden. Ich hörte darüber nur eine Stimme. Es erweckt Freude und Theilnahme, wenn einem Manne ein solcher Triumph noch bei seinen Lebzeiten zu Theil wird.

Bürgermeister Smidt hat hier ungefähr so verfahren wie dereinst Dido an der Küste von Afrika. Wie diese hat er sich die Gestalt der Gewässer und des Ufers betrachtet, einen guten Punkt erwählt, dann den Meßriemen zur Hand genommen, ein kleines Terrain in der Nähe dieses Punktes abgemessen und nun auf kluge Weise mit dem Könige und Besitzer des Binnenlandes unterhandelt und ihm das Stückchen Uferland abgekauft. Auch Karthago wird in dem ersten Jahrzehnt nicht viel größer als Bremerhaven, vielleicht nicht einmal so groß, gewesen sein, und wer weiß, wie gesagt, wie Bremerhaven sich nach 100 Jahren darstellen wird!

Die Gunst der Naturverhältnisse, mit Rücksicht, auf welche die neuen Karthaginienser eben hier ihre Ochsenhaut ausspannten, kann man sich bei einem Blicke auf die Karte klar machen. Die Weser mündet in einen weiten Meerbusen aus, der sich nach Südosten hinab trichterförmig zusammenzieht. Da, wo der kleine Nebenfluß, die Geeste, einmündet, ist etwa der Endpunkt dieses Trichters. Hier ziehen sich die Gewässer bedeutend zusammen, und der Fluß nimmt zugleich, einen Winkel bildend, eine andere Richtung, nämlich eine direct nördlich-südliche. Man kann daher hier die erste eigentliche Binnenmündung der Weser annehmen. Bis hierher ist die Weser so tief, daß Schiffe jeden Tiefganges hierher gelangen können. Auch sind dann die Schiffe hier im Inneren des Trichters auf der Rhede von Bremerhaven vor allen Seestürmen gesichert. Die Geeste, welche eben hier einmündet, ist zwar nur ein kleiner Fluß, aber weil die Fluth und Ebbe in sie eindringt, ist ihre Mündung sehr ausgetieft und zum Einlaufen großer Schiffe geeignet. Die Weserschiffe suchten daher auch schon seit alten Zeiten diesen Zufluchtsort auf, und es lag hier schon immer ein kleiner Hafen, Geestendorf, der für die Weser wichtig war.

Zu diesem Allen kommt nun aber noch der von den Schiffern und Weserkennern oft angeführte Umstand, daß diese rechte Seite der Weser, auf welcher die Geeste, Geestendorf und Bremerhaven liegen, im Winter von Eisgefahren freier ist als die linke Seite. In dieser Beziehung muß man Folgendes bemerken. Zuerst ist die Mündung der Weser, als des südwestlichsten unserer großen Ströme, die wir Deutschen ganz bis zu ihrem Ausgange beherrschen, weniger von Frost und Eis genirt als irgend eine andere *). Die Weser hat in Bezug auf Klima und andere Verhältnisse etwas mehr von den holländischen Gewässern, denen sie benachbart ist. Unsere Ostseeströme starren noch lange von Eis, wenn die Weser längst frei ist. Ja es giebt zu Zeiten Winter, in denen die Weser immer zugänglich bleibt. Sie hat in dieser Beziehung sogar vor der nahen, aber etwas weiter östlichen und nördlichen Elbmündung Vorzüge. Sie ist weniger von Eis gestört als diese, die nicht nur ein kälteres Klima hat,

*) Die Mündung unseres Rheines beherrschen wir nicht. Die Ems kann man kaum den Hauptströmen Deutschlands beigesellen.

sondern auch viel größere Eismassen herabführt. Im Ganzen kann man in Bezug auf das Zufrieren der unteren Weser drei Hauptabtheilungen machen und drei Punkte festsetzen. Die Weser bei Bremen und hinab bis Vegesack, bis wohin sie noch ein schmaler Fluß ist, friert fast alle Winter zu. Von Vegesack an bis Bremerhaven, wo sie einen mächtigen breiten Strom darstellt, in dem auch des Meeres Fluth und Ebbe auf- und abziehen, friert sie nur bei sehr harten Wintern zu. Doch endet auch dann der Eisteppich noch immer eine Strecke oberhalb Bremerhavens. Von Bremerhaven abwärts, wo der Strom in einen breiten Meerbusen eintritt, friert sie fast nie zu und ist hier nur zu Zeiten mit losem Eis gefüllt. Dieser Umstand ist nicht nur für Bremerhaven, sondern auch für die Verbindung mit Amerika, für die amerikanischen Dampfboote und auch für unsere Kriegsflotte von Wichtigkeit.

---

3. Die Mündungsgewässer. Die schönste Handelsflotte von Deutschland. Die Hamburger und Bremer Kaufleute. Auswandererscene. Das Auswandererhospiz

Was die Lage von Bremerhaven insbesondere betrifft, so ist noch Folgendes zu bemerken. Die segelnden oder vor Anker liegenden Schiffe fürchten den ersten Eisgang im Anfange des Winters, wenn die Eisschollen auf den Flüssen sich bilden, mehr als den späteren Eisgang im Frühlinge. Bei diesem sind die Eisschollen, wenn sie den Fluß herunterkommen, schon viel morscher und ringsumher abgerundet, und da es bei diesem Eisgange in der Regel natürlich auch thaut, so setzen sich die Schollen nicht an die Schiffe fest. Der Eisgang dagegen bei Frost in des Winters Anfang führt sehr scharfe und glasartige Eisschollen herab, welche die Schiffe bei dem Zusammentreffen zerschneiden und sich außerdem auch noch leicht ansetzen, da es gewöhnlich dabei friert. Bei diesem gefürchteten Wintereisgange nun weht fast immer Ostwind, der eben den Frost und die Schollen bringt, und dieser Wind wirft nun das Eis fast regelmäßig auf die gegenüberliegende Küste des oldenburgischen Landes Butjadingen

hinüber. Der ganze schlimme Eisabhang hat dort statt, und die Gewässer bei Bremerhaven auf der Ostseite bleiben ganz davon frei. Von diesem Punkte aus geht also ein fast zu allen Zeiten freier Schifffahrtskanal ins Meer hinaus.

Ich sagte oben, daß man die erste eigentliche obere oder Binnenmündung der Weser bei Bremerhaven annehmen müsse. Dem, welcher bloß unsere Generalkarte von Deutschland dabei vor Augen hat, wird es scheinen, daß hier bei Bremerhaven überhaupt und schlechtweg die Mündung der Weser sich befinde, und daß es von hier an mit der Weser aus sei. Die Specialkarten der Weser, sowie die Schiffkundigen, welche von der Wesermündung erst 8 Meilen unterhalb Bremerhaven reden und diese Mündung so zu sagen auf offenem Meere finden, werden ihn eines Anderen belehren. Ich muß diesen Punkt etwas ausführlicher berühren, weil ich dabei auf eine kürzlich eingetretene, der Weserschifffahrt und der deutschen Flotte günstige Veränderung aufmerksam zu machen wünsche. Der große breite Weserbusen mit der Jahde ist eigentlich gar kein Meerbusen, vielmehr nur ein von Wasser überlaufenes Land. Es sind lauter seichte Sandbänke, sogenannte „Watten" oder „Platten", zwischen denen die Weser und Fluth und Ebbe tiefe und breite Kanäle ausgegraben haben. Man kann von der Eidermündung in Schleswig-Holstein bis etwa nach der oldenburgischen Insel Wangeroog eine etwas nach Südosten gebogene Linie ziehen. Alle Wasseroberfläche, die in den Südosten dieser Linie fällt, ist noch nicht eigentliches Meer, sondern solches überlaufenes, von Strömen durchfurchtes Wattenland, das vielleicht einst bebaute und bewohnte Marsch war. Erst im Nordwesten jener Bogenlinie beginnt das tiefe Meer. Es befindet sich hier gleichsam die Meeresküste unter dem Seespiegel. Auf einer speciellen Küstenkarte kann man sich hiervon überzeugen, so wie auch auf dem Meere in der Natur selbst, wo die Leute so zu sagen eine Meer- und Stromkarte in das Wasser hineingezeichnet haben, indem sie mit einer Menge von Signalen, Stangen, Baken, verschiedentlich gefärbten Tonnen, Leuchtschiffen rc. die submarinen Kustlinien und die Grenzen der Platten und Sandbänke und ihre Gestalt bezeichnet haben. Acht Meilen weit ins Freie hinaus hört dann diese Bezeichnung auf, und da wird auf offener See durch zwei schließliche, dort vor Anker liegende Tonnen der Anfang des tiefen großen Oceans, das Aufhören des Wattenbodens

und die von den Schiffern sogenannte Wesermündung, die ich aber nur die zweite, untere oder äußere Mündung der Weser nennen möchte, angegeben.

Unglücklicherweise hat nun auf jenem überschwemmten Wattenlande die Weser keinen geraden Lauf; vielmehr geht sie erst, wie ebenfalls die Specialseekarten lehren, ziemlich gerade nach Norden hinauf, dann macht sie einen Winkel, biegt fast ganz nach Westen um und mündet so nicht weit von der Insel Wangeroog im Nordosten derselben ins freie Meer aus. Im Ganzen ist dieß wohl seit Jahrhunderten immer so geblieben; im Einzelnen aber treten auf jenen Watten häufig Veränderungen ein. Bei starken Stürmen werden zuweilen Sandbänke angenagt. Die Gewässer werfen sich dann in diese angenagten Stellen hinein und bilden durch wiederholte Angriffe am Ende im Laufe der Zeiten neue Kanäle und Stromarme. So etwas ist hier nun in der letzten Zeit durchgeführt worden. Die Weser hat quer durch die Watten nach Nordwesten einen geraden Arm durchgeschickt, der nun jenen besagten Winkel abschneidet und eine kürzere Straße aus der offenen See nach Bremerhaven hin darbietet. Im vorigen Jahre hat man diesen Arm untersucht und ihn so tief und brauchbar gefunden, daß man ihn nun mit Tonnen und Signalen ausgebakt und der Schifffahrt übergeben hat. Ich hörte darüber viele Freude in Bremerhaven ausgesprochen, und dieß ist natürlich wieder bedeutungsvoll für die Weser, für Bremerhaven und die Flotte. Denn je mehr Eingangskanäle sich in verschiedenen Richtungen zur Wesermündung herausbilden, desto vortheilhafter ist dieß, mit desto verschiedeneren Winden kann man zu ihr gelangen, je nach Umständen bald diesen, bald jenen Kanal benutzen.

Der Hafen von Bremerhaven bot einen sehr reizenden Anblick. Der Handel war jetzt in der Periode nach der Aufhebung der dänischen Blokade belebter als je. Die Preise vieler Waaren waren an der Bremer Börse höher gestiegen, als sie seit fünf Jahren gestanden hatten. Diese schnelle Fluth hatte fast unnatürliche Verhältnisse herbeigeführt. So hatte man mir in Bremen gesagt, daß man dort jetzt das Pfund Kaffee und Zucker im Detailhandel minder hoch bezahle als im Engroshandel, wenn man einige hundert oder tausend Kisten auch einmal kaufen wolle. Die Detailpreise hatten den schwindelnd emporsteigenden En-

grospreisen noch nicht folgen können. Es lagen so viele Schiffe im Hafen, als er nur fassen konnte, und außerdem noch viele auf der Rhede, lauter ausgezeichnete, große, exquisite Fahrzeuge, und zwar meistens Bremer, darunter auch einige Amerikaner, Engländer und Schweden. Die Kenner von Schiffen zeigten sich wahrhaft entzückt über den Anblick. „Nie in meinem Leben", sagte mir ein New-Yorker Capitän, „sah ich einen Hafen mit lauter solchen feinen, stattlichen, ausgesuchten Segelmaschinen".

Den Ruhm muß Jeder den Bremern lassen, von allen Städten Deutschlands haben sie die größte, zahlreichste und schönste Handelsmarine, lauter solid gebaute, meist neue Schiffe, lauter gute Segler, fast durch die Bank die kundigste Schiffsmannschaft. Die den Hamburgern eigen gehörige Handelsmarine ist viel unbedeutender als die Bremer. Es kommen meistens englische Schiffe und Matrosen nach Hamburg. Man kann daraus vermuthlich mit Recht den Schluß ableiten, daß die an der Weser wohnende Uferbevölkerung viel seeerfahrener, segelgeübter und weltkundiger ist als die der Elbe. Wieder ein Umstand, der für die Kriegsflotte, welche nur aus einer tüchtigen Handelsflotte hervorgehen kann, zu beachten ist. Mir scheint es, daß alle Welt über die allseitige Tüchtigkeit der Weserschiffe einig ist. Die an der Elbe gebauten großen Schiffe mögen auch gut sein; allein jedenfalls sind sie nicht so zahlreich. Die schöne große Elbe, das reiche üppige Hamburg scheint die Elbleute etwas bequemlicher gemacht zu haben. Die kleinere, mancher künstlichen Nachhülfe bedürftige Weser hat dagegen, wie es scheint, die Weserleute speculativer und rühriger gemacht. Auch von den Weserlootsen an der Mündung der Weser sagte man mir, daß sie viel unternehmender und wachsamer seien als die Elblootsen. Sie gingen den Schiffen, die etwa in Verlegenheit sein könnten, viel weiter und mit mehr Aufopferung entgegen und paßten im Ganzen besser auf. Und zwar habe ich dieses Urtheil nicht etwa von einem Chauken an der Weser, sondern vielmehr von einem Sassen an der Elbe und halte es daher für unparteiisch. Dieß paßt wiederum ganz gut zu dem Geiste der Bremer Kaufleute, wie er in einem Gespräche zwischen einem Schweden und einem Engländer geschildert wurde, das ich auf meiner letzten Eisenbahnreise von Köln nach Minden anzuhören

[illegible] war. Der Schwede, ein liebenswürdiger gebildeter Mann, war lange in England gewesen, schien aber auch mit den [illegible] Handelsunternehmungen sehr vertraut zu sein. Er gab seinem englischen Reisegefährten, einem Fabrikbesitzer aus [illegible], der die [illegible] für Hamburg und Bremen [illegible] [illegible] einen Begriff des Geistes, welcher die Kaufmannschaft beider Städte belebe. Er demonstrirte dem Engländer, daß die Bremer Kaufleute in hohem Grade ausgezeichnet wären durch [illegible] Kenntniß und Solidität des Charakters, und sie genössen daher in aller Welt des besten Credits. Am meisten aber zeichne sie, [illegible] im Vergleich mit den Hamburgern, der [illegible] Geist aus: der von der Natur so sehr begünstigte Hamburger lasse sie mehr an sich kommen; er erwarte Commissionen vom Auslande die er alsdann ausführe. Auch sei dessen Handel, obwohl dem Waarenquantum und Werthe nach größer, doch dem Handelsgebiete nach viel kleiner als der des Bremers. Des Hamburgers Handel sei hauptsächlich mit den Ländern um die Ost- und Nordsee herum, mit England, Skandinavien, Dänemark, Rußland rc., der Bremer dagegen gehe in die ganze Welt hinaus. Sein Handel sei vielmehr Activhandel als Commission, mit eigenen Schiffen, auf eigenes Risico. Der Bremer suche in aller Welt die Aufträge auf und spüre den Commissionen nach. Der Speculationsgeist sei viel wacher in Bremen. Die meisten deutschen Handelsetablissements in überseeischen Ländern rühren von Bremen her. Die Bremer gingen schon als junge Leute in alle Welt, nach Baltimore, Havanna, Portorico, New-Orleans, Caracas, Rio-Janeiro rc., etablirten sich dort eine Zeit lang, lernten die Lage des Ortes und seine Verhältnisse und Bewohner kennen und kämen dann nach Jahren mit dieser Kenntniß und einem kleinen oder großen Capitale an Geld nach Bremen zurück, um mit jenen fernen Landen auf solider Basis weiter zu speculiren und die Zinsen ihrer Capitalien, Kenntnisse und Connexionen auszubeuten.

Obgleich mir die meisten dieser Dinge und Urtheile nicht neu waren, so hörte ich sie doch, weil sie von einem unparteiischen Schweden kamen und in englischer Sprache vorgetragen wurden, mit Vergnügen und mit eben so viel Aufmerksamkeit an wie der Engländer, dem sie eigentlich zunächst gelten sollten. Ich wiederhole dieses Urtheil auch etwa nicht, um dadurch den Hamburgern,

die ja ihre Eigenthümlichkeit und ihr Verdienst für sich behalten, zu nahe zu treten, sondern ich thue es nur, um die Weserleute und Weserverhältnisse zu charakterisiren. Was uns der Schwede von dem Geiste der Bremer Kaufmannschaft sagte, paßt sehr gut zu dem, was die Holsteiner mir von den speculirenden Weserlootsen erzählten. Die kleinere magere Weser bewegt und rührt sich durchweg mehr, und sie muß dieß thun, um mit der majestätischen und prächtigen Elbe mehr gleichen Schritt halten zu können. Und ich weise auf dieses aus Allem hervorleuchtende Hervordrängen und Aufstreben der Weser wiederum hin mit Bezug auf unsere deutsche Kriegsflotte, welche von der Weser vielleicht ebenso gepackt und gefesselt werden wird, wie die New-Yorker Dampfboote.

Ich bestieg einige der größeren Bremer Schiffe und besuchte auch einen Amerikaner. Unter den Namen jener befinden sich schon manche in der Neuzeit uns theuer gewordene Namen, so Heinrich von Gagern, ein großes neugebautes Schiff, das sich eben bereitete, Auswanderer an Bord zu nehmen, dann zwei, die den Namen des Bremer Hafenbegründers trugen: „Johann Smidt" und „Präsident Smidt", gewissermaßen hölzerne und schwimmende Monumente für ihn.

Die Auswandererschiffe waren hie und da von armen amerikasüchtigen Emigranten umwandert, die den Vorbereitungen und Arbeiten der Matrosen ungeduldig zusahen und sie befragten, wann sie endlich fertig werden würden, eine Frage, die sie vermuthlich täglich zu wiederholen in den Hafen kommen. Bei einem Auswandererschiffe fand ich eine Gruppe trauernder Emigranten, die eben mit einem Dampfer von Bremen angekommen waren. Sie hatten schnell ihre Kisten, Säcke und Betten auf Karren und Wägelchen auf den Quai des Hafens zu ihrem Schiff schaffen lassen, weil sie gehofft hatten, es würde gleich den anderen Tag fortgehen. Und als sie nun über Bord blickten, fanden sie das Schiff noch voll Hobelspäne, Zimmerleute und Tischler, die erst dabei waren, ihnen ihre Schlafstellen und Cajüten zurecht zu flicken. Sie erfuhren, daß nicht einmal ihre Sachen an Bord genommen werden könnten, und daß sie auch selbst noch erst auf eine Woche oder länger ins Wirthshaus gehen müßten. Es waren Leute aus den mittleren Klassen irgend einer kleinen deutschen Binnenstadt und schienen alle zu derselben Familie zu

[illegible]

[illegible] Sie sagten, [illegible] Sie [illegible] auch den [illegible] erscheinen. Sie [illegible] sie, so [illegible] schwebend, [illegible] an den sie sich [illegible] an den Bord [illegible], den er [illegible] auf der Stelle [illegible] zu wollen, daß [illegible]. Ich glaube, es kommt aller[illegible] anderen Orte vor, daß [illegible] leichtgläubigen Auswan[illegible] Eigennützigkeit und Bequemlichkeit [illegible] über die Wahrheit hinaus[illegible] Verwünschungen vom Zorn gegen [illegible] solchen armen Opfern [illegible]. Ein [illegible], der mit uns diese Scene [illegible], ermahnte sie zur ruhigen Er[illegible] ins Wirthshaus. [illegible] als eine Prüfung und als [illegible] betrachten, deren sie bis zu dem [illegible], wo sie [illegible] am Mississippi in ihrer [illegible] haben dürften. „In einigen Monaten", sagten wir ihnen, „würden sie dieß Alles überstanden haben, und nach einem Jahre vielleicht schon hätten sie Deutschland verschmerzt und vergessen". „Ach", erwiderten sie alle wie aus einem Munde, „Deutschland haben wir schon jetzt vergessen!" Ich konnte zwar nicht wissen, welche Leiden und Entbehrungen das Vaterland diesen Leuten auferlegt hatte, allein

diese Aeußerung, die sie auf eine sehr entschiedene und ziemlich leichtfertige Weise vorbrachten, kühlte mich doch etwas in meinen Sympathieen für sie ab, und am anderen Tage hatte ich noch einmal Gelegenheit, an ihr Benehmen zurückzudenken. Als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, fand ich die Gruppe mit sammt ihren Betten und anderen sieben Sachen verschwunden. Vermuthlich hatten sie sich zum Wirthshause bequemt.

Ich besprach am Abend diesen Fall mit einem intelligenten in Bremerhaven angesiedelten Kaufmanne, der bei den Auswanderungsgeschäften völlig unbetheiligt war, aber seit Jahren die Auswanderungsscenen in Bremerhaven beobachtet hatte. Ich äußerte ihm meine Befürchtung, daß solche Täuschungen den Auswanderern oft vorkommen möchten. Er beruhigte mich aber in dieser Hinsicht vollkommen. Bei der großen Unbeholfenheit der meisten Auswanderer, die aus dem Inneren nach Bremerhaven kämen, wären, sagte er, solche Irrungen und Enttäuschungen zwar häufig, allein meistens rührten sie von den übertriebenen und unerfüllbaren Erwartungen, der Ungeduld der Auswanderer und ihrer Unbekanntschaft mit Wind und Wetter und mit den Verhältnissen her, und nicht von absichtlicher Täuschung, deren sich in der Regel kein Bremer Rheder schuldig mache. Es verstände sich ganz von selbst, daß jeder Kaufmann die contractlich eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen und die Auswanderer so lange entweder an Bord des Schiffes oder im Wirthshause beköstigen müsse, als die Abreise sich verzögere. In der Regel weigere sich dessen auch Niemand. Und geschähe dieß auch einmal, so würde von Seiten der Obrigkeit und von Seite des wohlwollenden Bremer Amtmannes in Bremerhaven mit Eifer und Strenge darauf gesehen, daß dieß geschehe. Wenn die Auswanderer in Bremerhaven zuweilen in Rath- und Hülflosigkeit verfielen, so wären sie gewöhnlich selbst daran schuld, da sie sich eben nicht darum bemühten, Rath und Hülfe aufzusuchen, und da sie oft die Obrigkeit ganz vergäßen oder ignorirten. Gewöhnlich wäre indeß der Amtmann von Bremerhaven oder einer seiner Stellvertreter am Quai des Hafens selbst zur Hand, um solche Rathlose ex officio aufzusuchen und ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Länger als eine halbe oder ganze Stunde könnten sie nur selten ohne solche officielle und von selbst sich ihnen darbietende Hülfe bleiben. Er möchte es allen Auswanderern ins Ohr rufen, sich doch sogleich in allen

Fällen an die Obrigkeit, an den Bremerhavener Amtmann zu wenden, von dem auf's Beste für sie gesorgt würde. Allerdings müsse jeder Auswanderer sich unter Umständen auch selbst ein Bißchen zu helfen wissen, aber es wäre unglaublich, wie ungeschickt sich diese Binnenleute bei ihrer Ankunft im Hafen zuweilen benähmen. Sie schienen zuweilen zu erwarten, daß ihnen, so zu sagen, wo nicht die gebratenen Tauben, doch der gekochte „Speck und Erbsen" von selbst in den Mund flögen, und daß die Launen von Wind und Wetter sich ihren eigenen Launen und Wünschen unterordnen müßten; und dabei würde die Schuld von einer Menge von Unbequemlichkeiten, die in der Natur der Auswanderung liegen, dann dem Bremer Rheder in die Schuhe geschüttet. Wenn man die jetzt so gute Einrichtung der Bremer Schiffe, die außerordentliche Billigkeit der Fahrpreise von der Weser nach New-York — 20 bis 30 Thaler per Kopf, Beköstigung eingeschlossen*) — bedenkt und dabei die Spottpreise erwägt, zu denen man fettes Land in Amerika ankaufen kann, so ist es ein Wunder, daß nicht noch viele hunderttausend Menschen mehr über Bremen nach Amerika auswandern, als es der Fall ist.

Im Frühling des nächsten Jahres wird Bremerhaven wieder eine große Bequemlichkeit mehr für die Auswanderer darbieten. Denn dann wird das große Gasthaus oder Hospiz fertig sein, das hier jetzt für sie auf Actien gebaut wird. Unter der Anleitung des kundigen Baumeisters besahen wir den jetzigen Zustand dieses großen und in einem edeln gefälligen Styl gebauten Hauses, dessen Aeußeres beinahe schon völlig beendigt ist, und mit dessen innerer Vollendung man eben beschäftigt war. Es ist auf die Beherbergung von etwa 2000 Menschen berechnet. Denn so viel Auswanderer mögen wohl zu Zeiten in Bremerhaven anwesend sein. Sie sollen darin zu den möglichst billigen Preisen logirt, beköstigt und verpflegt werden. Das Haus ist wie eines der von den Socialisten erdachten Phalansteres eingerichtet und fast auf alle Bedürfnisse einer kleinen menschlichen Gesellschaft berechnet. In der Mitte des Hauptkörpers des Gebäudes befindet sich eine gemeinsame Kirche, in der sich alle Confessionen der Auswanderer zum Gottesdienst vereinen wer-

*) Im Frühling bei größerer Concurrenz sind die Preise etwas höher als im Herbst. 20 Thaler zahlte man auch bisher für einen Postwagenplatz [illegible] nach Königsberg und zwar ohne Beköstigung.

Die großen Schlaf- und Speisesäle sollen nach Art der Säle in dem berühmten Seemannshospital in Greenwich, oder nach Art der Einrichtung eines Schiffsdecks, das wieder jenem Hospitale zum Muster gedient hat, eingerichtet werden. Das heißt, längs der beiden Binnenwände sollen zwei Reihen von Verschlägen oder Cajüten laufen, so daß jede Familie ihre besondere Zelle hat, und der breite Corridor in der Mitte zwischen den Verschlägen soll dann den gemeinsamen Gesellschafts- und Speisesaal bilden. Da unter 2000 Menschen natürlich immer eine Anzahl Kranker sein muß, so ist auch ein besonderes Krankenhospital beigefügt. Die Höhe der Preise, die Gattung der Kost, dieß Alles ist schon genau bestimmt, und man machte mir darüber genaue Mittheilungen, die mir aber leider nicht alle im Gedächtniß geblieben sind. Man hat das Haus sehr zweckmäßig ganz nahe bei dem Platze angelegt, wo die Auswanderer, die Weser herabkommend, aussteigen. Diese können daher gar nicht mehr irre gehen und wissen gleich, wohin sie gehören. Sie können von keinem Wirth geprellt werden. Ihre Rechnung wird, wenn sie ihren Contract vorweisen können, sofort ihrem Rheder zur Last geschrieben. Sie werden nun auch nicht mehr so lange in Bremen zu warten nöthig haben, sondern direct vom Main oder aus dem Odenwald nach Bremerhaven in das Hospiz gehen, wo sie dann Wind und Wetter ruhig abwarten können. Da man sie hier alle bei einander hat, so werden auch ihre Angelegenheiten besser controlirt werden können. Die Directoren und Aufseher des Hospizes werden ihre Rathgeber sein. In dem Hospiz selbst werden sie nicht nur ihren Gasthof, sondern auch ihre Börse und unter Umständen ihr Schiedsgericht finden. In Bremen soll es bis jetzt noch Winkelwirthschaften gegeben haben, welche auf die armen Auswanderer förmlich Jagd machten, ihnen schon vor den Thoren der Stadt Boten entgegensandten und sie theils durch Beredung, theils auf andere Weise förmlich zwangen, bei ihnen einzukehren, indem sie sie dann nicht selten prellten und übertheuerten. Auch dieß wird aufhören. Die armen Auswanderer werden nicht mehr vereinzelt, rath- und muthlos in der Stadt umherirren, sondern alle in einem Gebäude unter humaner Leitung vereinigt sein. Schon dieses Zusammensein mit ihren Genossen, mit Leuten, die einen Zweck und ein Interesse haben, wird tröstend und heilsam auf sie einwirken. Sie werden gegenseitig Rath und Beistand aus-

gehören. Die Frauen und Kinder waren alle gleichartig uniformirt in dickwattirte Mäntel, die schon auf eine kalte Seereise und Urwaldtemperatur berechnet schienen. So saßen sie nun ganz unglücklich auf ihren Reiseeffecten da und klagten laute Klage darüber, daß sie betrogen seien, daß man ihnen in Bremen gesagt habe, es ginge gleich fort, und daß sie nun noch eine Menge Zeit und Geld im Wirthshaus verschwenden würden. Sie sagten, sie bedauerten es, daß sie nicht lieber von Havre de Grace ausgegangen wären. Die Sprache der plattdeutschen Hafenleute, welche sie umgaben, war ihnen so gut wie böhmisch. Sie verstanden kein Wort davon, und ihr Schwäbisch wollte auch den Bremerhavenern nicht recht als reines Deutsch erscheinen. Sie könnten sich in Amerika nicht fremder fühlen, jammerten sie, so auf die Landstraße gesetzt, zwischen Land und Wasser schwebend, wie sie nun da wären. Ein hinkender Herr, an den sie sich wendeten, klammerte sich eine halbe Stunde lang an den Bord des hohen Schiffes und perorirte mit dem Steuermann, dem er begreiflich machen wollte, daß er contractmäßig auf der Stelle absegeln müsse, und schien ganz schwer einsehen zu wollen, daß dieß eine reine Unmöglichkeit wäre. Ich glaube, es kommt allerdings zuweilen in Bremen wie an jedem anderen Orte vor, daß gewinnsüchtige und leichtfertige Menschen leichtgläubigen Auswanderern in Bezug auf Abfahrt, Segelfertigkeit und Bequemlichkeit der Schiffe Berichte geben, die etwas über die Wahrheit hinausgehen, und mir gingen daher alle Anwandlungen von Zorn gegen solche Menschen und von Mitleiden mit solchen armen Opfern durch die Seele. Ein Unbetheiligter, der mit uns diese Scene ansah und mit den Leuten sprach, ermahnte sie zur ruhigen Ergebung in ihr Schicksal und zum Rückzug ins Wirthshaus. Auch sagte er ihnen, sie möchten's als eine Prüfung und als eine Probe und Uebung ihrer Geduld betrachten, deren sie bis zu dem Augenblick, wo sie ruhig am Missisippi in ihrer Farm sitzen würden, noch wohl viel vonnöthen haben dürften. „In einigen Monaten", sagten wir ihnen, „würden sie dieß Alles überstanden haben, und nach einem Jahre vielleicht schon hätten sie Deutschland verschmerzt und vergessen". „Ach", erwiderten sie alle wie aus einem Munde, „Deutschland haben wir schon jetzt vergessen!" Ich konnte zwar nicht wissen, welche Leiden und Entbehrungen das Vaterland diesen Leuten auferlegt hatte, aller-

diese Aeußerung, die sie auf eine sehr entschiedene und ziemlich leichtfertige Weise vorbrachten, kühlte mich doch etwas in meinen Sympathieen für sie ab, und am anderen Tage hatte ich noch einmal Gelegenheit, an ihr Benehmen zurückzudenken. Als ich nach einigen Stunden zurückkehrte, fand ich die Gruppe mit sammt ihren Betten und anderen sieben Sachen verschwunden. Vermuthlich hatten sie sich zum Wirthshause bequemt.

Ich besprach am Abend diesen Fall mit einem intelligenten in Bremerhaven angesiedelten Kaufmanne, der bei den Auswanderungsgeschäften völlig unbetheiligt war, aber seit Jahren die Auswanderungsscenen in Bremerhaven beobachtet hatte. Ich äußerte ihm meine Befürchtung, daß solche Täuschungen den Auswanderern oft vorkommen möchten. Er beruhigte mich aber in dieser Hinsicht vollkommen. Bei der großen Unbeholfenheit der meisten Auswanderer, die aus dem Inneren nach Bremerhaven kämen, wären, sagte er, solche Irrungen und Enttäuschungen zwar häufig, allein meistens rührten sie von den übertriebenen und unerfüllbaren Erwartungen, der Ungeduld der Auswanderer und ihrer Unbekanntschaft mit Wind und Wetter und mit den Verhältnissen her, und nicht von absichtlicher Täuschung, deren sich in der Regel kein Bremer Rheder schuldig mache. Es verstände sich ganz von selbst, daß jeder Kaufmann die contractlich eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen und die Auswanderer so lange entweder an Bord des Schiffes oder im Wirthshause beköstigen müsse, als die Abreise sich verzögere. In der Regel weigere sich dessen auch Niemand. Und geschähe dieß auch einmal, so würde von Seiten der Obrigkeit und von Seite des wohlwollenden Bremer Amtmannes in Bremerhaven mit Eifer und Strenge darauf gesehen, daß dieß geschehe. Wenn die Auswanderer in Bremerhaven zuweilen in Rath- und Hülflosigkeit verfielen, so wären sie gewöhnlich selbst daran schuld, da sie sich eben nicht darum bemühten, Rath und Hülfe aufzusuchen, und da sie oft die Obrigkeit ganz vergäßen oder ignorirten. Gewöhnlich wäre indeß der Amtmann von Bremerhaven oder einer seiner Stellvertreter am Quai des Hafens selbst zur Hand, um solche Rathlose ex officio aufzusuchen und ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Länger als eine halbe oder ganze Stunde könnten sie nur selten ohne solche officielle und von selbst sich ihnen darbietende Hülfe bleiben. Er möchte es allen Auswanderern ins Ohr rufen, sich doch sogleich in allen

fällen an die Obrigkeit, an den Bremerhavener Amtmann zu wenden, von dem auf's Beste für sie gesorgt würde. Allerdings müsse jeder Auswanderer sich unter Umständen auch selbst ein Bißchen zu helfen wissen, aber es wäre unglaublich, wie ungeschickt sich diese Binnenleute bei ihrer Ankunft im Hafen zuweilen benähmen. Sie schienen zuweilen zu erwarten, daß ihnen, so zu sagen, wo nicht die gebratenen Tauben, doch der gekochte „Speck und Erbsen" von selbst in den Mund flögen, und daß die Launen von Wind und Wetter sich ihren eigenen Launen und Wünschen unterordnen müßten; und dabei würde die Schuld von einer Menge von Unbequemlichkeiten, die in der Natur der Auswanderung liegen, dann dem Bremer Rheder in die Schuhe geschüttet. Wenn man die jetzt so gute Einrichtung der Bremer Schiffe, die außerordentliche Billigkeit der Fahrpreise von der Weser nach New-York — 20 bis 30 Thaler per Kopf, Beköstigung eingeschlossen*) — bedenkt und dabei die Spottpreise erwägt, zu denen man fettes Land in Amerika ankaufen kann, so ist es ein Wunder, daß nicht noch viele hunderttausend Menschen mehr über Bremen nach Amerika auswandern, als es der Fall ist.

Im Frühling des nächsten Jahres wird Bremerhaven wieder eine große Bequemlichkeit mehr für die Auswanderer darbieten. Denn dann wird das große Gasthaus oder Hospiz fertig sein, das hier jetzt für sie auf Actien gebaut wird. Unter der Anleitung des kundigen Baumeisters besahen wir den jetzigen Zustand dieses großen und in einem edeln gefälligen Styl gebauten Hauses, dessen Aeußeres beinahe schon völlig beendigt ist, und mit dessen innerer Vollendung man eben beschäftigt war. Es ist auf die Beherbergung von etwa 2000 Menschen berechnet. Denn so viel Auswanderer mögen wohl zu Zeiten in Bremerhaven anwesend sein. Sie sollen darin zu den möglichst billigen Preisen logirt, beköstigt und verpflegt werden. Das Haus ist wie eines der von den Socialisten erdachten Phalansteres eingerichtet und fast auf alle Bedürfnisse einer kleinen menschlichen Gesellschaft berechnet. In der Mitte des Hauptkörpers des Gebäudes befindet sich eine gemeinsame Kirche, in der sich alle Confessionen der Auswanderer zum Gottesdienst vereinen werden.

*) Im Frühling bei größerer Concurrenz sind die Preise etwas höher als im Herbst. 20 Thaler zahlte man auch bisher für einen Postwagenplatz von Berlin nach Königsberg und zwar ohne Beköstigung.

Die großen Schlaf- und Speisesäle sollen nach Art der Säle in dem berühmten Seemannshospital in Greenwich, oder nach Art der Einrichtung eines Schiffsdecks, das wieder jenem Hospitale zum Muster gedient hat, eingerichtet werden. Das heißt, längs der beiden Binnenwände sollen zwei Reihen von Verschlägen oder Cajüten laufen, so daß jede Familie ihre besondere Zelle hat, und der breite Corridor in der Mitte zwischen den Verschlägen soll dann den gemeinsamen Gesellschafts- und Speisesaal bilden. Da unter 2000 Menschen natürlich immer eine Anzahl Kranker sein muß, so ist auch ein besonderes Krankenhospital beigefügt. Die Höhe der Preise, die Gattung der Kost, dieß Alles ist schon genau bestimmt, und man machte mir darüber genaue Mittheilungen, die mir aber leider nicht alle im Gedächtniß geblieben sind. Man hat das Haus sehr zweckmäßig ganz nahe bei dem Platze angelegt, wo die Auswanderer, die Weser herabkommend, aussteigen. Diese können daher gar nicht mehr irre gehen und wissen gleich, wohin sie gehören. Sie können von keinem Wirth geprellt werden. Ihre Rechnung wird, wenn sie ihren Contract vorweisen können, sofort ihrem Rheder zur Last geschrieben. Sie werden nun auch nicht mehr so lange in Bremen zu warten nöthig haben, sondern direct vom Main oder aus dem Odenwald nach Bremerhaven in das Hospiz gehen, wo sie dann Wind und Wetter ruhig abwarten können. Da man sie hier alle bei einander hat, so werden auch ihre Angelegenheiten besser controlirt werden können. Die Directoren und Aufseher des Hospizes werden ihre Rathgeber sein. In dem Hospiz selbst werden sie nicht nur ihren Gasthof, sondern auch ihre Börse und unter Umständen ihr Schiedsgericht finden. In Bremen soll es bis jetzt noch Winkelwirthschaften gegeben haben, welche auf die armen Auswanderer förmlich Jagd machten, ihnen schon vor den Thoren der Stadt Boten entgegensandten und sie theils durch Beredung, theils auf andere Weise förmlich zwangen, bei ihnen einzukehren, indem sie sie dann nicht selten prellten und übertheuerten. Auch dieß wird aufhören. Die armen Auswanderer werden nicht mehr vereinzelt, rath- und muthlos in der Stadt umherirren, sondern alle in einem Gebäude unter humaner Leitung vereinigt sein. Schon dieses Zusammensein mit ihren Genossen, mit Leuten, die einen Zweck und ein Interesse haben, wird tröstend und heilsam auf sie einwirken. Sie werden gegenseitig Rath und Beistand aus-

tauschen können. Man kann die Zweckmäßigkeit dieses Unterneh-
mens nicht genug loben und den Auswanderern empfehlen. Es
macht der Fürsorge der Obrigkeit und Kaufmannschaft Bremens
Ehre und steht, glaube ich, einzig in seiner Art da, denn weder
in den englischen, noch in den belgischen, noch in den französischen,
noch in anderen Häfen, in denen Auswanderung stattfindet, habe
ich je von einem solchen Auswandererhospize gehört.

---

4. Das neue Dock. Das Dampfboot Hermann. Kriegs-material. Riesenhafte Dampfmaschine. Der Capitain. Schiffseinrichtungen. Die Dienerschaft. Ungarische Auswanderer.

Ein zweites großes, sowohl für die Weser als für ganz
Deutschland wichtiges Werk, das jetzt in Bremerhaven in der
Vollendung begriffen ist, ist das neue Dock, welches
jetzt neben dem alten angelegt wird. Dieser alte Hafen war
nicht tief genug für die großen New-Yorker Paketboote und
außerdem auch ist er für die ganze anschwellende Masse der
Weserschiffer schon zu klein geworden, da ihn anfangs doch viele
Kurzsichtige in Bremen selbst für ganz überflüssig hielten. Man
hat daher ein neueres und tieferes Bassin begonnen. Ausgegraben
in seinem ganzen Umfange ist es bereits. Auch sind der Eingang
und die zu ihm führenden Molos schon fertig ausgemauert. Diese
Molos sind schöne solide Werke aus Quadersteinen. Ihre voll-
ständige Befestigung hat manche Schwierigkeit und manches weit-
läufige Werk nöthig gemacht, von dem man jetzt, da zwei Drittel
des Ganzen unter Wasser oder unter Erde gebracht sind, kaum
eine Spur mehr sieht. So z. B. hat man einzelne Theile der
Molos noch im Inneren der Erde durch Ankerketten verbunden
und förmlich vor Anker gelegt. Die Anker liegen tief in der
Erde, etwas entfernt vom Ufer im Inneren des Baues. Die
Ketten laufen unter dem Boden weg und halten vermittelst
Querbalken einzelne Partieen der Molos fest. Außen ahnt man
nichts von diesem inneren Mechanismus, hier ist vielmehr Alles
mit geglätteten Quadersteinen zierlich bedeckt. Die Hauptarbeit
bei diesem ganzen Unternehmen ist aber das gigantische Schleusen-
werk, das den Hafen verschließen soll. Obwohl erst begonnen

hat es doch schon unendliche Mühe und Noth bereitet. Das Wichtigste bei einer solchen Schleuse ist vor allen Dingen ein fester trockener Boden, auf dem die Gewässer, ohne einzuschneiden, ruhig aus- und einströmen können, und ein Fundament für die Pfeiler der Schleusenthore und des ganzen Schleusenkastens. Und die Herstellung eines solchen Schleusenbodens hat hier, wo der Grund viele Quellen haben soll, wo die Gewässer außerhalb des Dammes zur Fluthzeit manchmal 17 bis 20 Fuß hoch über dem Schleusenboden erhoben sind und mit ungeheuerer Gewalt von unten her drücken, große Schwierigkeiten. Man hat auf der ganzen großen Fläche Balken auf Balken eingerammt, ohne einen festen Grund herstellen zu können. Man erzählte mir, daß der Andrang der Gewässer von unten her manchmal so groß gewesen sei, daß es nicht nur zwischen den Balken in Fontänen hervorgesprungen, sondern auch, das Holz selbst durchdringend, daraus hervorgequollen wäre. Viele haben daher an der Ausführbarkeit des ganzen Unternehmens gezweifelt, und das stets etwas kritisir- und zweifellustige Publikum will noch hie und da nicht recht daran glauben. Die Ingenieure dagegen, die das Werke leiten, geben die tröstliche Versicherung, daß man jetzt der Schwierigkeiten Herr geworden, daß das feste Fundament der Schleuse hergestellt sei, und daß man nun der Vollendung des Ganzen im nächstfolgenden Jahre mit Sicherheit entgegensehen könne. Die Schleusenthore selbst sollen aus Eisen gegossen und schon fertig und dabei ein Wunderwerk von Wasserbauconstruction sein. Doch sah ich von ihnen einstweilen nur den Plan und Riß.

Die Proportionen dieses neuen Hafens und seiner Schleuse sind zunächst nur für die New-Yorker Dampfboote berechnet. Nebenher aber wird er noch andere Schiffe zu fassen im Stande sein, und namentlich wird er auch wohl für unsere Kriegsschiffe bedeutungsvoll werden, da wir schwerlich bis zu seiner Vollendung sonst irgendwo ein tieferes und besseres Bassin werden hergestellt haben. Also auch hierin liegt wieder ein neues Merkzeichen, daß die Flotte sich bleibend an der Weser einnistet. Man wird diesen Hafen mit dem alten in Verbindung setzen und mit diesem zusammen wieder dann, so zu sagen, einen großen künstlichen Stromarm bilden, durch den man zur Fluthzeit die Gewässer hindurchströmen lassen kann, um die Hafenreinigung und die Schlammausräumung leicht zu Stande

zu bringen, was bei dem alten Hafen in seiner jetzigen Isolirung nicht ohne Umstände ausführbar war. Wären solche Schilderungen ohne Weitläufigkeit möglich, so möchte ich wohl einmal die merkwürdigen Vorrichtungen zur Reinigung des alten Hafens, die man bisher hatte, beschreiben. Schon von diesem neuen Bassin hörte ich wieder, daß es viel zu klein angelegt sei, und daß es nicht Schiffe genug werde fassen können; und man discutirte schon über die zweckmäßige Stelle, wo man wieder Platz für einen dritten Hafen finden könnte. Es wird hier also, scheint es, so gehen wie bei Liverpool, wo auch das alte Sprüchwort: die Augen waren größer als der Appetit, nicht zutraf, und wo man in neuerer Zeit ebenfalls Hafendock über Hafendock ausgraben mußte. Schade nur, daß die Bremer mit diesen Unternehmungen auf ein so enges Terrain beschränkt sind. Es sind nur ein paar Millionen Quadratellen, die sie von den Hannoveranern acquirirt haben, und mit diesem kostbaren Landstückchen müssen sie sehr sparsam umgehen, um darauf alle ihre Hafenanlagen, Waarenhäuser, Hospize und andere Baulichkeiten zu Stande zu bringen. Es ist, als hätte Einer ein Stückchen Goldbrokat geschenkt bekommen, aus dem er sich nun alle möglichen Kleider zurecht schneiden müßte. Anfangs, als man noch kein rechtes Zutrauen zu der neuen Anlage hatte, vergab man die Bauplätze auf diesem Länderflecke umsonst und bewilligte wohl auch noch Vortheile dazu, um die Leute zur Ansiedelung zu bewegen. Jetzt aber verkauft man schon seit mehren Jahren jede Quadratelle zu hohen Preisen, und die an Hannover bezahlte Summe ist dem Bremer Staate längst mit Zinsen zurückgeflossen. Es ist fast rührend zu hören, wie die Leute immer berechnen: „Jetzt haben wir noch da ein Aeckerchen für einen neuen Dock, und in jenem Winkel ist auch noch ein Fleckchen für ein neues Gebäude.“ Zwar ist Hannover contractmäßig verpflichtet, wenn Bremen es verlangen sollte, noch eine gewisse bestimmte Anzahl, ich glaube, einige hundert Morgen Landes abzutreten. Aber die Hannoveraner sollen jetzt ganz eifersüchtig auf Bremen sein und sich höchlich darüber ärgern, daß sie nicht Alles behalten und selbst diese neuen Hafenanlagen gemacht haben. Sie werden jetzt gewiß nicht, und wenn man es ihnen mit Gold aufwiegen wollte, einen Fuß breit Landes mehr abtreten, wenn sie nicht entschieden dazu gezwungen werden können. Sie wollen sich selber möglichst viele Vortheile zuwen-

den und sind eben schon dabei, an der Mündung der Geest auf eigenem hannöverischen Grund und Boden einen Rivalen von Bremerhaven, ein neues Geestemünde, zu begründen, von dem schon mehre Häuser stehen. Es soll für Bremerhaven ein Ort werden, wie Altona (allzunah!) für Hamburg. O weh! dachte ich wieder, deutsche Einheit! oder vielmehr du traurige deutsche Uneinigkeit, wie erschwerst du dir doch alle deine patriotischen Unternehmungen! Ich weiß es nicht mit Bestimmtheit, ob es wahr ist, daß die Hannoveraner nicht freundnachbarlich gegen die Bremerhavener sich benehmen. Aber ist dem so, wie ich beinahe glaube, so wäre es doch schier dumm. Denn erstlich ist es gewiß, daß die Hannoveraner nicht den Gedanken der Begründung eines Wesermünden gefaßt haben und vermuthlich bis dato noch nicht gefaßt hätten, wenn die Bremer nicht darauf gekommen wären. Und dann, wenn sie ihn auch ohne die Bremer gefaßt hätten, so hätten sie ihn doch aller Wahrscheinlichkeit nach nie so gut ausführen können wie diese in Handels- und Wasserbauangelegenheiten erfahrenen und Handelsvortheile am besten verstehenden Bremer. Da nun die Hannoveraner von dem kleinen aufblühenden Orte eine Menge Vortheile genießen, so sollten sie um ihres eigenen Interesses willen ihm allen möglichen Vorschub leisten und ihn auf alle Weise dankbarlichst begünstigen.

Es ist nun schon auch eine ziemliche Menge Kriegsmaterial in Bremerhaven zusammengebracht. Erstlich besteht da im Südwesten des Ortes das kleine hannövrische Fort Wilhelm, das die Hannoveraner bauten, um ihre stipulirten Rechte zu wahren. Dann sah ich noch im Norden des Ortes die Schanzen und Flußbatterieen, die gegen die Dänen im vorigen Jahre aufgeführt und noch jetzt mit schweren Kanonen montirt waren. Endlich erblickte ich, — o Freude! — längs des Hafenquais eine Reihe schwerer Kanonen für die deutsche Flotte liegen. Ich zählte ihrer über 40, meistens neugegossene, darunter aber auch einige vom Christian VIII. genommene „und geborgene." Es ist kein Zweifel, daß es im Inneren Deutschlands mehr als einen patriotischen — Thoren? giebt, der beim Anblicke dieses Geschützes Thränen der Freude vergossen und alle diese schwarzen eisernen Puppen hätte umhalsen mögen. Ich marschirte, als hätte ich sie zu bewachen, mehre Male an der ganzen respectablen Reihe auf und ab und guckte in jedes Zündloch und in jeden Kanonen-

schlund und betastete das kalte Eisen wie Einer, der einen lange geträumten schönen Traum nun sich verwirklichen sieht. Ebenso groß war auch meine Freude am Abende im Theater von Bremerhaven, wo die Griseldis von Halm gegeben wurde und wo ich zum ersten Male die mit goldenen Streifen umwundenen blauen Mützen und die frischen jugendlichen Angesichter einiger deutschen Flottenoffiziere ansichtig wurde. Ich hatte mich in diesem kleinen Theater, in dem äußersten Nordwestwinkel von Deutschland, eigentlich mehr auf Lachen als auf einen ernsten Genuß gefaßt gemacht, war aber nicht wenig verwundert und erfreut, daß die Schauspielerin, welche die Griseldis gab, uns wahrhaft zu rühren und zu herzlichem Applaus zu zwingen verstand. Auch betrug sich das Publikum so ernsthaft und anständig, wie ich es selbst in großen Hafenorten Englands z. B. nie gefunden habe. Ich bemerke dieß Alles für die Auswanderer im Binnenlande, die darnach in Bremerhaven doch darauf hoffen können, noch zu guter Letzt einen rührenden Eindruck von der vaterländischen Bühne und das Andenken an einen angenehmen Kunstgenuß mit auf die See hinauszunehmen.

Bekanntlich war ursprünglich der Plan der amerikanisch-deutschen Dampfpaketboot-Unternehmung auf Erbauung von vier großen Dampfern gerichtet. Bisher sind aber nur erst zwei davon in Gang gekommen, der „Washington“ nämlich und der „Hermann“, die jetzt seit mehren Jahren ihre Fahrten regelmäßig vollführt haben. Das dritte Schiff ist in Amerika auch, glaube ich, schon beinahe fertig, aber noch nicht im Gange. Das vierte steckt — ich glaube aus Mangel am Besten — noch ganz in der Luft und in den Urwäldern. Doch natürlich gut Ding will Weile haben. Es traf sich, daß eben der Hermann auf der Rhede von Bremerhaven vor Anker lag, um am folgenden Tage seine Ueberfahrt nach New-York anzutreten. Da ich den ausgezeichneten amerikanischen Capitän dieses Schiffes in Bremen kennen gelernt und von ihm eine Einladung, an Bord zu kommen, erhalten hatte, so setzte ich mich nach der Besichtigung der oben beschriebenen Dinge in ein Boot und fuhr zu dem Riesenschiff hinüber. Einiges von dem, was ich dort erblickte, mag viele Tausende deutscher Binnenlandsleser, die nie etwas Aehnliches sahen, und andere hundert, die vielleicht mit transatlantischen Uebersiedelungsplänen umgehen, interessiren. Und außerdem, glaube ich, lohnt es sich

auch deswegen, noch einmal von diesen bremisch-amerikanischen Dampfern zu sprechen, weil sie, wie mir es scheint, im deutschen Inlande bei Weitem noch nicht das Ansehen und den Ruf genießen, den sie zu genießen verdienen. Der Washington und der Hermann haben bei ihren ersten Fahrten einiges Mißgeschick gehabt, und dieß Mißgeschick hat im Inneren von Deutschland ein weites und mißklingendes Echo gefunden. Viele Reisende und Wanderlustige haben ihr Gemüth dieser vaterländischen Verbindung mit Amerika abgewandt und sich bei ihrer Ueberfahrt lieber englischer oder französischer Dampfschiffe bedient. Man hörte sogar Stimmen bei uns im Binnenlande, die ganze Sache wäre faul, und die Amerikaner hätten mit Fleiß schlechte Schiffe für uns gebaut. Ich theilte diese Binnenlandsideeen hie und da in Bremen mit. Man zeigte sich darüber höchlich verwundert. Jenes Mißgeschick war zum Theil Zufall, zum Theil allerdings vielleicht von jedem neuen ins Werk zu setzenden Unternehmen unzertrennlich. Es ist jetzt längst überwunden. Die beiden Schiffe haben seit einiger Zeit ihre Fahrten ganz pünktlich ausgeführt und sind im besten und brillantesten Zustande. Und dieß Mißtrauen im Inneren von Deutschland muß nun verstummen und sich in volles Vertrauen verwandeln. Wir dürfen nicht mehr nach Liverpool oder Havre de Grace eilen, um über das Meer zu gelangen. Wir können dieß jetzt von Bremen aus mit eben so viel Sicherheit und mit mehr Bequemlichkeit und um billigeren Preis eben so gut bewerkstelligen.

Ich gebe zwar zu und weiß es aus Erfahrung, daß so ein Hermann oder Washington, wenn der Sturm braust und die See schäumt und das Schiff wie eine Möve auf den Wellen tanzt, unseren Augen ganz anders erscheint, als wenn wir es so, als wohl aufgenommene Gäste des Capitäns, mitten im ruhigen Hafen beschauen. Allein dieß ist das Schicksal jedes zierlich geschnäbelten Fahrzeuges, das, wie Homer sagt, die graue Woge der Thalassa durchfurcht. Und jedenfalls bin ich gewiß, daß ich bei meiner Besichtigung des Hermann nichts entdeckte, was mir nicht Lust gemacht hätte, wenn es sonst nur möglich gewesen wäre, einen Wellentanz mit ihm zu wagen. Mein werther Gönner, der Capitän, stellte mich seinen Offizieren: „first officer“, „second officer“, ꝛc. vor und ließ mir dann zunächst die Maschine des Schiffes zeigen, und allerdings ist dieß das Haupt-

Verantwortlichkeit trägt, nach Amerika zu bringen hat, ist immer mehr oder weniger ein Mann, der eine Rolle spielt, und der jetzt immer mehr oder weniger einige von den großartigen Eigenschaften seines Vorgängers Columbus haben muß. Ein solcher Capitän ist nicht nur der strenge Gebieter und Führer einer zahlreichen Schiffsmannschaft, sondern er ist auch in gewisser Beziehung auf der freien See der väterliche Rathgeber, der Patriarch und in vorkommenden Fällen auch der Schiedsrichter oder Gesetzgeber, Aufseher und hülfreiche Freund der Passagiere, die sich ihm und seinem Schiffe anvertraut haben. Er ist mit einem Worte der Regent und König des ganzen kleinen Staatswesens, so lange es innerhalb der hölzernen Schiffswände zwischen Europa und Amerika schwebt. Nicht nur die Leitung des Schiffes, das Maschinenwesen, die Anordnungen in Bezug auf den einzuschlagenden Curs, das ganze Proviantwesen &c., obgleich er für jedes Departement seinen „Offizier" hat, hängt in letzter Instanz von ihm ab, sondern er hält es auch für seine Pflicht gegen seine Passagiere, die er als seine Gäste betrachtet, den gefälligen Wirth zu spielen, für Amusement zu sorgen, sie — schon ihrer Gesundheit wegen — bei guter Laune zu erhalten und ihnen manche Rathschläge und auch Vorschriften für ihr ganzes Verhalten zu geben. Er ermuntert daher die melancholischen Passagiere, er bevorzugt die heiteren und launigen Gesellschafter, er sorgt für Musik, Tanz, gesellige Spiele; Frische und Heiterkeit an Bord auf dem einförmigen Meere zu erhalten, ist immer eine Hauptsorge des Schiffscommandeurs. Er präsidirt natürlich bei allen jenen geselligen Unternehmungen sowie bei der Tafel, und es ist nöthig, daß er, der wohlerzogenen Passagiere wegen, mit feinem Tacte und zuweilen mit etwas durchgreifender Bevormundung die minder wohlgesitteten in den gehörigen Schranken halte und ihnen auch zu Zeiten einige gute Lehren zukommen lasse. Der enge Raum an Bord des Schiffes macht jede Abweichung von den Regeln des Anstandes besonders empfindlich und daher eine strenge Etiquette und eine durchgreifende Autorität, so zu sagen eine monarchische Verfassung des Staatswesens nöthig. Man begreift, daß ein solcher Monarch Qualitäten haben muß.

Man wird zwar nicht von mir verlangen können, daß ich hier in dieser Beziehung einen Mann erwähnen und ihm Lob

fingen soll, dessen Bekanntschaft und Gastfreundschaft ich genossen habe. Doch ist es schade, daß ich hier so zu sagen durch die Freundschaft gelähmt bin. Denn in der That können die beiden Commandanten der Schiffe Hermann und Washington unseren Landsleuten aus den beregten Gründen keine gleichgültigen Männer sein. Sie sind, so zu sagen, öffentliche Charaktere für Deutschland und spielen für uns keine unwichtige Rolle. Denn jährlich vertrauen sich mehre Tausend Deutsche ihrer Vormundschaft oder Regierung, wie ich zeigte, an. Ihr Charakter sollte daher eigentlich bei uns eben so besprochen werden und bekannt sein wie der unserer Staatsmänner, Minister u. s. w. Wie gesagt, es ist schade, daß ich mich durch Freundschaft und Rücksicht verhindert glaube, auf diesen Punkt näher einzugehen. So viel werde ich indeß doch wohl sagen dürfen, daß der Commandant des Washington, Mr. Crabtree, ein Mann von der angenehmsten Bildung, von den würdevollsten Manieren und von dem anerkannt edelsten und gerechtesten Charakter ist, dessen ganzes Wesen einen solchen Eindruck macht, daß sich gewiß jeder Passagier gleich von vornherein mit Freudigkeit unter seine männliche Führung stellen wird. Es ist darüber auch nur eine Stimme unter allen denen, die mit ihm gefahren, und wie gesagt, es ist nicht unwichtig für Deutschland, daß wir einen solchen Mann — wie man ihn in Havre de Grace und Liverpool nicht sogleich finden wird — in unserer bremisch-nordamerikanischen Paketfahrt haben. Ich wünsche nicht, daß ihm je dieses mein Schreiben zu Gesicht komme und ihn schamroth mache. Doch durfte ich wohl um der Sache selbst willen so viel sagen.

In dem schönen von zwei Säulenreihen getragenen, von Mahagoni und Silberzeug, von Vergoldung und bunten Teppichen glitzernden Salon verzehrten wir, wie der Capitän sagte, ein mäßiges kleines „Diner", das aber, wie die verschiedenen Hammel- und Puterbraten u. s. w., die zum Theil von London, zum Theil aus den Marschen Hamburgs und Bremens herstammten, mir zudampften, für eine Schiffswirthschaft, die eben ihre Provianteinnahme abgeschlossen hatte und in See stechen wollte, ziemlich luxuriös war. Auch frische, junge amerikanische Maiskolben, wie man sie in Louisiana ißt, und andere transatlantische Delicatessen fehlten nicht dabei, sowie auch nicht — o besondere Tafelwürze! — einige deutsche Flottenoffiziere. Ein Theil des großen

Salons, der sich fast durch das halbe Schiff hin erstreckt, ist für Musik und Tanz geeignet, und neben dem Salon finden sich noch einige kleinere Luxuszimmer, im Geschmack Ludwigs XIV. und im Rococostyl eingerichtet. Zu beiden Seiten des Saales laufen die Schlafgemächer der Passagiere der ersten Abtheilung der ersten Klasse hin. Sie sind sehr sauber eingerichtet und ziemlich geräumig und jedes nur mit zwei Betten versehen. Auch ist es möglich, wenn große Familien es wünschen, zwei oder drei von ihnen zu einem Ganzen zu verbinden. Es giebt noch eine zweite Abtheilung der ersten Passagierklasse, welche zwar denselben Salon benutzt, dagegen aber ihre minder eleganten Schlafgemächer eine Stufe tiefer im Zwischendeck findet und dafür etwas weniger bezahlt. Die schwierigste bei dem Bau eines solchen Schiffes, bei dem über die Hälfte, wo nicht Souterrain, doch Submarin und das eigentlich im Ganzen genommen nichts weiter als ein aus Holz gebauter schwimmender Keller ist, zu lösende Aufgabe ist eine leichte und zweckmäßige Circulation der Luft und des Lichtes bis in die innersten und untersten Räume hinab. Die Baumeister auf dem Festlande versahen es hiermit bei ihren überirdischen Wohnhäusern schon oft. Ein Seearchitekt muß sich aber der Sache noch viel mehr annehmen. Bei diesen amerikanischen Meerpalästen hat man auf jene Punkte besondere Rücksicht genommen, und ich bewunderte vielfach die ingeniösen Bemühungen, die Luftkanäle, Lichtlöcher &c., die man hier angebracht hatte, um jene kostbaren Lebensstoffe so tief als möglich hinabzubringen. Unsere Eisengießereien, die uns leichte, compacte, vielfach durchbrochene und doch dabei solide Treppen, Leitern, Böden und Wände liefern, leisten bei diesem Bestreben jetzt eine sehr schöne Hülfe. Ein Eiskeller für Conservirung des Fleisches und anderer frischer Sachen ist ein Bedürfniß jeder amerikanischen Haushaltung, auch den auf dem Meere etablirten, und fehlte hier daher nicht. Die Proviantkammer mit ihren mannichfachen Vorräthen, die schön geordneten Räume für Aufstellung des Hausgeräthes der ganzen großen Wirthschaft waren in ihrer Art eben so der Bewunderung würdig. Die Dienerschaft des Schiffes war, so viel ich bemerken konnte, durchweg amerikanisch, und die Ober- und Unterwärter, Stubenmädchen &c. hatten ganz das gefällige, ansprechende und — um mich hier eines fremden Ausdruckes zu bedienen — gentleman-

artige Aeußere, das freundliche und zugleich wohlbemessene Benehmen bei ihren Antworten auf meine Fragen, das wir der amerikanischen Dienerschaft, wenn wir uns ein Ideal von ihr machen, in Gedanken beilegen. Die Herren Passagiere und Gäste sind so sehr daran gewöhnt, daß in unseren Hotels, Waggons, Dampfschiffen Alles rund um sie herum gefällig, zuvorkommend, höflich rc. sei und, so zu sagen, nach ihrer Pfeife tanze. Aber sie bedenken nicht, wie schwer es hält, einen solchen geschmeidigen und wie eine wohlgeölte Dampfmaschine geräuschlos arbeitenden Haushalt zu organisiren und für jeden Posten darin die geeigneten Subjecte und Charaktere zu finden oder dafür heranzubilden. Ich bin mir zwar sehr wohl bewußt, daß ich kein ganz competenter Richter bin, da ich blos nach dem Anscheine urtheile, und ich lasse das englische Sprüchwort: „the proof of the pudding is the eating“, was in diesem Falle so viel heißt als: am besten kann man über die ganze Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit des Hermann urtheilen, wenn man einmal mit über den Ocean hinüber- und herübergefahren ist, nicht außer Augen. Allein die Physiognomik ist doch keine ganz eitle Wissenschaft, und ich muß, so weit die Eindrücke, die vom Anscheine herkamen, Geltung haben, glauben, daß, wenn die deutschen Passagiere sich von diesen bremisch-amerikanischen Schiffen und Schiffscommandeurs, von diesen eleganten Gemächern und Räumen, von diesen schönen Maschinen nicht ganz so bequem über den Ocean getragen fühlen wie die Seelen der Märtyrer, welche uns die Legenden und Maler als von geflügelten Genien durch die Lüfte geführt darstellen, dieß mehr dem Winde, Wetter und anderen Naturereignissen, die unverbesserlich sind, als der Kunst und menschlichen Bemühung, die hier ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, zuzuschreiben ist.

Zur Zeit der Abenddämmerung, als ich mich in einem der unteren Schiffsräume befand, hörte ich auf einmal das Verdeck sich auffallend beleben. Ich ging nach oben und fand so eben das Dampfschiff von Bremen mit den für Amerika bestimmten Passagieren angekommen. Da stiegen nun viele Männer, Frauen und Kinder auf den Treppen hinan und verbreiteten sich mit großer Hast und Eile in den verschiedenen Decks und Plätzen des Schiffes, Kisten und Kasten und Gepäck aller Art hinter sich herschleppend, um von ihren Schlafstellen Besitz zu ergreifen.

Salons, der sich fast durch das halbe Schiff hin erstreckt, ist für Musik und Tanz geeignet, und neben dem Salon finden sich noch einige kleinere Luxuszimmer, im Geschmack Ludwigs XIV. und im Rococostyl eingerichtet. Zu beiden Seiten des Saales laufen die Schlafgemächer der Passagiere der ersten Abtheilung der ersten Klasse hin. Sie sind sehr sauber eingerichtet und ziemlich geräumig und jedes nur mit zwei Betten versehen. Auch ist es möglich, wenn große Familien es wünschen, zwei oder drei von ihnen zu einem Ganzen zu verbinden. Es giebt noch eine zweite Abtheilung der ersten Passagierklasse, welche zwar denselben Salon benutzt, dagegen aber ihre minder eleganten Schlafgemächer eine Stufe tiefer im Zwischendeck findet und dafür etwas weniger bezahlt. Die schwierigste bei dem Bau eines solchen Schiffes, bei dem über die Hälfte, wo nicht Souterrain, doch Submarin und das eigentlich im Ganzen genommen nichts weiter als ein aus Holz gebauter schwimmender Keller ist, zu lösende Aufgabe ist eine leichte und zweckmäßige Circulation der Luft und des Lichtes bis in die innersten und untersten Räume hinab. Die Baumeister auf dem Festlande verfahren es hiermit bei ihren überirdischen Wohnhäusern schon oft. Ein Seearchitekt muß sich aber der Sache noch viel mehr annehmen. Bei diesen amerikanischen Meerpalästen hat man auf jene Punkte besondere Rücksicht genommen, und ich bewunderte vielfach die ingeniösen Bemühungen, die Luftkanäle, Lichtlöcher rc., die man hier angebracht hatte, um jene kostbaren Lebensstoffe so tief als möglich hinabzubringen. Unsere Eisengießereien, die uns leichte, compacte, vielfach durchbrochene und doch dabei solide Treppen, Leitern, Böden und Wände liefern, leisten bei diesem Bestreben jetzt eine sehr schöne Hülfe. Ein Eiskeller für Conservirung des Fleisches und anderer frischer Sachen ist ein Bedürfniß jeder amerikanischen Haushaltung, auch den auf dem Meere etablirten, und fehlte hier daher nicht. Die Proviantkammer mit ihren mannichfachen Vorräthen, die schön geordneten Räume für Aufstellung des Hausgeräthes der ganzen großen Wirthschaft waren in ihrer Art eben so der Bewunderung würdig. Die Dienerschaft des Schiffes war, so viel ich bemerken konnte, durchweg amerikanisch, und die Ober- und Unterwärter, Stubenmädchen rc. hatten ganz das gefällige, ansprechende und — um mich hier eines fremden Ausdruckes zu bedienen — gentleman-

artige Aeußere, das freundliche und zugleich wohlbemessene Benehmen bei ihren Antworten auf meine Fragen, das wir der amerikanischen Dienerschaft, wenn wir uns ein Ideal von ihr machen, in Gedanken beilegen. Die Herren Passagiere und Gäste sind so sehr daran gewöhnt, daß in unseren Hotels, Waggons, Dampfschiffen Alles rund um sie herum gefällig, zuvorkommend, höflich rc. sei und, so zu sagen, nach ihrer Pfeife tanze. Aber sie bedenken nicht, wie schwer es hält, einen solchen geschmeidigen und wie eine wohlgeölte Dampfmaschine geräuschlos arbeitenden Haushalt zu organisiren und für jeden Posten darin die geeigneten Subjecte und Charaktere zu finden oder dafür heranzubilden. Ich bin mir zwar sehr wohl bewußt, daß ich kein ganz competenter Richter bin, da ich blos nach dem Anscheine urtheile, und ich lasse das englische Sprüchwort: „the proof of the pudding is the eating“, was in diesem Falle so viel heißt als: am besten kann man über die ganze Zweckmäßigkeit und Tüchtigkeit des Hermann urtheilen, wenn man einmal mit über den Ocean hinüber- und herübergefahren ist, nicht außer Augen. Allein die Physiognomik ist doch keine ganz eitle Wissenschaft, und ich muß, so weit die Eindrücke, die vom Anscheine herkamen, Geltung haben, glauben, daß, wenn die deutschen Passagiere sich von diesen bremisch-amerikanischen Schiffen und Schiffscommandeurs, von diesen eleganten Gemächern und Räumen, von diesen schönen Maschinen nicht ganz so bequem über den Ocean getragen fühlen wie die Seelen der Märtyrer, welche uns die Legenden und Maler als von geflügelten Genien durch die Lüfte geführt darstellen, dieß mehr dem Winde, Wetter und anderen Naturereignissen, die unverbesserlich sind, als der Kunst und menschlichen Einrichtung, die hier ihren höchsten Gipfel erreicht zu haben scheint, zuzuschreiben ist.

Zur Zeit der Abenddämmerung, als ich mich in einem der unteren Schiffsräume befand, hörte ich auf einmal das Verdeck sich auffallend beleben. Ich ging nach oben und fand so eben das Dampfschiff von Bremen mit den für Amerika bestimmten Passagieren angekommen. Da stiegen nun viele Männer, Frauen und Kinder auf den Treppen hinan und verbreiteten sich mit großer Hast und Eile in den verschiedenen Decks und Plätzen des Schiffes, Kisten und Kasten und Gepäck aller Art hinter sich herschleppend, um von ihren Schlafstellen Besitz zu ergreifen.

Rasch wurden alle inneren Räume des Fahrzeuges illuminirt, und ich bemerkte nun beim Lampenschein manche interessante Physiognomie. Wie ich erwartete, hörte ich auch bald einige Laute der Sprache von der Theiß und unteren Donau her mich umsummen. Es war der alte Vice-Gouverneur von Comorn, von einigen anderen ungarischen Herren und Damen begleitet. Ein ehrwürdiges Haupt mit langem Greisenbarte, in dem schwarzen magyarischen Nationalcostum, mit breitkrämpigem Hut und schwankender Feder auf dem Haupte; und bei einem Gespräche mit diesem Manne war es eben, wo ich wieder jener unpatriotischen deutschen Auswanderer, die Deutschland schon auf deutschem Boden vergessen zu haben versicherten, gedachte. Ich erwähnte ihm nämlich, daß ich auch in Ungarn gewesen sei und einige seiner ausgezeichneten Landsleute gekannt hatte. Ich mochte dieß auf etwas unvorsichtige Weise gethan haben. Kurz der alte Mann wurde dabei sichtbar so gerührt, daß ich schnell das Gespräch auf etwas Anderes lenken mußte. Sind wir Deutschen denn wirklich weniger warmpatriotisch als die Ungarn, die Polen und andere Völker? Es mag sein, daß unsere achtunddreißig verschiedenen Staaten und Fürstenthümer uns den Kopf und die Gefühle etwas verwirren, und daß da bei uns kein recht energischer, herzrührender Patriotismus durchschlagen kann, so wie in Deutschland auch keine tüchtige einige Idee und Ansicht durchschlagen will.

Ich nahm Abschied, fuhr noch den Abend nach Bremerhaven zurück und hörte den anderen Morgen von ferne den grüßenden Kanonenschuß, der die Abfahrt des Hermann mit seinen Amerikanern, Ungarn und anderen Passagieren verkündete; bis ich mich aus den Häuserreihen und Straßen ans Ufer hervorarbeiten konnte, war er schon weit hinaus ins Meer, und der große Coloß zeigte sich in der Ferne wie ein kleiner schwarzer Punkt mitten zwischen den Watten der Wesermündung.

---

5. Besuch auf der Flotte. Der Barbarossa. Die fremden Flaggen an Bord der deutschen Flotte.

Pour la bonne bouche hatte ich mir nun für den letzten Tag meiner Anwesenheit in Bremerhaven den Besuch unserer deutschen Flotte aufgespart, und mit diesem Genusse krönte ich denn meine kleine Reise. Die deutsche Nordseeflotte ist, seit der Aufhebung der dänischen Blkoade und seitdem sie in ihrer neuen Wiege, der Weser, liegt, wie ein neugeborenes Kind, wie ein junger Prinz, der Gegenstand zahlloser Besuche gewesen. Sie hat aus dem Innern des Vaterlandes eine Menge hübscher Angebinde zum Geschenk bekommen. Die Väter und Verwandten, die Ammen und Wärter dieses Kindes, die Flottenoffiziere und Matrosen und viele deutsche Patrioten sind in Schaaren herbeigeströmt, um sie zu sehen. Deutsche Prinzen und sogar Königinnen (die Königin von Griechenland) sind gekommen, um ihr den Hof zu machen. Da sind denn die Matrosen und Soldaten im Präsentiren der Säbel, Gewehre und Ruder und die Offiziere in gefälliger Uebung der Gastfreundschaft mehr einexercirt worden als in sonst etwas. Obgleich sie noch keine Siege irgend einer Art gefeiert hat, so hat es doch schon feierliche Feste und Schauspiele und Musik ꝛc. genug an Bord der Schiffe gegeben. Die Matrosen selbst, sagte man mir, hätten sich bei solchen Gelegenheiten schon sehr hervorgethan in dramatischen Darstellungen und launigen Improvisationen. Ich will dieß nicht tadeln. Es liegt in der Natur der Sache. Kein Mensch kann es uns verargen, daß wir Deutschen gern unseren Liebling, die Flotte, die unter so vielen Schmerzen geboren, beschauen, und wir besuchenden Gäste sollen und müssen ja für die artige Aufnahme an Bord der Schiffe sehr dankbar sein. Wir überhäufen ja auch ein Kind mit herzlichen Küssen und Geschenken, die ihm weiter zum Ernst des Lebens nichts helfen, und putzen es mit allerlei Tand heraus. Der Knabe wirft später diese Ausschmückung von sich und zeigt sich am Ende doch noch, wenn die Prüfung kommt, als ein tüchtiger und fester Mann.

Am Bord unseres Bremer Dampfschiffes, mit dem wir uns der Flotte näherten, befanden sich mehre Leute, die zu verschiedenen Schiffen der Flotte hinüber wollten, ein Kupferschmied und andere Arbeiter, die dort zu thun hatten, ein Vater, der seinen

Sohn auf der Flotte besuchen wollte, ein paar Flottenoffiziere, einige müßige Besucher, und auf ein von unserem Schiffe gegebenes Signal waren daher Boote von allen den verschiedenen Kriegsdampfern herbeigekommen, die uns mitten auf dem breiten Strome erwarteten und eins nach dem anderen bei uns anlegten. Mich entzückten die freien, frischen, munteren Matrosen in ihren blauen Jacken und ihrer einfachen gefälligen Uniform. Es waren ihrer zwölf Ruderer in jedem Boote. An dem Rande ihrer Mützen hatten sie den Namen ihres Schiffes geschrieben: „Deutschland“, „Hansa“, „Barbarossa“ &c. Es liegt etwas wundervoll Ansprechendes in dieser freien leichten Seemannsuniform, die so zweckmäßig und bequem ist und nicht so sehr von der Alltagskleidung des Bürgers und Arbeiters abweicht wie die unserer Landsoldaten, welche von unseren Fürsten am Ende wie die Puppen herausgeputzt sind. Die Landsoldaten sind nur allzuoft so gekleidet, wie es die Laune der paradelustigen Fürsten bestimmte; die Seesoldaten, wie es Wind und Wetter und die Manipulationen des Ruderns, Ankerlichtens, Mastbesteigens &c. nöthig machten. Dieß, sage ich, gefällt uns an ihnen, und zwar insbesondere wenn es deutsche Seeleute sind. Mit dem innigsten Behagen schoß ich mit meinen zwölf frischen Ruderern durch die Wellen zur hohen schwarzen Wand des Barbarossa hin, lief die Treppe hinauf, hörte mit Vergnügen die kleine Schiffspfeife ertönen, welche die Ankunft eines Gastes anmeldete, hätte gern den beiden kleinen hübschen Burschen die Wangen gestrichen, die oben am Ende der Treppe mit gezogenem Säbel standen, eine Aufmerksamkeit, die sie jedem, selbst dem unbedeutendsten Gaste erweisen, brachte mein Anliegen und meine Empfehlung dem wachhabenden Offiziere vor und betrat nun das erste deutsche Kriegsschiff, das ich je unter meinen Füßen hatte, wobei ich eine solche Freude empfand wie Saussure, als er zuerst den Gipfel des Mont Blanc betrat.

Will man uns Deutsche kindisch schelten, wenn wir uns so über jeden Knopf und über jede blaue Jacke, die wir von unserer Marine ansichtig werden können, freuen? Ist denn nicht unsere Freude sehr wohlbegründet, daß doch nun endlich etwas da ist, was wir mit den Augen und Ohren zu fassen und mit den Händen zu greifen vermögen? Liegt nicht etwas Erhebendes darin, wenn eine große Nation endlich eine ganz neue, noch nie

von ihr bewandelte Bahn der Unternehmungen und Thaten betritt, wenn sie unter allerlei Schwierigkeiten und Kämpfen sich von den Alpen her endlich hervorwindet zum freien Meere und sich dort von frischen, aus weiter Ferne kommenden Seewinden angehaucht fühlt? Ist diese Flotte nicht fast so gut für uns wie die Entdeckung Amerika's für die Spanier? Und wissen wir nicht eben so wenig, wohin uns das Meer noch führen wird, wie die Spanier wußten, wohin sie die Landung auf San Salvador führen würde? Und ist es nicht geradezu ein Wunder, daß wir nun doch endlich schwimmendes, mit Pulver, Blei und Kanonen garnirtes Eichenholz sehen können? War es nicht noch vor zwei Jahren fast eben so unwahrscheinlich, daß wir einmal einen Mondbewohner als eine deutsche Dampffregatte Barbarossa von Angesicht zu Angesicht schauen sollten? Und wäre eine alte Zigeunerin zu derselben Zeit nicht noch mehr ausgelacht worden, wenn sie dem Kapitän Brommy geweissagt hätte, er sollte einmal „deutscher Seezeugmeister" werden, als wenn sie ihm eine Stelle als Großadmiral beim Kaiser von China prophezeit hätte? Und doch ist dieser romantische Lebenslauf eine Wirklichkeit geworden!

Dem sei indeß, wie ihm wolle, kurz ich war guter Dinge, und man stellte mich dem trefflichen Kapitän des Barbarossa, einem Engländer, Herrn King, vor; ich besah mir dann all das Holz-, Räder- und Eisenwerk, das nun aus dem Munde unserer Redner in Frankfurt, aus den Tintenfässern unserer Schriftsteller und aus unseren Sparbüchsen hervorgegangen ist, und in denen jeder Deutsche doch einen Pfennig oder einen Kreuzer oder einen Silber- oder Neugroschen stecken hat. Man hatte die Güte, mich überall herumzuführen, mich Alles beschauen zu lassen. Und das will viel sagen, denn in einem solchen Kriegsschiffe sind die Gegenstände und Räume noch unendlich viel mannichfaltiger als bei einem New-Yorker Paketboot, wo es im Ganzen doch nur drei oder vier Menschenklassen giebt, Passagiere ersten und zweiten Ranges, Schiffsmannschaft und Bedienung, und wo die Zwecke auch viel einfacher sind, nämlich Schlafen, Essen, Trinken und Unterhaltung. Am Bord des Kriegsschiffes giebt es erstlich die hohe Person des Commandanten, der sein ganz besonderes Quartier für sich hat. Dann eine Reihe von Offizieren verschiedener Grade und von sehr verschiedenen Bedürfnissen und Ausstattungen.

Auch sie haben ihre besonderen Kajüten und Räume je nach Rang und Würden. Dann die Matrosen und ihre Führer, die wieder mehr oder weniger gesondert sind, weiter die Maschinenmeister und die Maschinenbedienung (ein ganzes Corps von 20 Menschen) und endlich die Seesoldaten mit dem Gewehr auf der Schulter. Und nun die Mannichfaltigkeit der Bedürfnisse und Zwecke, die sich in den Pulverkammern, in den Kugel- und Waffenkammern, in den Apotheken, Lazarethen, chirurgischen Instrumentensammlungen, in den Proviantmagazinen, Schreibzimmern, Comptoirs und Bureaux aussprechen. Natürlich ist daher im Kriegsschiffe mit dem Raum noch unendlich viel mehr gespart, Alles bunter abgetheilt und jeder Winkel mit irgend etwas Lebendigem oder Todtem angefüllt; es sieht hier daher das ganze Schiff eher aus wie ein Museum oder eine Curiositätensammlung, während ein Paketschiff, wie der Herrmann, mehr die Einrichtung eines einfachen Gesellschaftszimmers hat.

Es gehört also ungeheuer viel und vielerlei zur Completirung einer solchen Curiositätensammlung, eine Menge Gegenstände, die bisher noch in keiner deutschen Fabrik oder Werkstatt geschmiedet wurden und die auch nicht gleich von anderswoher zu beziehen waren. Es war mir daher sehr lieb wahrzunehmen oder vielmehr zu hören, daß jetzt — denn bisher war dieß noch immer nicht der Fall — alle unsere Schiffe fast vollständig armirt, zur Genüge bemannt und mit allem Nöthigen versehen sind. Allerdings gab es noch immer hie und da etwas zu thun, hie und da etwas auszumalen, zu tischlern ꝛc. Bei den Apotheken war noch manche Lücke zu füllen, sowie auch in anderen Departements. Ganz vollständig war auch die Mannschaft aller Schiffe noch nicht. Es fehlten hie und da noch dreißig, vierzig oder fünfzig Mann. Die Offiziere, mit denen ich die ganze Anzahl überschlug, meinten, es möchten jetzt im Ganzen, Kanonenboote und Alles mitgerechnet, nahe an tausend Mann im Dienste unserer Nordseeflotte stehen. Auf einigen Schiffen fand ich zwölf oder zwanzig Mann eigentlicher Seesoldaten mit Gewehr und Allem, was dazu gehört, bewaffnet. Auf anderen fehlten jedoch noch diese Seesoldaten, die aber den unbedeutendsten Theil der Bemannung ausmachen. Und da marschirte denn, statt des Soldaten mit Gewehr und Bajonnet, irgend ein kleiner Bursche mit gezogenem Schwerte schildernd auf dem Deck hin

und her. Die Bewaffnung der Matrosen aber, die in Säbeln, Beilen, Hellebarden ꝛc. besteht, zeigte man mir überall als vollständig.

Die Bemannung der Schiffe besteht meistentheils aus oldenburgischen und hannöverischen Weser- und Elbeuferbewohnern und aus einem guten Theile mecklenburgischer Küstenleute, die zur Zeit der Blüthe der Macht des Frankfurter Parlamentes die Erlaubniß bekamen, ihre Militärdienstpflicht auf der deutschen Flotte abzudienen, und sich dann von derselben anwerben ließen. Uebrigens sind auch viele Leute aus preußischen Provinzen, Ostpreußen, Pommern ꝛc. da, und ich fand sogar ein paar Litthauer unter ihnen. Die Offiziere fremden Ursprunges, die ich, als die Unparteiischsten, darüber befragte, lobten die Mannschaft sehr als tüchtig, willig und im Seedienste wohlerfahren. Allein allgemein ist man auf der Flotte der Ansicht, daß man dort auf die Dauer mit den „Grundrechten" des Volkes nicht regieren könnte. Leidenschaften, Widerspänstigkeit und allerlei bösen Hang und Drang giebt es ja unter allem Schiffer- und Menschenvolke genug, und diese müssen auf den engen Schiffen, wo der Dienst besonders pünktlich gethan werden muß, durch Zwang, Furcht und Strenge eben so sorgsam gedämpft und zusammengehalten werden, wie das leicht zündbare Pulver in festen Gefäßen und unter genauem Verschluß. Ich hörte in Bremerhaven einen Mann mit Entrüstung über das Betragen einiger betrunkenen Flottenmatrosen, die Lärm gemacht hatten, sprechen und bei dieser Gelegenheit über die Disciplin auf der Flotte spötteln. Die Offiziere sagen, daß die Gesetze ihnen nicht immer Macht genug geben, solche Excesse zu verhüten. Sie seufzen nach einer solideren, bestimmteren und praktischeren Basis für einen Flottencodex, als ihn die Frankfurter Grundrechte abgeben. Freilich muß man sich wundern, daß bei der, so zu sagen, völligen Gesetzlosigkeit und Verlassenheit, in der Deutschland seine Flotte läßt, Alles noch so ziemlich gut zugeht — Gutmüthigkeit und Willigkeit der Menschen und gegenseitige Güte, Gefälligkeit und Ueberredung müssen da vermuthlich zuweilen aushelfen.

Noch bunter als die Mannschaft ist das Offiziercorps der Flotte zusammengesetzt. Kundige Offiziere im eigenen Lande zu erlangen, war uns natürlich noch schwieriger als erfahrene Matrosen, deren Handarbeit auf den Kriegs- und Handelsschiffen

sich nahe gleichkommt und die bei ihrer einfacheren Thätigkeit schneller zugestutzt werden können. In den höheren Chargen aber gehen die seemännische und militärische Seemannskunde mehr auseinander, und es gehört eine größere Vorbereitung und Erfahrung dazu. In den höheren Offizierschargen sind daher mehr Ausländer angestellt, einige Engländer, Schotten, einige Nordamerikaner, Belgier ꝛc. Die einzige seefahrende Nation, die auf der deutschen Flotte durch kein einziges Individuum repräsentirt ist, sind die Dänen, die am Bord unserer Schiffe natürlich gründlich und nach Verdienst verabscheut werden und auf welche es ja eben zunächst bei unserem ganzen Flottenapparate gemünzt war. Die Hauptmasse der Offiziere, besonders der jüngeren, besteht aus Deutschen, die fast aus allen Theilen unseres Vaterlandes eben so zusammengekommen sind wie die Mitglieder des Frankfurter Parlamentes. Der Hauptsache nach sind es zwar Norddeutsche, Preußen, Mecklenburger, Hanseaten, Hannoveraner ꝛc., aber es finden sich auch Süddeutsche darunter, z. B. einige Nassauer und Badener. Man wird daher auch hier auf der Flotte lebhafter an das alte Frankfurt von 1848 erinnert als sonst irgendwo in Deutschland. Hier sieht man eine Vereinigung aller Deutschen. Hier hört man mehr als anderswo nach der Einigkeit Deutschlands seufzen. Hier vernimmt man alle deutschen Dialekte. Hier weht noch in freier Luft das schöne deutsche schwarz-roth-goldene Banner, das vielgeschmähte, das zum Theil sowohl Diejenigen, welche es erhoben, als auch Diejenigen, welche es nachher blind verfolgten und mit Füßen traten, zu beflecken und zu beschimpfen trachteten, an dem aber jedes deutsche Gemüth in alle Ewigkeit und unter allen Umständen festhalten wird wie an dem einzigen Heiland, wenngleich man ihn geißelte, verspottete und ans Kreuz schlug. Recht eigenthümlich kamen mir diese geliebten schwarz-roth-goldenen Farben an den Kopfbedeckungen der Engländer, Amerikaner und Belgier in unserem Dienste vor, besonders wenn ich an die schmähenden Aeußerungen dachte, die ich hie und da am Rhein von preußischen (deutschen) Offizieren gegen diese Farben hatte ausstoßen hören. Wie gesagt, Gott segne diese Farben und gebe auf irgend eine Weise nur einmal Macht und Kraft dahinter, so werden doch am Ende noch mehr Menschen sie sich als Ehrenzeichen an die Mütze heften.

Die Dialektenmannichfaltigkeit und Sprachverwirrung ist dem

Obigen zufolge sehr groß auf der deutschen Flotte. Alles redet englisch, französisch, flämisch, nordamerikanisch, hochdeutsch, plattdeutsch, nassauisch, badisch, litthauisch durcheinander. Die deutschen Offiziere reden mit ihrem englischen oder belgischen Capitän oft französisch oder englisch. Einen belgischen Offizier hörte ich mit seiner niederdeutschen Mannschaft flämisch sprechen und commandiren, was die Plattdeutschen ziemlich gut verstehen. Freilich sind aber die beiden Hauptsprachen die hochdeutsche und die niederdeutsche. Jene ist die officielle Sprache der Flotte, und in ihr werden, wie ich mich durch Augenschein überzeugte und wie es auch natürlich ist, die Flottenbefehle und Berichte ausgestellt. Die fremden Offiziere haben auch meistens schon so viel Deutsch gelernt, um diese Schriften begreifen zu können. Man hat aber auf der Flotte mit dieser Sprache mehr Noth, als Mancher sich bei uns vielleicht denkt. Sie hat noch eine Menge Ausdrücke nicht, die auf den Flotten nöthig sind, und man hat förmlich darauf studiren und darüber berathen müssen, um passende Bezeichnungen für eine Menge Dinge zu finden. Und manchmal sind die flämischen, englischen, romanischen oder plattdeutschen Ausdrücke auf der See so eingenistet und haben so eigensinniges Leben, daß sie unter keiner Bedingung einem neuerfundenen hochdeutschen Ausdruck weichen wollen. Mit der Zeit wird also aus der Flotte eine Bereicherung des deutschen Sprachschatzes hervorgehen. Man gab mir eine Menge Beispiele neuerfundener hochdeutscher Ausdrücke. Ich habe aber leider nur folgende Titel behalten: „Seezeugmeister" dem Feldzeugmeister, „Seewebel" dem Feldwebel auf dem Lande entsprechend. Den englischen Ausdruck „Midshipman" hat man sehr gut mit „Seejunker" übersetzt. Die herrschende Sprache der Mannschaft ist natürlich die niederdeutsche, und da kommt nun das Niederdeutsch mit dem Hochdeutsch in Collision. Schriftlich werden die Befehle hochdeutsch gegeben, und mündlich wird meistens plattdeutsch commandirt. Das Plattdeutsch ist nicht nur den Leuten verständlicher und geläufiger, sondern es sei auch, so sagte man mir, beim Commando viel kräftiger, energischer und kürzer, vermuthlich jedoch nur, weil die Leute einmal daran gewöhnt, weil Ohr und Sprache dafür schon ausgebildet und geschmeidig geworden sind und das Hochdeutsch noch vieler Ausdrücke entbehrt. Wollte man jetzt Hochdeutsch bei den Commandos vorschreiben, so müßte man nothgedrungen immer halb hoch-, halb plattdeutsch

reden, was auch wirklich zuweilen geschehen mag. Dieser Gegenstand ist indeß einer weiteren Nachforschung würdig. Ich bemerkte, daß das Plattdeutsch dieser Weserleute zuweilen mit einigen englischen Worten gemischt sei. Ich sammelte mir während meiner Anwesenheit auf der Flotte als Beispiele unter anderen folgende Phrasen: „De ganze Concern *) ist niks werth“, bemerkte ein Matrose bei der Besprechung eines schlechten Schiffes. „Dat ohle Schip wer jo binnen all gans condemt **)“, bemerkte ein anderer bei derselben Gelegenheit. „Kik mol, wo dat Boot sik turnt ***)“, sagte ein dritter, als wir ein kleines Boot im Wind sich rasch drehen sahen.

Natürlich hat man an eine Menge Schwierigkeiten und Räthsel, welche die Begründung einer deutschen Flotte zu lösen geben würde, von Anfang herein gar nicht gedacht. Es mußte hier ja Alles, so zu sagen, aus dem Nichts geschaffen werden. Wie es in den Regionen der Sprache ist, so ist es auch in allen anderen Departements, z. B. in dem medicinischen und dem ganzen Sanitätswesen der Flotte, dessen Schwierigkeiten der gefällige Flottenstabsarzt mir auseinanderzusetzen die Güte hatte. Es war hier, so zu sagen, Alles ab ovo zu gestalten. Man mußte vielfach erfinden, taufen, speculiren, probiren und muß dieß noch thun. Es ist jetzt auf jedem Schiff ein Lazareth und eine Apotheke eingerichtet. Auch ist in Bremerhaven ein kleines Magazin von Flottenmedicamenten und ein kleines Laboratorium für die Flotte begründet. Dabei waren nicht wenige Vorfragen zu erörtern, viele neue Dinge zu lernen, zahlreiche Versuche anzustellen. Natürlich müssen Schiffsapotheken nicht nur ganz anders eingerichtet werden als Landapotheken, sondern da die Krankheiten auf der See andere sind als auf dem Lande, so müssen ganz andere Medicamente da sein, oder doch dieselben Medicamente in ganz verschiedenen Quantitäten. Auch afficirt die Schiffs- und Seeluft manche Medicamente ganz anders als die Landluft, und einige sind daher auf dem Meere nicht brauchbar, die es auf dem Lande sind.

Die Engländer haben zwar ganz außerordentlich lehrreiche

---

*) Vom englischen „concern“.

**) Vom englischen „condemn“.

***) Vom englischen „turn“.

Werke über das Gesundheitswesen und die Erfahrungen und Vorfälle aller Art auf ihrer Flotte, aber auch eine englische oder amerikanische Pharmakopöe konnte man nicht ohne Weiteres zum Muster nehmen. Es hätte nicht einmal geholfen, wenn man englische Flottenärzte und Flottenapotheker hätte kommen lassen. Das englische Medicinalwesen ist so eigenthümlich und paßt ganz und gar nicht zum deutschen. Die englischen Matrosen leiden wieder an ganz eigenen Uebeln und sind an ganz andere Gattungen von Medicamenten und auch an andere Dosen gewöhnt als die Deutschen, die wie ihre Nationalität, so auch ihre Krankheiten, ihre medicinischen Gewohnheiten und ihre Lebensweise für sich haben. Wenn man z. B. einem englischen Kriegsschiffe vielleicht so und so viele Pfunde Opium mitgiebt, so reichen bei einem deutschen eben so viele Lothe hin. Und da man nun bei den Flottenapotheken vor allen Dingen mit dem Raume sowohl als mit dem Gelde sparen mußte, so wäre es unsinnig gewesen, ihr nach der englischen Vorschrift so viel Opium oder sonst eine andere unnütze Medicin zuzutheilen. Die englischen Flottenapotheken nehmen z. B. auch auf Skorbut oder andere solche Krankheiten, welche die Matrosen auf weiten Reisen befallen, Rücksicht und geben ihren Schiffen bedeutende Quantitäten der nöthigen Antidote mit. Bei der deutschen Flotte, die sich bisher noch immer hübsch in der Nähe der Küsten und der frischen Lebensmittelquellen hielt, wäre eine solche Rücksicht auf Skorbut oder auf afrikanische oder ostindische Küstenfieber übertriebene Vorsicht gewesen. Kurz also, man sieht oder ahnt wenigstens hiernach, warum man sich entschließen mußte, in den eigenen Busen zu greifen, selbst zu lernen, selbst zu schaffen und zu erfahren. Solche Erfahrungen sind aber sehr schwer und nur sehr langsam zu machen; nicht bloß an den schnell arbeitenden Laboratorien des Chemikers, sondern an den sehr langsam zu Resultaten führenden Laboratorien des Lebens und der Praxis. So erzählte mir mein geehrter Freund, der Oberflottenarzt, um ein Beispiel zu haben, daß er auch die von Bremerhaven aus nach Amerika oder um die Welt segelnden Kauffahrteischiffe benütze, um Erfahrungen zu sammeln, daß er einigen Capitäns gewisse Aufgaben und Fragen zur Beantwortung gestellt, ihnen auch wohl Medicamente und andere Dinge mitgegeben habe, um über ihre Wirkung oder Conservirung

auf der See Beobachtungen zu machen. Die Antworten auf jene Fragen und die Mittheilung der Resultate werden also erst nach einer Reise um die Welt erfolgen. Da man zu einem festen System erst nach einer ganzen Kette von Beantwortungen und Resultaten gelangen kann, so mag man sich nach diesem Beispiele denken, wie langsam es mit dem Wachsthum der Flotte gehen muß.

Unter den verschiedenen Schiffsvorrathskammern, die ich an Bord der Flotte sah, fiel mir eine Gattung besonders auf, nämlich diejenige, die gewöhnlich in Form eines vielfächerigen Schrankes auf einer Stelle des Verdeckes zu stehen pflegt, und in der alle die Flaggen der verschiedenen Nationen, denen man auf See zu begegnen und die man zu begrüßen denkt, aufbewahrt. Auch diese Magazine fand ich reichlich mit Flaggen aller Völker versorgt, mit englischen, französischen, holländischen, nordamerikanischen &c. Ob auch die dänische darunter war, davon überzeugte ich mich nicht. Sieh da! — dachte ich hier, als die Matrosen die nordamerikanischen Sterne auf blauem Grunde und das frische französische Blau-Roth-Weiß und die anderen ganz nagelneu gemachten fremden Flaggen zusammenrollten und einkramten — du liebes Schwarz-Roth-Gold, du hast noch von keinem Menschen auf der Erde eine Artigkeit empfangen, ja man droht dich auf dem Ocean als Seeräuber zu behandeln, und schon denkst du darauf, wie du aller Welt dich höflich und artig erweisen könntest, und hast ganz gewissenhaft schon deine ganze Staatstoilette machen lassen, wie ein Mensch, der einmal hoffähig zu werden hofft, es aber noch nicht ist, sein Hofcostum. Nun ich bin doch begierig zu hören, ob diese Flaggenvorrathskammern sich noch einmal sehr dienlich erweisen werden. Ich will es von ganzem Herzen hoffen und wünschen. Und ich darf, was mich freut, hinzusetzen, daß ich von dieser Hoffnung und Zuversicht auch alle Flottenoffiziere, mit denen ich in Berührung kam, lebhaft erfüllt fand. Ich fand sie voll Muth und Bewegung für das Gedeihen und Weitergehen der Flotte. „Rückgehen kann unsere Flotte nicht wieder", sagten sie alle einmüthig, „es muß damit vor! Auch fühlen wir uns jetzt schon so stark, daß die Dänen die Nordsee nicht wieder wie im Frühling blokiren könnten. Wenigstens wären sie jetzt gezwungen, dreimal so viele Kräfte, wenn sie so viel haben, dazu

aufzuwenden.“ Ueberall traf ich auf eine große Begier nach einem Zusammenstoß mit den Dänen, in Bezug auf welche man auf der Flotte nicht friedfertiger und duldsamer gesinnt ist als in Schleswig-Holstein.

---

6. Größe der Kanonen. Wichtigkeit der Kriegsdampfschiffe. Die Cora. Brommy. Rückschau.

Diese Dampfcorvetten und Dampffregatten haben zwar nicht viele Kanonen, höchstens zwölf. Dagegen sind darunter Kanonen ersten Kalibers: Achtundsechzigpfünder und sogar auch Hundertfünfundzwanzigpfünder. Von diesen letzteren hat aber jedes Schiff in der Regel nur zwei, eine vorn und eine hinten. Die Kanonen sollen diese schweren Eisenmassen bis auf eine Entfernung von drei englischen Meilen werfen. Man sagte mir, daß die Dampfschiffe überhaupt in der Marine das schwerste Geschütz haben müßten, weil sie für den Kampf in der Nähe ungeschickt seien und besonders aus der Ferne wirken müßten. Bei Windstille ist ein unglückliches dänisches Linienschiff mitten zwischen den deutschen Dampfern so schlimm daran wie ein unbeholfener Elephant mitten zwischen gewandten Tigerkatzen. Diese dampfen rund um dasselbe herum, senden ihm aus großer Ferne, wo sie vor seinen Kugeln sicher sind, ihre Hundertfünfundzwanzigpfünder zu und rupfen es auf diese Weise bedeutend oder schießen es in Grund und Boden. Aber freilich wenn dann frischer Wind aufstößt, dann heißt es wieder: Dampfschiffe, wahrt euch! Dann ist der Segler zuweilen rascher, und es giebt da mitunter fatale Schüsse, bei denen ein Dampfer fast wie Glas zerspringt. Die Schüsse in die Räder sind freilich noch nicht so schlimm, wie die Meisten sich gewöhnlich einbilden. Denn man kann sich ein gut Theil Schaufeln wegschießen lassen und die Räder doch noch zum Fortkommen brauchen. Aber bei einem Schuß auf die Cylinder oder gar in den Kessel ist meistens das Herz des Dampfers getroffen, und er taumelt dann wie ein harpunirter Fisch. Leider haben wir erst ein Segelkriegsschiff in der Nordsee, und auch das ist nur ein schwaches, nämlich die „Deutschland“. Man hatte es

mir vorläufig als einen sehr bösen Umstand bezeichnet, daß bei einigen unserer Kriegsdampfer, die nicht gleich von vorn herein auf den Krieg berechnet waren, die Maschinen zu hoch lägen, daß beim Arbeiten die oberen Theile derselben über das Deck hervorragten. Allein die Offiziere zeigten mir, daß dieser Umstand doch nicht ganz so schlimm sei, als man ihn sich dächte, denn es wäre ein Leichtes, durch Verbarrikadirung auf dem Deck auch diesen Theil der Maschine mit einem dicken Mantel zu umgeben und ihr wenigstens denselben Grad von Sicherheit zu Theil werden zu lassen, den sie unter den hölzernen Schiffswänden genösse. Ganz gesichert ist übrigens nur der Theil der Maschine, der sich im untersten Bauche des Schiffes unter dem Niveau des Wassers, durch das die Kugeln nicht durchdringen können, befindet. Man sucht die Maschinen auf den Kriegsschiffen immer so weit als möglich herabzudrücken. Es wäre schön, wenn es einmal gelänge, damit ganz unter Wasser zu kommen. Schraubenschiffe haben wir gar nicht unter unseren Dampfern.

Das Kleinod und der kleine Stern unserer Flotte ist jetzt die Cora, die erst kürzlich von England herübergeführt wurde. Sie wurde in Bristol gebaut und bei ihr sind alle die raffinirtesten und neuesten Erfindungen der Dampfschiffconstructionskunde ins Werk gesetzt. Sie wird von einem trefflichen Deutschen, dem Capitän Reichhardt, commandirt. Ich darf hier die Namen dieser mir bekannt gewordenen Männer ja wohl nennen, da offenbar doch Deutschland diese Männer, die an dem schwierigen Geschäft der Flottenbegründung arbeiten und deren Namen für immer in unseren Marineannalen eingetragen bleiben werden, kennen sollte. Cora ist der Name der peruanischen Heldin in einem bekannten Bulwer'schen Roman, und solche Bulwer'sche oder englische Namen bekommen zuerst alle die für uns in England gebauten Schiffe. Dieß ist nöthig für die kurze Zeit der Existenz des Schiffes in einem englischen Hafen und für die Ueberfahrt nach Deutschland. Ohne einen solchen Namen könnte man ja vorher die schwimmende Holz- und Eisencomposition in England gar nicht bequem besprechen und einregistriren. Auch muß ja das Schiff auf der Reise zur Weser seinen Taufschein und Paß bei sich haben. In Deutschland werden sie dann aber umgetauft und vertauschen ihren englischen Romannamen mit deutschen historischen Benen-

mungen. Die Cora soll auf den Namen des Königs von Hannover „Ernst August" umgetauft werden, und man schmeichelte sich damals mit der Hoffnung, daß der König bei Gelegenheit dieses Festes die Flotte besuchen werde. Ueberhaupt sprach man viel davon, daß der König von Hannover der Protector der ganzen Flotte werden würde. „Das ganze Deutschland" sollte es zwar eigentlich sein. Allein ist dieß nicht möglich, so ist doch ein König von Hannover noch immer etwas Reelleres als ein unmächtiger Reichsminister Jochmus. Die Hanseaten hat man bei der Nomenclatur der Flotte besonders bedacht. Denn erstlich giebt es da die Hansa im Allgemeinen, und dann ist dieser Gesammtbegriff noch einmal wieder specificirt in den Dampfcorvetten: Hamburg, Lübeck, Bremen. Dieß waren die ersten Schiffe und Namen, sowie die Hansestädte die ersten waren, die sich bei der Gründung der Flotte thätig zeigten. Dann kamen die Namen: Deutschland, Erzherzog Johann &c., zur Zeit der Blüthe der Centralmacht. Jetzt scheint man sich nun mit den Namen, wie gesagt, dem König von Hannover zuzuwenden. Der Himmel weiß, welche Namen und Protectoren den beiden Schiffen „Cazique" und „Inca", die noch für uns in Bristol liegen, bestimmt sind. Möchte doch eine „Borussia", ein gedeihliches „Erfurt" oder dergleichen darunter sein!

Die Cora oder der Ernst August, sagte ich, sei unser Kleinod. Und als solches stellt sie sich auch in ihrer ganzen Einrichtung dem Auge des Laien dar. Mit Vergnügen schweifte mein Blick an den schön abgerundeten Wänden und Borden dieses nagelneuen Schiffes umher, und mit Entzücken bemerkte ich im Inneren die sparsame und zweckmäßige Vertheilung des ganzen Raumes zu hunderterlei Zwecken. Man explicirte mir, daß selbst die Kanonen der Cora und insbesondere ihr ganzer Ladungsapparat nach neuen Reformen construirt seien. Auch sah ich Vorräthe von Kugeln und Kugelcompositionen, wie ich sie zuvor noch nie gesehen hatte. Die Hauptverbesserung besteht aber in der Maschine. Mir hatte auf dem Hermann und fast noch mehr auf der Hansa, die nahe an 900, d. h. noch 200 Pferdekraft mehr hat als der Hermann, die Großartigkeit der gewaltigen Maschinerie imponirt. Hier auf der Cora erfreute ich mich nun noch mehr an der Compendiosität der Maschine und an der durch

Berechnung möglich gewordenen Verringerung ihres Volumens. Sie steckt sehr tief in dem Bauche des Schiffes, zur größeren Hälfte unter Wasser, und schien mir kaum die Hälfte des Raumes der anderen Schiffsmaschinen einzunehmen. Man sagte mir, daß dieß in Folge der Einführung beweglicher Cylinder möglich geworden sei. Auf allen unseren übrigen Dampfern sind die Cylinder stehend und mit einem mächtigen Eisengebälk befestigt. Wie dieß aber zusammenhängt, kann ich nicht angeben. Auch die Maschinerie zum Aufholen des Ankers wurde mir als ein Meisterstück neuester Schiffsbaukunst gezeigt. Die sonst so langwierige Arbeit des Ankeraufholens soll damit außerordentlich schnell verrichtet werden. Hinten am Spiegel, damit gar nichts fehle, hatte die Cora auch einen neuen aus England mitgebrachten Apparat zur Rettung von Menschenleben hängen. Wäre jedes Schiff mit einem solchen Apparate versehen, so hätte die Flotte vielleicht viel weniger Unglücksfälle und Verluste von Matrosen durch Ertrinken zu beklagen.

Die Cora ist auch das einzige unserer Nordseeschiffe, das gleich von vornherein bloß zum Zweck des Krieges gebaut wurde. Alle die übrigen waren zuvor zu anderen friedlichen Zwecken bestimmt. Die Hansa (ehemals United States), der Barbarossa (Britannia) und der Erzherzog Johann (Arcadia) waren freilich auch, wie viele englische und amerikanische Dampfboote, gleich auf den Kriegsfuß mit eingerichtet und konnten daher von uns leicht armirt und verändert werden. Ihrer Pferdekraft nach rangiren unsere Dampfschiffe, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, etwa so:

Hansa	850	Pferdekraft
Barbarossa . . .	500	„
Erzherzog Johann .	500	„
Cora	350 (?)	„
Hamburg	250	„
Bremen	250	„
Lübeck	250	„
zusammen circa	3000	Pferdekraft.

Ich sage, „so viel ich in Erfahrung bringen konnte“. Denn allerdings war es mir wunderbar, daß ich über diesen Punkt an

Bord der Flotte selbst nicht immer die gewünschte genaue Auskunft erhalten konnte, obwohl ich darüber stets die englischen Maschinenmeister, die ich bei den Maschinen fand, selbst befragte. „Mein Schiff ist, glaube ich, angegeben zu so und so viel Pferdekraft", hieß es dann, „aber, mein lieber Herr, diese Pferdekraft ist ein sehr vager Begriff. Wir können auch allenfalls so und so viel fahren. Gewöhnlich aber fahren wir nur so viel." Von ihren Nachbarschiffen wußten sie dann in der Regel gar nichts. Ebensowenig konnte ich die genaue Anzahl der Kanonen der Flotte herausbringen, obwohl eine Berechnung darüber einige Offiziere mehre Male mit mir anstellten. Eigentlich sollten doch diese Dinge jedem heranwachsenden patriotischen Schüler in Deutschland bekannt sein. Im Ganzen mochten hier 90 schlagfertige Kanonen auf den sieben vor mir liegenden Schiffen schwimmen. Rechne ich dazu die des in Braake liegenden Erzherzog Johann und dann auch noch die vierzig, die ich in Bremerhafen am Quai liegen sah, so mögen hier an der Weser wenigstens 150 Kanonen der Flotte gehören. Ob die dreißig Kanonenboote in Vegesack schon ihre eigenen Kanonen haben, vergaß ich leider zu erkunden. In Schleswig-Holstein haben wir etwa 50 Schiffskanonen, auf dem Bonin und 10 Kanonenbooten, und in Preußen 18 Kanonen auf der Amazone und etwa 80 auf den Kanonenbooten der beiden armirten preußischen Postdampfschiffe, oder doch im Hafen für diese bestimmt. Dieß Alles zusammen gäbe etwa 300 Kanonen. Rechnete man hierzu nun noch die 48 Kanonen der Gefion, die man doch hoffentlich nicht die Kühnheit haben wird Deutschland abzusprechen, und die 84 Kanonen von Christian VIII., von denen freilich viele noch auf dem Grunde des Meeres liegen und von denen einige schon im Vorigen mitgezählt wurden, so wird man wohl nicht viel fehl schießen, wenn man die Kanonenstärke der ganzen deutschen Flotte auf etwa 400 Geschütze angiebt, wobei dann die in den verschiedenen Küstenbatterieen, von denen viele auch noch zu Schiffszwecken gut sein mögen, noch nicht einmal mitgerechnet sind.

Die Namen der Schiffe der deutschen Flotte sind schon häufig genannt worden, allein ich glaube nicht, daß man dieser Namen so leicht überdrüssig wird. Ich will sie daher hier zum Frommen und Vergnügen des patriotischen deutschen Lesers noch einmal

werfen, wenn man sie vollständig zusammenbringen kann. Zuerst haben wir nicht ganz 100 Kanonenboote auf der Nord- und Ostsee, außerdem an größeren Schiffen folgende: 1) die Hansa, 2) den Barbarossa, 3) den Erzherzog Johann, 4) die Cora oder Ernst August, 5) Deutschland, 6) Hamburg, 7) Lübeck, 8) Bremen — diese acht liegen auf der [illegible] — 9) den Bonin, 10) die Amazone, 11) zwei preußische kleinere [illegible], 12) die Gefion oder die Eckernförde — diese fünf liegen auf der Ostsee — 13) den Cazique, 14) den Inca — diese beiden sind noch in Bristol.

Bei jedem dieser Schiffe muß sich aber der patriotische Leser eine kleine Bemerkung gefallen lassen. Von der Lübeck sagte mir Jemand, ich weiß nicht, ob es wahr ist, sie hätte faule Wände, und ihr wäre nicht zu trauen. Die Hamburg und Bremen wie die Lübeck waren [illegible] Hull-Hamburger Postdampfschiffe. Die Deutschland wird ungeheuer viel [illegible], und man traut ihr keine Kraft zu Heldenthaten zu. Der Bonin ist ein sehr schwaches Schiffchen, hat aber doch schon einmal einen Dänen, dem er den Schornstein wegschoß, kampfunfähig gemacht. Hansa und Barbarossa haben die Maschinen etwas hoch, sonst sind sie untadelig. Die Gefion ist noch nicht „geborgen", wie man behauptet. Unbedingt bewundert allein [illegible] die Cora, und Inca und Cazique sollen ihr nichts nachgeben. Das eine dieser Schiffe, Inca, erwartete man noch diesen Herbst auf der Weser. Capitän Reichhardt von der Cora, so sagte man mir, würde es heimholen. Leider wird der eingefallene harte Winter diesen Schwimmer noch fern halten vom Ort seiner Bestimmung, aber hoffentlich wird er mit dem Cazique zugleich nach einigen Monaten als Frühlingsschwalbe uns begrüßen. Wir haben indeß zu unserem Trost bereits in den englischen Zeitungen gelesen, daß der Inca schon seine Flügel gelüftet und bei einer Probefahrt die Bewunderung und den Beifall aller Kenner erworben hat.

Wie die Mannschaft und die Offiziere unserer Flotte, so sind auch jene Schiffe sehr verschiedenen Ursprungs. Einige wenige wurden in Deutschland selbst gebaut: die Kanonenboote, der Bonin, die preußischen Schiffe; eines in Amerika: die Hansa; die meisten in England: die Hamburg, Lübeck, Bremen (von Hull), der Erzherzog Johann und Barbarossa (von Liverpool), die Cora, Inca, Cazique (von Bristol). Da England uns die

meisten Schiffe geliefert und auch den Acquisitionen von Schiffen von unserer Seite nichts in den Weg gelegt hat, so sollten wir Deutsche doch uns nicht oft so allzubitter gegen diese Macht äußern. Eines unserer Schiffe wurde sogar von Arabern aus Teakholz in Ostindien gebaut, nämlich die Deutschland. Dieses Teakholz ist ein ölichtes und daher leichtes, aber äußerst festes Holz, aus dem die Araber in Ostindien viele Schiffe bauen sollen.

Sehr leid that es mir, daß ich nirgends unserem ausgezeichneten Commodore, Seezeugmeister und hoffentlich baldigen Admirale Brommy begegnete. Er wurde bald an Bord dieses oder jenes Schiffes, bald in Bremerhaven erwartet. Ein Admiral und Aufseher muß zwar zu jeder Zeit überall sich erwartet machen lassen. Dieß ist recht. Ich entschlüpfte ihm aber auf diese Weise und traf ihn nirgends. Doch darf ich wohl sagen und, was schon Viele gesagt haben, bestätigen, daß dieser unser erster Marinechef auf der Flotte eine allgemeine Hochachtung und Anerkennung genießt, und daß ich mich freute zu hören, daß er bei Allen große Liebe und außerordentliches Zutrauen sich erworben habe.

Ich hatte auf dem Barbarossa eine freundliche Einladung zur Tafel erhalten. Aber leider hatte ich mich bei der Besichtigung der Cora und Hansa zu lange verweilt und konnte erst gegen die Zeit der Dämmerung meine Rückkehr zum Barbarossa möglich machen, wo denn von keinem Mahle mehr die Rede war. Ich war daher wohl der einzige nüchterne Mensch auf der ganzen Flotte. Doch hatten mich alle meine anderweitigen Genüsse und Anschauungen recht angenehm satt gemacht, und da eben die Musiker des Barbarossa, die im Zwischendecke beisammensaßen (auch auf den anderen Schiffen hatte ich Musikchöre gefunden), ein munteres Stück begannen, so setzte ich mich so lange, bis mein Reiseboot bereit war, auf ein Kanonenende nieder und ließ meinen patriotischen Phantasieen freien Lauf, indem ich dabei in das rege Menschengewirre um mich herum hineinblickte. Es war, als wenn man durch ein Vergrößerungsglas in einen von tausend Infusorien belebten Wassertropfen schaute. An Bord eines armirten Kriegsschiffes, selbst wenn es ruhig im Hafen liegt, giebt es stets Arbeit genug. Im Wasser verdirbt beständig etwas, was dann zu bessern und zu überputzen ist. Wasch-

[illegible] glaubt man auch alle [illegible] zu haben. Kleidungen [illegible] Maschinen polirt und [illegible] werden. Und [illegible] Kriegsschiffen der Fall, [illegible] und an denen man noch [illegible] auszuflicken hatte. Viele [illegible] herum, aber bald [illegible] Bewegung setzte. Alle [illegible] Pfeife, die ein nahendes [illegible] eine Ordre an den [illegible] Bewegung setzte und viel- [illegible] fremder Besuch von [illegible] Handwerker, die fer- [illegible] Kammer wurde gestrichen [illegible] für die Offiziere, [illegible] Auf der einen [illegible] eingenommen, kleine Boote [illegible] einen Eimer hinunter, in [illegible] oder zwölf Mann liefen [illegible] der Eimer mit den Kugeln [illegible] durch gingen die Schild- wachen [illegible] Gewehr hin und her, [illegible] Köche in den Küchen bekümmerten sich [illegible] und kochten für den Abend. In dem [illegible], in welchen ich hineinblickte, [illegible] umher, als ginge [illegible] gar nichts an. Kurz, da waren auf einem [illegible], der nicht [illegible] war als die Breter einer Schaubühne, [illegible] als ich noch nie auf einem Theater zusammen [illegible]. Dann und wann gab es auch in den Masten und im Segelwerk etwas zu thun. Die Burschen wurden hinauf- und herabgesandt, um irgend ein Tau oder Segel festzubinden oder loszumachen.

Einmal wurde mir um einen guten deutschen Flottenjungen angst und bange. Es sollten gleichzeitig zwei Taue an den vier Enden der beiden großen Querstangen (der Raaen) des

Mastes gelöst werden. Und der Segel- und Masteninspector pfiff auf seiner Pfeife und beorderte vier Burschen auf die vier Enden der Raaen hinauf die in schwindelnder Höhe über dem Schiffe und Wasser schwebten. Diese Burschen kletterten wie die Katzen an den Strickleitern hinauf und balancirten zu den äußersten Spitzen der Raaen hin. Drei von ihnen kamen sehr geschickt und sehr schnell damit zu Stande, nur einer war nicht so glücklich. Entweder war sein Knoten zu fest, oder seine Hände zu steif. Kurz er konnte seinen Knoten, bei dem er ohnedieß, unbehülflich kletternd, zu spät angelangt war, nicht sogleich in Ordnung bringen. Der Mast- und Segelmeister *) pfiff und sandte einige Donnerwetter hinauf: „Nu kann denn de Schoopskopp do nich klor weeren?" Der arme Junge sputete sich, was er konnte, ward aber nicht fertig. „Herdohl, herdohl, mit dem Schoopskopp, mit dem Dreepst . . . !" Ein anderer wurde nun hinauf commandirt, den armen Tölpel abzulösen. Dieser andere flog durch alle die Leitern und Stricke wie ein Vogel hinauf. Bei der Raae angekommen, schritt er ganz aufrecht und schlank auf diesem langen Balken bis zur Spitze fort, nur mit einer Hand hielt er sich an dem Stricke, den der erste noch immer zu lösen im Begriffe stand. „Paß upp", sagte einer der von unten Gaffenden, „nun geiht dat Strick los, und dann koomt se beide herdohl und breckt den Hals!" In der That wurde der Strick schon schlaffer, und ich hatte nicht wenig Angst für den schlanken Burschen; doch kam er noch glücklich zur Spitze, wo ein anderes stärker befestigtes Tau ihm wieder neuen Halt gab, und wo er seinen ungeschickten Vormann wegbugsirte. Unter dem Gelächter und den lauten Verhöhnungen der unten Stehenden arbeitete sich dieser Unglückliche, mit Armen und Beinen sich anklammernd, wieder an der Raae zurück — ich sah ihn im Geiste schon mehre Male auf die Kanonen herabfallen wie eine faule Birne vom Baume — und er kam am Ende, ganz verdutzt und ohne sich zu muxen, noch später unten an als sein Ersatzmann, der indeß bald das Tau herabgebracht und noch den grausamen Spott verübt hatte, jenem geschickt über dem Kopfe wegzu-

*) Ich weiß in diesem Augenblicke seinen rechten Titel nicht.

klettern und sich unten das Lob und den Beifall Aller zu erwerben.

Was konnte jener arme Bursche dafür, daß er noch so ungeübt und furchtsam war! Und war es denn nicht ganz unverantwortlich, ihn noch zu hetzen und zu verhöhnen, da er doch über dem gähnenden Abgrunde des Verderbens hing? Aber so geht es auf den Schiffen her, wo des Einzelnen Leben und gesunde Gliedmaßen fast gar nicht berücksichtigt werden, damit das Ganze bestehe, und wo nicht nach dem guten Willen der Leute, sondern nach ihren Leistungen gefragt wird. Ja und die Donnerwetter, Verdammungen und Kraftworte gehören auch dazu, wie Pfeffer und Salz oder wie Pech und Theer, die das Ganze zusammenhalten!

Zuletzt schenkte man mir noch zum Andenken die Abdrücke der Petschafte einiger Schiffe, und auch diese Kleinigkeit mag ich erwähnen, weil ich hoffe, daß den deutschen Leser von seiner Flotte jeder geringste Umstand interessirt. Das Wappen der ganzen Flotte ist ein Anker, über dessen Stiel ein deutscher Adler seine Flügel breitet und dessen Arme er mit den Krallen hält. Dieses Zeichen haben die Schiffsleute alle an ihren Mützen mit den deutschen Farben vereinigt und auf den Knöpfen. Die Wappen der einzelnen Schiffe haben dasselbe Zeichen mit ihrem Namen rings herum: „Dampffregatte Barbarossa", „Dampfcorvette Hamburg" u. s. w. Ich hätte nur gewünscht, daß die Siegel etwas geschmackvoller gestochen gewesen wären. Doch das kann noch leicht verbessert werden.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, und das Boot, das mich und einige Andere nach Bremerhaven zurückführen sollte, war bereit. Wir sagten unseren gefälligen Offizieren Lebewohl. Mit uns stieg auch ein Matrose von einem Kauffahrer ein, der einen Freund auf der Flotte besucht hatte. Als wir abstießen, rief er diesem noch einmal zu: „Adjies, ohle Junge, hol dir hart!" (Lebe wohl, alter Junge, halte dich hart!) Ein ächter Seemannsabschiedswunsch. Denn in der That, sich hart zu halten ist den Seeleuten vor Allem nöthig. Freilich könnten wir Anderen es uns auch wohl zuweilen im Leben zurufen „Alter Junge halte dich hart!" Man sollte diesen Ausdruck verbreiten und sprichwörtlich in Deutschland machen.

Ich wendete noch einmal meinen Blick zu unserer theueren Errungenschaft zurück. Die sieben schwarzen Kriegsmänner (men of war) lagen alle der Reihe nach in langer Linie hinter einander sehr ernst da. In ihrem Kielwasser spielten eine Menge Möven, nach denen meine Reisegefährten schossen. Die Abenddämmerung ließ sich schon auf sie herab. Möchte, so dachte ich bei meinem Abschiedsblicke, durch diese trübe Dämmerung, in welche jetzt bei dem bejammernswerthen Stande unserer deutschen Einigkeitsfrage die deutsche Flotte versinkt, doch bald wieder eine kräftige und wärmende Sonne hindurchbrechen und diese junge Meerespflanze bescheinen, damit sie weiter wachse und mächtig um sich treibe. Wenn etwas in der letzten Zeit so zu sagen durch eine demonstratio ad hominem erwiesen ist, so ist dieß die Nothwendigkeit einer Flotte für uns. Dänemark hat sich wie eine wilde Katze dem Elephanten Deutschland auf den Rücken gesetzt und ihm in die Seite gehauen, und wir können diesen Quälgeist nicht eher los werden, als bis wir eine Flotte haben. Unsere Handels- und anderen Interessen werden immer à la merci jedes beliebigen Miniaturstaates sein, der ein paar Kaper armiren kann, so lange wir keine Flotte haben. Unsere Schiffe, unsere Auswanderer und alle unsere Reisenden irren wie wehrlose Schafe in der Welt umher, so lange wir diesen Schafen keine armirte Flotte an die Seite geben. Wir dürfen nicht länger der Spott der Welt bleiben und als die einzigen Wehrlosen mitten unter den mit Flotten versehenen Skandinaviern, Engländern, Romanen, Türken, Aegyptern, Arabern, Chinesen, so zu sagen als eine ganz unerhörte Abnormität, als ein Unicum dastehen. Wir dürfen nicht eher aufhören, energisch und mit allen Kräften nach einer Flotte zu streben, als bis Dänemark und die anderen Staaten ihre Flotten abgeschafft haben.

Sollte es denn wirklich in Deutschland Leute geben, welche die Nothwendigkeit einer Flotte noch jetzt läugnen, und die so harte Köpfe haben, daß der Däne oder sonst ein anderes Volk erst noch einmal daranschlagen, noch einmal unsere Häfen und Kauffahrer brandschatzen, uns noch einmal für einige unberechnenbare Millionen Schaden zufügen muß, ehe ihnen die Augen aufgehen? Wenn aber noch bei der Mehrzahl der Deutschen der gesunde Menschenverstand überwiegt, so wird uns doch end-

[illegible] Begeisterung für die [illegible] Patriotismus [illegible] des ganzen [illegible] bei dem Anblicke [illegible] Flotte, die auf unseren [illegible] im Stiche lassen, [illegible] einig zu werden. Wie [illegible] die Deutschen [illegible], oder ganz [illegible]" Diese scharfe [illegible] So lange [illegible] dafür begeistert, [illegible] daß ihr Wachsthum [illegible] Und ich wußte [illegible] leider auf erstaunens- [illegible] Flottenmächtern- [illegible] treffen. Lassen [illegible] nachdem wir da- [illegible] worden sind, so mag [illegible] Sollte man es [illegible] nicht die vielbesprochenen [illegible] Thalern, die so oft in den Zeitungen [illegible] Sachsen nicht diese Beiträge, und [illegible] im eigenen Lande ausschreiben [illegible] bezahlen? Wie Sach- [illegible] einige andere Staaten diese Ehrenschuld [illegible] gelassen haben. Sollte man glauben — und doch haben es mir glaubwürdige Leute versichert — daß in Bremen, in Bremerhaven, und wahrscheinlich auch in vielen anderen Orten, zur Zeit der Flottenbegeisterung bedeutende Summen für die Flotte gezeichnet worden sind, die am Ende gar nicht ausgezahlt und einkassiert wurden, und die jetzt eingefroren sind oder sonst anderweitig verwendet werden! Es herrscht fast ein Dunkel über die Geldquellen, aus denen die Flotte sich bisher genährt hat. Gute Autoritäten sagen, es seien ihr durch den Reichsverweser östreichische Gelder zugeflossen, die ursprünglich für Bundesfestungen bestimmt gewesen. Kürzlich hat die hannöverische Kammer der noblen Bettlerin, unserer Flotte, ein

kleines Almosen von 20,000 Thalern, die ihr wieder für ein paar Wochen das Leben fristen, zudecretirt. Hätten die hannövrischen Stände ausdrücklich dabei bemerkt, daß sie diese Summe als ein Scherflein auf dem Altare des deutschen Vaterlandes opferten, daß sie an eine Heimzahlung oder Ausgleichung durch eine spätere Centralgewalt glaubten, daß sie auf eine Nachahmung ihres Beispieles von anderen Staaten hofften, und hätten sie nicht ihrem Entschlusse einen so ganz scharfen, zurückstoßenden und unbedingten Protest gegen die deutsche Centralgewalt beigefügt, so wollte ich mich über dieß Scherflein, so klein es ist, freuen. Aber in derselben Kammersitzung, wo hierüber beschlossen wurde, trat auch der Minister Stüve auf und kündigte der Kammer „zu allgemeiner Freude und Genugthuung“ an, daß ein Theil der deutschen Flotte in der Geest, „also im hannövrischen Gebiet“, eingelaufen sei. Ich dachte hiebei an die oben citirte Aeußerung eines Matrosen: „He het em jo nu binnen, so kann he sik betolt moken.“ Ich habe die Kammer fast im Verdacht, daß sie schon vorher ziemlich sicher über dieses Einlaufen auf „hannövrisches Gebiet“ war, ehe sie ihren „großmüthigen“ Entschluß faßte. Der grausam kalte Winter, der so plötzlich hereingebrochen ist, hat leider die arme Flotte gar so rasch aus dem freien, neutralen, deutschen Wasser des Weserstromes hinausgetrieben und allem Schwanken der Entschlüsse und Zweifel, ob die Elbe oder Geest, Belgien oder das Mittelmeer zum Winteraufenthalt zu wählen sei, plötzlich ein Ende gemacht und sie rasch gezwungen, sich zweien Weserstaaten in die Arme zu werfen. Und am Ende muß ich mich doch der armen Menschen auf der Flotte willen noch freuen, daß sie in diesem rauhen Unwetter doch noch irgend eine Zuflucht gefunden haben, wenn es auch noch nicht Germania ist, an deren Busen sie ruhen. Der Winter hat es dahin gebracht, daß uns England auch noch ein paar von unseren Schiffen „binnen behalten“ hat und sie bis zur Bezahlung festhalten wird. Wenn es schlimm geht, so können die Dänen längst wieder bei Helgoland blokiren, ehe unsere verschiedenen Flottenabtheilungen sich zusammengefunden und aus dem Eise losgearbeitet haben.

Diesem Allen nach kann man sich denken, daß in keinem Theile von Deutschland die Erwartung und Spannung auf

[illegible] Gesammtmacht so groß [illegible] Heilungen dieses Werkes [illegible] ab, auf der Flotte [illegible] — denn ihre Hülfe [illegible] — [illegible]!

VI.

Die Donau

in ihren natürlichen und culturgeschichtlichen Verhältnissen.

Geschrieben zu Dresden im Winter 1847—1848.

1. Geschichtlicher Ueberblick.

Unendlich vielfach ist das Leben der Menschen an das strömende Wasser geknüpft. Schon das stets sich erneuernde Bedürfniß der Nahrung zwingt den einsamen Naturmenschen, seine Hütte am Ufer eines Baches aufzuschlagen. Dasselbe Bedürfniß treibt die Thiere zu den Flüssen, an deren Ufern sie ihre Sammelplätze und Lagerstätten wählen. Den Thieren folgen die Jäger und Fischer, die an den Flüssen auf- und abziehen, um ihre Beute zu verfolgen. So sehen wir denn schon die uncultivirten Jäger- und Fischernationen Amerikas, denen die Flüsse in den Urwäldern als Wegweiser dienen, gewisse Flußgebiete sich aneignen und ihre Stämme, ihre Gemeinwesen, ihre Besitzungen nach Flußsystemen abtheilen.

Längs der Flüsse in den von ihnen getränkten Niederungen bieten sich in der Regel die schönsten Weiden dar. In regenlosen, wüsten Ländern giebt es oft keine anderen Weideplätze als an den Ufern der Quellen und Flüsse. Und so wird denn der Mensch auch auf der zweiten Stufe seiner Culturentwickelung, als Nomade, an das fließende Wasser gebunden. Fast alle Hirtenvölker Asiens haben ihre Heimat an irgend einem Strome, den sie als ihr Eigenthum betrachten, den sie verehren, von dem sie den Namen tragen und an dessen Ufern sie verkehren.

Auch Ceres wurde, wie Venus, aus dem Wasser geboren. Längs der Flüsse, insbesondere bei ihren Mündungen oder da, wo zwei Flüsse zusammenkommen, setzen sich die fetten Schlammtheile ab. Es bilden sich fruchtbare Landstriche, sodaß auch die ackerbauende Bevölkerung zu ihren Thälern und Niederungen herangezogen wird. Vermehrt sich die Anzahl der Bewohner und ihrer Bedürfnisse, entwickelt sich dann der Handel und Verkehr,

so bieten sich wiederum die Flüsse als die bequemsten und groß-artigsten Straßen zum Transport der Waaren und Reisenden, der Kaufleute, der Pilger, der Krieger dar. Die Flußschifffahrt entwickelt sich und lockt Schiffer und Kaufleute zum Wasser heran.

Nun werden Marktplätze und Städte an den Flüssen gebaut. Die größten Niederlassungen erheben sich da, wo zwei mächtige Ströme zusammenkommen, oder an dem Scheitelpunkte eines großen Flußwinkels, wo durch Veränderung des Flußlaufes die Schifffahrt unterbrochen und eine Umladung der Waaren nöthig wird, oder an den Mündungen der Flüsse ins Meer, wo alle Gewässer und Waaren des Flußgebietes zusammenströmen, und die Meeresschifffahrt beginnt. Legt der Mensch, auf einer höheren Stufe der Cultur angelangt, endlich Maschinen und Fabriken an, so lernt er bald die schwache Kraft der eigenen Hand durch die gewaltige Triebmacht der Natur ersetzen. Von Allem, was die Natur ihm hier bietet, ist nichts energischer und bequemer als das fließende Wasser. Und so sehen wir, wie sich selbst die Fabrikorte längs der Flüsse hindrängen und die Ufer mit ihren fleißigen Bewohnern beleben.

Wie in ihrem friedlichen Verkehr, so werden auch in ihren feindlichen Bewegungen die Menschen nirgend häufiger als an den Flüssen zusammengeführt. Mit großen Armeen über Flüsse vorzudringen ist umständlich und schwierig, erfordert Schiffe und Brücken. Die Flüsse werden daher im Kriege als sehr diensame Operationslinien aufgesucht. Sie sind leicht zu vertheidigen, so daß Lager und feste Plätze an ihnen aufgeschlagen und die Corps der Armee an ihren Ufern vertheilt werden. An ihnen ziehen auch die Heere gern hin, weil sie die eine Seite leicht gegen den Feind decken können. Die größten Schlachten sind sonach meist an den Ufern der Flüsse geschlagen worden. Aus demselben Grunde wählen die Völker und Staaten gern die Flüsse zu [illegible] zwischen ihren Gebieten. Die Flüsse erlangen daher in [illegible] und politischer Hinsicht eine eben so große Bedeutung [illegible] Kriege [illegible] Frieden Handel, Industrie und alle [illegible] Interessen. Je nach ihrer Größe und Mächtigkeit, nach der Richtung ihres Laufes, nach den Combinationen, [illegible] mit andern Flußlinien eingehen, je nach ihrer ganzen [illegible] ihre Bedeutung geringer oder größer.

Diesem Allen nach kann man die Flüsse als die wahren Pulsadern des gesellschaftlichen Lebens bezeichnen. Ihr Lauf deutet die Striche an, welche die Menschen vorzugsweise bewohnen, die Punkte, auf denen sie zu freundschaftlichen Geschäften oder zu Gefechten vorzugsweise zusammenkommen. An den Flüssen liegen die Wiegen der Staaten; sie sind die Wurzeln der großen Städte; sie bilden die Basen politischer Gebäude. Alle Völker haben darum auch ihre Flüsse stets heilig gehalten und im Alterthum sogar als mächtige Gottheiten verehrt. Die Völker, welche ein und dasselbe Stromgebiet bewohnen, sind durch die verschiedenen Zweige des Flusses wie durch starke Bande mit einander verbunden. Sie genießen durch ihren Fluß gemeinsame Vortheile, sie erleiden durch ihn gemeinsame Schicksale. Durch ihre ganze Geschichte zieht sich gleichsam ihr Fluß wie ein leitender Faden hin. Nach den verschiedenen Abtheilungen dieses Flusses zerfällt die Bevölkerung selbst in verschiedene Stämme Provinzen, Staaten. Wie im Laufe der Zeiten die Physiognomie des Stromes der Hauptsache nach dieselbe bleibt, so gestalten sich auch die Ereignisse und Entwickelungen innerhalb seines Gebietes der Hauptsache nach fast immer auf dieselbe Weise. Noch jetzt wie vor Jahrtausenden marschiren die kriegführenden Heere auf denselben Wegen längs der Operationslinien des Wassers; stets bewegt sich der Handel, vom Wasser gebannt, in denselben Kanälen; stets findet er an denselben Punkten seine von der Natur bezeichneten Märkte, seine Tausch- und Ausladeplätze. Der kühne, hochstrebende Geist des Menschen, der sich von dem Naturzwange frei machen und seine eigenen Bahnen gehen will, bleibt doch mit seinen Schöpfungen oft leise und unmerklich, aber immer unwiderstehlich an die Naturbahnen der Flüsse gebunden.

Von allen Flüssen Europas hat keiner eine so merkwürdige Rolle in der Geschichte spielt wie die Donau, welche Napoleon den König der Flüsse nannte. Sie ist von allen Strömen unseres Welttheiles der mächtigste*), durchfließt eine Reihe der fruchtbarsten Länder und zieht, im Gegensatz zu den übrigen, in ihrer Hauptrichtung von Westen nach Osten. Sie geht im Norden der beiden schönsten und bedeutungsvollsten Halbinseln Europas,

---

*) Die Wolga kann man kaum zu den europäischen Flüssen rechnen.

Italien und Deutschland werden und wird so durch ihren Lauf der Hauptstrom für die Vermittelung des Osten mit dem Westen.

Es gab keine großen Ereignisse und Bewegungen unseres Continents, wobei die Donaugebiete nicht betheiligt gewesen, wobei die Donau nicht eine Rolle gespielt hätte. Schon die ältesten Weltstürmer, die Europa betraten, der ägyptische Sesostris, der persische Darius, der macedonische Alexander, sie kämpften an der Donau und machten den Namen des Flusses in den entferntesten Weltgegenden bekannt. Fast alle großen Welteroberer: Trajan, Attila, Karl der Große, Soliman, Dschingis-Khan*) kämpften, pflückten an der Donau Lorbeeren und trugen den Namen des Flusses in die Annalen der Geschichte ein.

Zuerst tauchte das östliche Mündungsstück der Donau, das den Griechen benachbart, aus dem Dunkel hervor. Schon trieben die Argonauten und nach ihnen die Milesier hier Handel, schon kannte man dort Schiffe, Brücken und Städte, als noch das Quellengebiet in Unbekanntschaft verhüllt war. Von daher, aus dem westlichen Quellengebiete, drangen keltische Völker längs der Donau herab auf denselben Wegen, auf denen später die karolingischen Franken und dann die Kreuzritter folgten, bis tief nach Griechenland und zu den Ländern am schwarzen Meere, zu denen die Donau hinweist. Die Römer, als sie ganz Illyrien und Griechenland erobert hatten, entdeckten die Quellen und den ganzen Lauf der Donau und bestimmten sie zum Grenzgraben ihres Reiches. Sie waren die Ersten und blieben auch bisher die Einzigen, die den Lauf dieses gewaltigen Stromes von der Quelle bis zur Mündung vollständig beherrschten. Sie beschifften zu militärischen wie zu commerciellen Zwecken die ganze Wasserlinie und leisteten hier 400 Jahre dem Andrange der Völker aus Norden in zahllosen Kriegen und Schlachten glorreichen Widerstand.

Als Rom sank, wurde die Donau der Hauptleiter der großen Völkerwanderung, die sich nun erhob, die Hauptoperationsbasis, von welcher die Expeditionen der Barbaren ausgingen. An ihren Ufern schlug Attila sein Lager auf. Von hier brachen die Av-

*) Dschingis-Khan kam zwar nicht selbst an die Donau, aber doch seine Armeen und Feldherren.

führer der Gothen, der Heruler, der Lombarden auf, um die Welt zu verwüsten. Alle Schöpfungen der Römer im Donaugebiete zerfielen. Endlich zog Karl der Große aus Westen an dem Strome herunter und verbreitete, das Reich der Avaren zertrümmernd, fränkische Herrschaft, Cultur und Christenthum bis zur Theiß und den Mündungen der Sau hinab. Durch ihn und durch seine Marken, die er in diesen Gegenden stiftete, fing die Donau wieder an ein deutscher Strom zu werden. Doch war es leichter, die Cultur an dem Rhein und der Elbe zu halten als längs der Donau. Jene Flüsse, die aus Süden nach Norden gingen, konnten leicht als treffliche Operationslinien gegen den Andrang aus Osten dienen. Die Donau dagegen, die von Westen nach Osten gerichtet ist, deren Thore gegen das schwarze Meer und die scythischen Steppen offen standen, bot sich jenen Barbaren aus Osten stets als ein bequemer Kanal dar. Die Stürme der Völkerwanderung dauerten daher im Donaugebiete viel länger als in irgend einem anderen Stromgebiete Mitteleuropas. Den Avaren folgten wieder aus Osten die Bulgaren, diesen die Magyaren, die Petschenegen, Kumanen und Andere. Noch bis ins 10. Jahrhundert drangen von der Donau her verwüstende Stürme barbarischer Horden in das civilisirte Europa ein, bis es endlich den Deutschen gelang, die heidnischen Magyaren zu besiegen, zum Christenthume und zur Annahme europäischer Cultur zu bekehren.

Bei jener wunderbaren und großen Völkerbewegung, die im Mittelalter alle westeuropäischen Nationen ergriff, spielte die Donau wiederum eine so bedeutende Rolle wie keiner der übrigen Ströme. Schon vor den bewaffneten Kreuzzügen war sie der gewöhnliche Weg gewesen, den die Pilger zu den heiligen Orten des Orients wählten. Dann trug sie die begeisterten Schaaren des Peter von Amiens und des Gottfried von Bouillon nach Griechenland hinab. Unseren deutschen Conrad, Friedrich Barbarossa und viele andere Anführer von Kreuzheeren wählten den Donauweg, der eine lange Zeit mit der Straße, die das längliche Mittelmeer zum Orient anbahnte, concurrirte. Als nach den Kreuzzügen der Austausch levantischer, ägyptischer, indischer und nordischer Producte auf eine bisher unerhörte Weise erblühte, war abermals die Donau eine der Hauptstraßen, die sich als Transport- und Handelswege diesem Austausche darboten, und die

Donaustädte Augsburg, Regensburg, Wien und viele andere ge langten zu einem Reichthum und Ansehen, wie sie es we vorher noch nachher gehabt haben. Mit Venedigs Stern sta auch der ihrige im 13., 14. und 15. Jahrhundert am höchsten.

In jener Zeit, in welcher Rudolf von Habsburg und sei Nachfolger die alte, von Karl dem Großen gestiftete deutsc Mark an der Donau unter dem Namen Oestreich wiederherstellte und groß machten, als Matthias Corvinus an der mittler Donau, der moldauische Stephan der Große, der walachisc Alexander und andere kräftige, unternehmende Herrscher an d Mündung des Flusses walteten, als noch die Türken selten Europa erschienen, da ging ein lebhafter Handel an der Don herunter, und alle Donauangelegenheiten von der Quelle bis z Mündung gewährten ein erfreuliches Bild. Als aber im 15. Jah hundert die Türken eine Donauprovinz nach der anderen verw steten und unterjochten (erst Bulgarien, dann Serbien und d übrige Illyrien, darauf die Moldau und Walachei), als sie en lich an der Donau bis nach Pesth und Gran hinaufrückt Siebenbürgen abhängig machten und 12 Sandschaks in Unga gründeten, als sie unzählige Male in die deutschen Donauprovin einfielen und sogar auch vor Wien (das erste Mal nämli erschienen, da verfielen die Donauangelegenheiten wieder in uns liche Verwirrung. Das schwarze Meer wurde von den Türken schlossen und so dem Donauhandel aller Ausgang versperrt. gleich sank in Folge der Entdeckung Amerikas, der Umsegelu Afrikas und der Störung aller alten Verkehrswege der Han Venedigs und die mit ihm innig zusammenhängende Blüthe d deutschen Donaustädte.

Der dreißigjährige Krieg wüthete in den deutschen Donau ländern fast eben so arg wie die ewigen Türkenkriege in den mittleren und unteren Donaugegenden, und so finden wir denn im 17. Jahrhundert alle Donauländer von der Quelle bis zur Mündung des Flusses in einem trostlosen Zustande, die deutschen Städte verarmt, die Dörfer verödet, das Land schwach bevölkert, in Wien einen Kaiser ohne Ansehen, Ungarn zerrissen, in Pesth und Ofen türkische Paschas, vom Handel auf der Donau eine Spur, die Mündung des Flusses verschlossen, die Bulgaren, die Walachen und andere untere Donau- tet und mißhandelt. Die Niederlage der Türken

*) Dschingis- Armeen und Feldher-

vor Wien am Ende des 17. Jahrhunderts und ihre weitere Bezwingung gaben endlich den Verhältnissen an der Donau eine bessere Wendung. Wie zur Zeit der Kreuzzüge war wieder der Name der Donau in ganz Europa in aller Völker Munde. Wie damals eilten unternehmende Männer aus allen Ländern zur Donau, um gegen den Feind der Christenheit zu streiten. In einer Reihe blutiger Kämpfe und glänzender Siege wurden die Türken von Wien nach Ofen, von Ofen nach Belgrad, von Belgrad bis zur Aluta in der Mitte des unteren Donaubeckens zurückgedrängt. Bis dahin erweiterten die Helden Karl von Lothringen und Eugen von Savoyen die östreichische Herrschaft am Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts.

Nun wurde ganz Ungarn wieder zu einem Ganzen vereinigt und organisirt, viele heilsame Friedenswerke in verschiedenen Theilen des Donaugebietes wurden unternommen. Sogar in den Gebirgen Transsylvaniens (Siebenbürgens) und der Walachei arbeiteten die Oestreicher an der Wiederherstellung uralter Heer- und Handelsstraßen. Würtemberg, Baiern und die anderen deutschen Donauländer erholten sich allmälig von den zerrüttenden Folgen des dreißigjährigen Krieges und eiferten in industrieller Beziehung dem protestantischen Norden nach. Man kann sagen, daß seit jener Zeit, wo die Türken vor Wien geschlagen (1683) und hinter die Sau zurückgedrängt wurden, ein Umschwung in jener Länder Verhältnisse kam, der einen allgemeinen Fortschritt aller materiellen und geistigen Interessen an der Donau bis auf die neuesten Zeiten zur Folge hatte. Nun kam Joseph II., der Beförderer des Ackerbaus in den Donaulanden, der Schöpfer der östreichischen Manufactur- und Fabrikindustrie, welcher viele fremde Fabrikanten ins Land rief und durch deutsche Colonisten die von den Türken verwüsteten Gegenden von Neuem bebaute. Da schwang sich Triest empor und trat rasch in die Fußstapfen des sinkenden Venedigs. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts wurde wieder die Schifffahrt des schwarzen Meeres eröffnet, und der Handel an der Mündung der Donau belebte sich.

Die Kriege des 18. Jahrhunderts sowie die Feldzüge Napoleon's an der Donau herab hemmten diesen Aufschwung nur vorübergehend, ja diese letzteren förderten ihn indirect auf mehrfache Weise. Würtemberg, Baiern, Oestreich bauten wetteifernd vortreffliche Kunststraßen zu den Hauptdonauplätzen heran. Der

Verkehr auf diesen Straßen, die Schifffahrt auf der Donau selbst von Regensburg nach Wien, von Wien nach Pesth, von Pesth nach Belgrad, war in stetem Fortschritt begriffen. In den letzten 30 Friedensjahren bewegte sich dieser Fortschritt mit steigender Schnelligkeit. Zu welcher Blüthe schwangen sich in dieser Periode nicht von Neuem die deutschen und magyarischen Donaustädte empor. Manche der in dieser Zeit ausgeführten Städtereformen könnte man geradezu als völlig neue Städtegründungen betrachten. Buda-Pesth, noch vor 150 Jahren eine verfallene, ruinenvolle türkische Pascharesidenz, schmückte sich wie eine Königsstadt und ist jetzt nach Wien die zweite Stadt an der Donau. Wien selbst breitete in raschem Wachsthum die Flügel seiner industriereichen Vorstädte aus und verdoppelte oder verdreifachte die Zahl seiner Einwohner. Brünn an der Morawa schwang sich zum Manchester der Donaulande empor, und München, eine noch im vorigen Jahrhundert wenig genannte Stadt, wurde volkreich und durch die Pracht seiner Gebäude in ganz Europa berühmt. Passau, Linz, Regensburg, Ulm, Augsburg erinnerten sich der Zeiten ihrer ehemaligen Handelsgröße und arbeiteten an der Herstellung ihrer früheren Bedeutsamkeit. In Triest, das noch vor 100 Jahren kaum 10,000 Einwohner zählte, sammelten sich allmälig 70,000 gewerbsame Menschen, die sich mit allen Donaustädten in innige Verbindung setzten. Selbst an der unteren Donau regte es sich unter dem Schutte und den Ruinen der türkischen Städte. Bukarescht, Jassy, Galatsch, Braila und viele andere Orte putzten sich stattlicher hervor, dehnten sich in Größe und Volkszahl, hoben ihren Handel, und ihr Name wurde aller Welt geläufig.

Wie in Würtemberg, in Baiern, in Oestreich eine Menge dem Verkehre und dem Volkswohle günstige Reformen durchgeführt wurden, so wandte auch in Serbien, in der Moldau und Walachei und selbst in Bulgarien Vieles sich zum Besseren. Das serbische Volk erwachte und erlangte, wie die beiden Donaufürstenthümer, eine größere Unabhängigkeit von dem Türkenjoche. Mannichfache wohlthätige Institutionen wurden in diesen Ländern durchgesetzt. Die Bevölkerung mehrte sich, die Bodencultur fing an sich zu heben. Selbst von den Aeckern Bulgariens strömten jährlich mehr und mehr Körner und andere Producte den kleinen Donauhäfen zu. Die ganze Donau von der Quelle bis zur

Mündung war in dieser neuen und neuesten Zeit in einem friedlichen Aufschwunge begriffen, der die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich leitete. Flußrectificationen und Kanalbauten wurden mehre während dieses Zeitraums vorgenommen in Oestreich, in Ungarn, in Baiern. Und als die Dampfschiffe und Eisenbahnen emporkamen, ergriffen die Donaustaaten auch diese Erfindungen mit Eifer. In Pesth, in Wien, in Regensburg, in Ulm bildeten sich eine Menge Dampfschiff- und Eisenbahngesellschaften. Bald konnte der ganze Strom von seinem Quellengebiete bis zum schwarzen Meere mit Dampf befahren werden, und an sechs verschiedenen Punkten setzten sich Eisenbahnen zur Seite an seine Ufer, die seinem Aufschwunge wie mächtige Fittige aufhalfen. Zahllose Reisende drängten sich nun dem Strome zu, um seine Natur- und Kunstwunder zu beschauen, sein erwachtes Leben zu belauschen, oder um mit seiner Hülfe, wie zur Zeit der Kreuzzüge, zum Orient zu pilgern. Manche uralte Zollschranken an der Donau fielen, und an die Beseitigung anderer wurde die Axt gelegt. Selbst die hemmenden Contumazbarrièren gegen die Türken konnten zum Theil geöffnet werden, da nun die Türken selbst sich eines besseren Sanitätswesens zu befleißigen anfingen. Die Erfindung der Eisenbahnen rief auch den für die Donaulande bedeutungsvollen Plan hervor, die beiden Festlandbarrièren, welche sich zwischen Großbritannien, dem größten Handelsstaate, und Indien, dem reichsten Productenlande der Welt, aufhäuften, nämlich die langgestreckte Halbinsel Europa und den Isthmus von Suez, an den schmalsten Stellen und auf den directesten Linien mit Eisenschienen und Kanälen zu versehen, so daß der Handel zwischen Indien und Großbritannien auf diese directeste Bahnlinie geführt würde. Von der Spitze des adriatischen Meeres, mitten durch das Donaugebiet und dann den Rhein entlang ging eines der Hauptstücke dieser beabsichtigten Welthandelsbahn. Für die Donauvölker erblühte hiermit die Hoffnung, den alten orientalischen Handel, der sie einst reich machte, wieder in vergrößertem Maßstabe ihre Länder durchziehen zu sehen. Der welterschütternde Sturm des Jahres 1848, der alsbald auch die Völker der Donau ergriff und die Gebiete des mittleren Strombeckens mit Blut überschwemmte, hat nicht nur die Ausführung dieses Riesenplans, sondern überhaupt den ganzen culturgeschichtlichen Aufschwung gestört, der sämmtliche Länder längs der Donau in dieser ersten

Hälfte des 19. Jahrhunderts genommen. Welche Aussichten aber die nächste Zukunft bietet, welche Keime und Blüthen der jüngsten Entwickelung vielleicht für immer, oder wenigstens für lange Zeit, daniedergetreten sind — darüber ist in diesem Augenblicke keine Rechenschaft möglich.

---

2. Innere Gestaltung des Donaugebietes und seiner Flußlinien.

a) Der Hauptsammler.

Die Donau spannt ihr großes Wassernetz über ein Flächenstück von nahe an 15,000 deutschen Quadratmeilen aus. Diese Ländermasse hat eine Länge von etwa 300 Meilen, mit der sie von Westen nach Osten gestreckt ist, und eine durchschnittliche Breite von ungefähr 50 Meilen. Alle Gewässer dieses Gebietes fließen aus Norden und Süden in der Mitte zusammen und vereinigen sich in einem Hauptkanal, der in den meisten Sprachen den Namen „Donau" (romanisch modificirt: „Danube", slawisch: „Dunai", türkisch und überhaupt orientalisch: „Dunah") führt.

Wir wenden uns zunächst diesem Hauptsammler des Flußgebietes zu. Im Schwarzwalde aus den kleinen Flüßchen Brege und Brieg oder Briegach, sowie aus einem dritten Flüßchen bei Donaueschingen entspringend, durchläuft er bis zu seiner fünfförmigen Mündung ins schwarze Meer, die Krümmungen mitgerechnet, eine Strecke von etwas mehr als 400 Meilen. Im Ganzen ist sein Lauf gerade zu nennen, doch bildet er einige bemerkenswerthe Winkel, in deren Scheitelpunkten er zu einer anderen Richtung umspringt. Die wichtigsten Winkel des Donaulaufes sind folgende: 1) Der Winkel bei Regensburg. Bis hierher fließt der Strom etwa 60 Meilen weit nach Ost-Nordost, von da bis in die Nachbarschaft von Pesth etwa 100 Meilen weit nach Ost-Südost. 2) Der Winkel bei Pesth. Von da geht die Donau bis Belgrad 70 Meilen weit direct nach Süden. 3) Der Winkel bei Belgrad, von wo die Donau bis Orsowa 30 Meilen weit nach Osten läuft. 4) Der Winkel bei Orsowa, wo der Fluß auf einer Strecke von 20 Meilen nach Süden umspringt. 5) Der Winkel bei Widdin, wo er sich auf 60 Meilen wiederum nach Osten wendet. 6) Der Winkel bei

Tscherna-Woda, wo er auf 20 Meilen nach Norden geht. 7) Der Winkel bei Galatsch, wo er sich abermals direct nach Osten kehrt und nach 20 Meilen östlichen Laufs ins Meer fällt.

Durch diese verschiedenen Winkel wird der Fluß in eben so viele Abschnitte oder Glieder getheilt, die als ganz verschieden gerichtete Straßen anzusehen sind, und daher auch eine ganz verschiedene Bedeutung für die Geschichte, für Völkerentwickelung und Verkehr haben. Man hätte darum diesen Abschnitten leicht eigene Namen geben können. Da dieß nicht geschehen ist, so mag man die verschiedenen Glieder wenigstens nach den an ihren Endpunkten liegenden Städten bezeichnen, z. B. die Pesth-Regensburger Donau, die Pesth-Belgrader Donau u. s. w. Von ihrer Quelle bis Wien fließt die Donau sehr rasch, von Wien bis Pesth etwas minder schnell, von Pesth bis Belgrad ungemein langsam. Auf der Straße von Belgrad bis Widdin bildet sie mehre Stromschnellen, die Katarakte und Wirbel der Clissura oder des eisernen Thores. In ihrem unteren Laufe bewegt sie sich wieder äußerst langsam. Im Ganzen hat sie auf 1000 Fuß ihres Laufes acht Zoll Gefäll. Ihre Breite wechselt von 60 Fuß bis 1½ Stunde. In den unteren Theilen gleicht sie zu Zeiten bei Ueberschwemmungen einem Meeresarm. Zum Flößen von Scheitholz eignet sie sich schon in einiger Entfernung von ihren Quellen. Ihre Tragfähigkeit für kleinere Dampf-, Segel- und Ruderschiffe beginnt bei Ulm. Bei Regensburg und dann bei Passau wird sie für größere Schiffe, welche über 1000 Centner tragen, brauchbar. Von Wien über Pesth bis Belgrad führt sie die größten Flußschiffe von 3000—4000 Centnern Tragfähigkeit. Auf der Strecke vom eisernen Thore nach der Mündung zu könnten eben so große Schiffe gehen. Nur 20 Meilen von der Mündung bis Galatsch aufwärts ist sie für kleinere Seeschiffe, die nicht über 10 Fuß Tiefgang haben, nutzbar.

Als die wichtigsten physischen Hindernisse des Verkehrs auf der Donaulinie lassen sich folgende bezeichnen: 1) Die große Schnelligkeit der Gewässer bis Wien, welche die Bergfahrt erschwert und zum Theil unmöglich macht; 2) die Felsenriffe und die von ihnen veranlaßten Wirbel in der Nähe von Linz; 3) die große Verflachung des Donaubettes in den ungarischen Ebenen; 4) die Stromschnellen und Felsenriffe zwischen Widdin und Belgrad; 5) verschiedene ungemein seichte Stellen im unteren Donautieflande; 6) die Sandbank, welche im schwarzen Meere vor der

Donaumündung liegt, und die zuweilen sogar nur acht Fuß Wasser über sich hat. Alle diese Hindernisse sind von jeher die Ursachen großen Unheils, die Gegenstände vieler Klagen, angestrengten Nachdenkens, vielfacher Bemühungen und nicht selten internationaler Verträge und Friedensschlüsse gewesen. Unheilvoller als alle anderen Hindernisse war aber stets für die Donauschifffahrt die Unterbrechung des Donauzusammenhanges durch die Felsriegel und Strömungen in der Enge bei Orsowa. Dieses Hinderniß bewirkt einen so starken Einschnitt, daß es den Schein annimmt, als habe hier der gewaltige Strom sein Ende erreicht und gestalte sich erst unterhalb dieses Punktes zu einem neuen Flusse. Die Stelle bekam daher auch bei den Donaubewohnern den Namen des eisernen Thores. Auch hatten die Alten sogar einen besonderen Namen für die Donau oberhalb der Katarakten (Danubius), und einen anderen für den Stromtheil unterhalb derselben (Ister). Außer diesem Thore bildet das größte Hemmniß der freien Donaubewegung der Sandriegel vor der Mündung des Flusses, der die Seeschiffe zuweilen zwingt, mitten auf dem Meere die Operation der Umladung vorzunehmen oder auch ganz ihre Absichten auf den Fluß aufzugeben. Einem Vertrage zwischen Oestreich und Rußland zufolge sind hier die Russen (!) als Lootsen, als Wächter und als Flußlaufregulatoren bei dieser Barre angestellt.

Die Gebirgsmassen, welche als Wasserscheiden das Stromgebiet der Donau umschließen, reichen sich von beiden Seiten her an zwei Stellen die Hand, bis dicht zum Flusse vordrängend; einmal oberhalb Wien, das zweite Mal unterhalb Belgrad. Auf diese Weise werden drei große Kessel oder Becken gebildet, welche ehemals, bevor der Fluß die Riegel durchschnitt, mit Wasser gefüllt sein und als große Binnenmeere erscheinen mochten. Jetzt fließen die in diesem Becken sich sammelnden Gewässer in einer Menge längerer oder kürzerer Rinnsäle zusammen und stürzen, da alle drei Becken sowohl von den Seiten her zur Donau abgedacht sind, als auch der Länge nach in der Richtung des Donaulaufes schief stehen, in Linien zur Donau, welche meist spitze Winkel mit dieser bilden. Das obere Donaubecken wird von den Alpen, dem deutschen Jura und dem Böhmerwaldgebirge umschlungen und endigt mit der östreichischen Stromenge in der Gegend von Wien. Es umfaßt nicht völlig den fünften Theil des ganzen Donau-

areals. Das mittlere Donaubecken wird von den Karpaten, den Alpen und illyrischen Gebirgen umgürtet und umfaßt beinahe drei Fünftel des ganzen Gebietes. Das untere Donaubecken oder danubische Tiefland wird auf den Seiten vom Balkan und von den siebenbürgischen Karpaten ummauert, ist gegen das Meer hin ziemlich flach und offen und umfaßt etwas mehr als ein Fünftel des Ganzen.

b) Die Nebenflüsse des oberen Donaubeckens.

Von der Nordseite fließen dem oberen Donaubecken keine irgend namhaften Flüsse zu, weil der Hauptsammler hier sehr nahe an den Fuß der Grenzgebirge hinangedrängt wird. So geschieht es von der Quelle an über 100 Meilen weit bis zur Morawa in Mähren. Auf dieser ganzen Strecke nimmt die Donau nur Flüßchen von 5, 10—15 Meilen Länge auf, von denen wir hier nur die Nab, den Regen und die Altmühl, die sämmtlich in der Nähe von Regensburg münden, nennen wollen. Die längeren und mächtigeren Wasseradern laufen von den Alpen her dem rechten Stromufer zu. Iller, Lech, Isar, Inn, Traun und Ens sind hier die bedeutendsten. Mit Ausnahme des Inn haben fast alle diese Flüsse für die Schifffahrt wenig Bedeutung. Es sind größtentheils wilde Alpengewässer, die mehr zerstören als friedliche Schöpfungen begünstigen. Sie fließen meist sehr rasch auf einem abschüssigen, steinigen Terrain und sind fast alle nur flößbar. Allein der Inn ist auf einer bedeutenden Strecke, etwa 20 Meilen weit von Hall bei Insbruck an, schiffbar. Bei Iller, Lech und Ens ist es wichtig, daß sie ihrem Hauptstücke nach mit der Donaulinie einen rechten Winkel bilden, für die Isar, daß sie mit dieser Linie fast ganz parallel läuft.

Sehr eigenthümlich und isolirt zwischen dem oberen und mittleren Donaubecken in der Mitte steht das Flußgebiet der mährischen Morawa (March) da. Sie bildet gleichsam ein kleines Nebenbecken für sich, das von den böhmischen, schlesischen und karpatischen Bergen eingeschlossen ist. Der Hauptrichtung nach nimmt sie ihren 20 Meilen langen Lauf von Norden nach Süden. Ihr Hauptnebenzweig ist der Tayafluß.

c) Die Nebenflüsse des mittleren Donaubeckens.

Wie das mittlere Donaubecken selbst die großartigsten Proportionen hat, so bilden auch seine Gewässer die bedeutendsten Combinationen und bieten die längsten Flußlinien dar. Mit den Gewässern abwärts schreitend, trifft man auf dem linken Ufer zunächst auf die Gruppe der slowakischen Flüsse: Waag, Neitra, Gran und Ipoly. Sie rinnen durch Thäler, die sich sehr gleichen und von Karpatenarmen gebildet werden, laufen, einander parallel, in Bogen aus Osten und Norden nach Süden der Donau zu und münden in der Nähe des großen Pesther Donauwinkels ein. Der bedeutendste dieser Flüsse ist die Waag, welche etwa einen Lauf von 50 Meilen Länge hat und sich 20 Meilen weit, bis über Trentschin hinaus, schiffbar erweist. Vom Ipoly aus, von dem Punkte an, wo die Donau den genannten Winkel macht, gelangen in der Ausdehnung von 50 Meilen abwärts nur kleine Bäche zur Donau. Dann kommt die Theiß, der großartigste Nebenfluß, den die Donau überhaupt aufzuweisen hat. In der Theiß vereinigen sich die Gewässer des ganzen Mittelstücks der Karpaten, sowie des größten Theils von Siebenbürgen. Ihr Gebiet umfaßt etwa 2500 Quadratmeilen, also den sechsten Theil des ganzen Donaugebietes. Von der Mündung bis zur Quelle stellt ihr Hauptsammler eine Flußlinie von über 100 Meilen Länge dar. Dabei besitzt diese Hauptlinie noch Nebenzweige, wie die Samos und Maros, von 40—60 Meilen Länge, mit denen sie tief in die karpatischen Länder hineingreift. Bis Tokay fließt die Theiß von Osten nach Westen. Dann wendet sie sich nach Süden. Leider hat sie einen trägen und vielgewundenen Lauf mit vielen seichten Stellen. Im Frühling, zur Zeit der Wasserhöhe gleicht sie einem Meeresarme. Im Sommer schrumpft sie in höherem Grade zusammen als diejenigen Donauflüsse, welche von den beschneiten Alpen kommen, denn letztere werden auch in der heißen Jahreszeit noch aus den schmelzenden Gletschern gespeist. Die Theißschifffahrt ist daher vielen Unfällen unterworfen, wiewohl dieser Fluß seit uralten Zeiten bis über Tokay hinauf beschifft wurde. Bis Czongrad (30 Meilen weit) wird sie mit großen Fahrzeugen befahren. Bis Szegedin, bis zur Mündung der Maros, trägt sie eben so schwer belastete Schiffe wie die Donau. Ihre Hauptzuflüsse empfängt die Theiß von der linken Seite aus den sieben-

bürgischen Karpaten. Es sind dieß von Norden nach Süden: 1) die Samos, 2) die Körös, 3) die Maros, 4) die Temes. Diese sämmtlichen Flüsse strömen, in ihrer Entwickelungsweise einander sehr ähnlich, in parallelem Laufe aus Osten nach Westen, haben von allen Flüssen des Donaugebietes, welche diese Richtung verfolgen, den längsten Lauf und erweisen sich auf einer ziemlich langen Strecke schiffbar, obschon sie wenig beschifft werden. Die Maros (mit einem Laufe von über 60 Meilen) ist der vornehmste jener vier Flüsse. Sie bildet mit dem Hauptstücke des Theißlaufs einen fast vollkommen rechten Winkel und kann bis Arad (nicht ganz 15 Meilen weit) mit großen, schwer beladenen Schiffen befahren werden.

Auf der rechten Seite der Donau münden im mittleren Becken zunächst die Gewässer der Raab, den slowakischen Flüssen gegenüber. Die Raab hat im Ganzen eine nordwestliche Richtung, zieht manche kleine Alpengewässer an sich, ist aber für Verkehr und Schifffahrt wenig bedeutend. Ihr Lauf, der mitten zwischen dem Platten- und Neusiedlersee hindurchgeht, beträgt etwa 30 Meilen. Noch unbedeutender ist die Sarviz, welche aus Sümpfen die trägen Gewässer des Plattensees empfängt und unweit Tolna zur Donau schleicht. Dagegen nimmt die Donau auf derselben Seite einige andere Flüsse auf, die an Größe und Bedeutung mit der Theiß rivalisiren: die Drau und Sau. Diese beiden Flüsse laufen einander parallel, auf den meisten Punkten in einer Entfernung von nur 10—15 Meilen und besitzen in ihrer ganzen Entwickelung große Aehnlichkeit. Beide kommen von den östlichen Alpen; beide strömen in ostwestlicher Richtung; beide haben ein ziemlich mageres und schmales Gebiet und eine nicht sehr bedeutende Auszweigung durch Nebenflüsse. Der einzige wichtige und einflußreiche Nebenfluß der Drau ist die Mur, die aus zwei Hauptstücken besteht, einem oberen nach Ost-Nordost bis Bruck und einem unteren nach Südost gerichteten bis zu ihrer Mündung in die Drau. Diese letztere, die Drau selbst, macht gar keinen bedeutenden Winkel, sondern legt fast durchweg, 80 Meilen weit, einen geraden Lauf zurück. Bis Marburg in Steiermark (40 Meilen weit) läßt sie sich mit ziemlich großen Schiffen von einer Tragfähigkeit von 1000 Centnern befahren. Bis Esseg eignet sie sich für Dampfschiffe; ihr Bett ist indessen, wie das der Sau, durch

Untiefen, Sandbänke, eingewurzelte Baumstämme, der Schifffahrt vielfach ungünstig. Auch wird der Verkehr gewöhnlich alljährlich dreimal auf einige Zeit völlig unterbrochen; im Winter durch das Eis, in der Zeit der Wasserhöhe durch Ueberfluß und Heftigkeit der Strömung, in der trockenen Jahreszeit durch großen Wassermangel der Nebenflüsse. Die Sau hat einen Lauf von 90 Meilen. Ihr Hauptsammler macht, wie die Drau, keine großen und scharfen Winkel. Sie bietet eine schiffbare Wasserlinie von 70 Meilen Länge dar, bis in die Gegend von Laibach. Von Sissek an, wo die Kulpa sich mit ihr vereinigt, kann sie 50 Meilen weit große Boote von 1000 — 1500 Centnern Ladungsfähigkeit tragen. Bis Sissek wird sie auch mit Dampfschiffen befahren. Die Sau verfolgt ihren Lauf, parallel der unteren Donau, von Osten nach Westen und mündet in letztere bei Belgrad. Die untere Donau bildet daher, in ihrer Verlängerung durch die Sau, bis Sissek oder Laibach eine einzige, ununterbrochene, schiffbare und ziemlich gerade Flußlinie von beinahe 200 Meilen Länge, aus der Spitze des adriatischen Golfs bis ins schwarze Meer. Die wichtigen Nebenflüsse der Sau befinden sich auf ihrem südlichen Ufer und kommen aus den illyrischen Bergen. Es sind dieß die Kulpa (bis Karlstadt, 10 Meilen weit, schiffbar), die Unna, der Verbas, die Bosna, die Drinna. Diese Flüsse haben in ihrer Entwickelung, Größe und Laufrichtung sehr viel Aehnlichkeit. Sie stehen senkrecht auf ihrem Hauptsammler.

Noch müssen wir hier der auf dem rechten Donauufer unterhalb Belgrad mündenden serbischen Morawa erwähnen. Wie die mährische Morawa oder March ein kleines Zwischenbassin zwischen dem oberen und mittleren großen Donaubecken bildet, so stellt die serbische Morawa ein sehr ähnliches Zwischen- und Uebergangsbassin zwischen dem mittleren und unteren Donaubecken dar. Sie entsteht aus zwei ziemlich gleichgroßen Flußsystemen, dem der Ost- und dem der Westmorawa, die sich, aus entgegengesetzten Richtungen fließend, begegnen, vereinigen und den Hauptstamm der großen Morawa bilden, der direct nach Norden der Donau zufließt.

d) Die Nebenflüsse des unteren Donaubeckens.

Während im oberen Donaubecken nur von der rechten Seite, im mittleren Donaubecken aber von beiden Seiten große Fluß-

adern einmünden, nimmt das untere Donaubecken bedeutende Zuflüsse nur von der linken Uferseite her auf. Die bedeutendsten dieser Flußadern sind: die Aluta, der Sereth und der Pruth, welche sämmtlich etwa einen Lauf von 60 Meilen haben und schiffbar sind, obschon sie wenig beschifft werden. Die Aluta entspringt in Siebenbürgen, läuft anfangs 20 Meilen weit nach Süden, macht hierauf in der Nähe von Kronstadt einen Winkel und nimmt dann 20 Meilen hindurch ihre Richtung nach Osten. In der Nähe von Hermannstadt bildet sie abermals einen Winkel und fließt endlich, die siebenbürgischen Gebirge in dem berühmten Rothenthurmpaß durchbrechend, 30 Meilen weit nach Süden der Donau zu, mit der sie einen rechten Winkel bildet. Sereth und Pruth, sowie auch der benachbarte, aber nicht mehr zur Donau gehörige Dniestr, bieten in ihrer Entwickelungsweise wenig Verschiedenheit dar. Diese drei Flüsse bewegen sich von Norden nach Süden und haben einen im Ganzen geraden, im Einzelnen vielgewundenen Lauf, ohne bedeutende Winkelbildungen; auch ist ihnen eine sehr geringe Auszweigung durch ihre Nebenflüsse gemein, die sämmtlich unbedeutend sind. Beide, Pruth und Sereth, münden in die Spitze des untersten Donauwinkels bei Galatsch aus. Die Flüsse, welche auf der rechten Seite der unteren Donau, vom Balkan her, zukommen, sind alle von kurzem und sehr schnellem Laufe und ohne Ausnahme für die Schifffahrt ungeeignet. Der größte und namhafteste unter ihnen ist der aus der Gegend von Sophia herabkommende Isker, dessen Thäler und Gewässer stets eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte gespielt haben.

---

3. Weltstellung der Donau.

Das Donaugebiet ist mehr von gewaltigen Gebirgsmauern umgürtet als irgend ein anderes großes Flußsystem Europas. Im Süden erheben sich die Alpen und ihre Fortsetzungen in Illyrien und der türkischen Halbinsel, im Norden die Karpaten, die böhmischen Berge und der deutsche Jura. Im Ganzen kann man also die Donau als ein in hohem Grade isolirtes und auf sich selbst beschränktes Flußsystem bezeichnen. Desto wichtiger sind

über die verschiedenen Oeffnungen und Thore, welche die Natur in diesen Mauern gelassen, und die der Mensch zum Verkehr benutzt hat. Diese Thore führen überall in mehr oder weniger benachbarte Fluß- und Ländergebiete hinüber, und von jeher passirten zahlreiche Völkerschaften, bewaffnete Armeen, Handelszüge und Karavanen durch sie aus und ein. Am meisten geöffnet ist die Donau bei ihren Quellen und an der Mündung. Darum von beiden Endpunkten her ein beständiges weltgeschichtliches Einströmen, von der Mündung nach Westen herauf, von den Quellen nach Osten hinab. Von der Mündung kamen und kommen die Völker und Producte des Orients, von der Quelle strömt das Leben des Occidents herein.

Bei den Quellen bietet sich zunächst der Rhein und hinter ihm Frankreich dar. Hier fand, da der deutsche Jura kein Hinderniß abgiebt, eine völlige Verschmelzung des Donaugebietes mit Deutschland, besonders mit dem Flußgebiete des Rheins statt; stets führten hier gangbare Straßen, in neuerer Zeit auch Kanäle, zum Rhein hinüber. Diese Verschwisterung der Donau mit dem Rhein, auf die schon im Nibelungenliede hingedeutet wird, ist sogar uralt. Mit Hülfe des Mains, des Rheins, der Straßen und Kanäle stellen Rhein und Donau eine einzige ununterbrochene Verkehrsbahn dar, und zu keinem anderen großen Strome tritt die Donau in so innige Beziehung wie zum Rhein. Ueber den Rhein hinüber weist die Donaulinie gerade in das Herz Frankreichs hin. Ihren Lauf verfolgend kam Attila auf die Felder von Chalons, nach ihm die Magyaren und andere Donauvölker in dieselbe Gegend. Aus Frankreich und vom Rhein nach Osten hervorbrechend, drangen die Kelten, dann Karl der Große, weiter die Kreuzfahrer, endlich Napoleon an der Donau herab. Die Natur- und Industrieproducte Oestreichs nehmen längs der Donau hinauf denselben Weg über den Rhein nach Frankreich hinein. Ein Seitenzweig dieses Weges zieht sich nach Südwesten zwischen Alpen und Jura, in die Schweiz. Auf diese Seitenbahn, über den Bodensee hinweg, warfen sich die Allemanen, in Helvetien einbrechend; vom Bodensee her drangen die Römer ins obere Donaugebiet ein. Jetzt legen sich Hauptlinien der Donaueisenbahnen in diese Richtung.

Nirgend greift aber die Donau tiefer in das Herz von Deutschland als bei dem großen Winkel von Regensburg, dem

Ausgangspunkte des ganzen Verkehrs von Mitteldeutschland mit der Donau (über Nürnberg). Weiter im Osten von Regensburg nähert sich dann die Elbe vermittelst des Moldauthales dem Donaulaufe. Von Passau, von Linz, von Wien aus giebt es nahe und kurze Uebergänge ins obere Elbgebiet, welche die Donau mit dem ganzen Elbstrome, mit Norddeutschland, mit Hamburg in Verbindung bringen. Das obere Elbgebiet (Böhmen) ist von Bergen eingeschlossen, die aber nach den unteren Elbgegenden und nach den Oderländern hin sich höher und unwegsamer gestalten als nach der Donau hin. Der böhmische Elbquellenkessel ist daher von den unteren Elbländern stärker abgeschnitten als nach der Donau zu; derselbe kam auch schon seit der Zeit der Markomannen immer in weit innigere Beziehung zur Donau als zu irgend einem anderen Flußsysteme und ist seiner ganzen Geschichte und Stellung nach eigentlich als ein halbes Donauland zu betrachten. Die Eisenbahnen sind längst ohne Schwierigkeiten aus der Donau zur böhmischen Elbe hinübergeschritten, während von Böhmen aus bis dato noch keine Eisenbahnverbindung mit der Oder oder unteren Elbe fertig gebracht werden konnte.

Mit der Morawa (March) reicht die Donau der Oder die Hand. Das Morawabecken ist im Norden nicht durch Gebirge verschlossen. Zwischen den hohen Karpaten (dem Tatra), dem Riesengebirge und den Sudeten flacht sich hier das „Gesenke" ab. Es ist hier eines der merkwürdigsten Verkehrsthore des ganzen Donaugebietes. Schon in alten Zeiten ging hier nach Carnuntum, der großen Handelsstadt an der Mündung der Morawa, ein Handelsweg (unter Anderem auch eine Bernsteinstraße) zur Donau durch. Hierher kamen die nordischen Pelzhändler. Hier war stets ein großer Völkerandrang, dem die Römer von Carnuntum, von Vindobona (Wien) aus Widerstand leisteten. Durch dieses mährische Thor drangen zu wiederholten Malen die Polen, die Mongolen, die Russen ein. Hier liegen die berühmten Schlachtfelder von Olmütz (gegen die Mongolen), des Marchfeldes, von Austerlitz. Hier dürfte auch eine Haupteinbruchsstation für die Russen sein, gegen welche die Festung Olmütz das Thor bewacht. Eine Zeit lang war das obere Odergebiet (Schlesien) selbst politisch mit dem Hauptdonaustaate (Oestreich) verbunden. Durch das mährische Thor gehen Kunststraßen und Eisenbahnen

zur Oder, zur Weichsel, und ein lebhafter Handel mit den Oder- und Weichselländern am baltischen Meere.

Gegen Süden sind die oberen Donaugegenden durch die gewaltigen Alpenmauern stärker abgeschieden als an irgend einem Theile ihres Gebietes. Der bequemen Uebergänge aus den Donauthälern in die Thäler der benachbarten Flüsse, z. B. des Po, der Etsch, sind nur wenige, der Paß von Worms zur Adda, der Paß des Brenner zur Etsch, der Paß bei Cortina zur Piave, der Paß bei Ponteba zum Tagliamento u. s. w. Daher blieben auch hier die Donauvölker (Deutsche) von ihren Nachbarn (Romanen) strenger geschieden. Indessen drängt hier, nahe zum Fuß der Alpen, tief in die europäische Ländermasse der lange adriatische Golf hinein. Dieser Golf ist aus Nordwest nach Südost gerichtet und bildet somit eine schöne, schiffbare Straße nach Griechenland, zur Levante, nach Aegypten. In Verbindung mit dem mittelländischen und dem rothen Meere giebt er einen Theil der großen Weltverkehrsstraße zwischen dem productenreichen Indien und dem bedürfnißreichen Europa ab. Seine innerste, nördlichste Spitze nähert sich den Quellen der Donaunebenflüsse bis auf 12—30 Meilen, und die Hauptdonaulinie selbst streicht in einer Entfernung von 40 Meilen an ihm vorüber. Diese Umstände haben trotz der Gebirgsmauern immer die Vermittelung eines lebhaften Verkehrs zwischen der Donau und dem adriatischen Meere begründet. Adria, Aquileja, Venedig und jetzt Triest, die Haupthandelsstädte der adriatischen Golfspitze, haben stets einen lebhaften Handel mit den Donauländern unterhalten. In der Spitze des adriatischen Golfs besitzt die Donau einen ihrer hauptsächlichsten Stapelplätze zum freien Meere hin, gleichsam einen ihrer Mündungshäfen. Daher meinten auch die alten Griechen, es liefe hier ein Arm der Donau zum Meere hin. Durch die Eisenbahn, die jetzt dahin führt, ist allerdings die griechische Sage zur Wahrheit geworden. Die Donaulinie und die Spitze des adriatischen Meeres standen von jeher politisch in inniger Wechselbeziehung. Vom adriatischen Meere aus rückten die römischen Legionen ins mittlere Donaugebiet vor und machten den großen Strom zum Grenzgraben ihrer italienischen und alpinischen Besitzungen. Von der Donau aus strebten auch die Ungarn, die Oestreicher zum adriatischen Meere und suchten sich im Besitze seines wichtigen Busens zu behaupten. Jetzt führen mehre Kunststraßen

aus den Donaulanden durch jene Pässe hin. Von dem Golfe von Venedig oder Triest aus übersieht und regulirt man die Verkehrsangelegenheiten der größeren Hälfte der Donau, die sich in einem weiten Bogen um diese Spitze herumschlingt, zum Theil selbst auch die des mittleren Donaubeckens. Die Haupt=flußlinien dieses Beckens, die Drau und Sau, dringen, weite Straßen nach Osten eröffnend, bis zu diesem Golfe heran, und schon zu der Römer Zeiten gab es Schifffahrt und Handelsbewegung längs dieser Ströme, die auf jene Meeresspitze berechnet war. Die Sau läuft in ihrem Hauptstücke mit der Nordostküste des adriatischen Meeres parallel und nähert sich dieser an verschiedenen Punkten noch mehr durch die Thäler ihrer zahlreichen Nebenflüsse, der Kulpa, der Unna, des Verbas, der Bosna, der Drinna. Jetzt, wie früher, gehen an diesen Flüssen Handelsstraßen, Saumwege und Karavanenzüge hinauf und zum adriatischen Meere hinab, wo sie den Handel einer zahllosen Menge kleiner Häfen, wie Fiume, Zengg, Zara, Spalatro, Ragusa, Cattaro ꝛc., beleben. Diese dalmatinischen Häfen waren von jeher die Stapelplätze alles Waarenaustausches zwischen den illyrischen Donaugegenden und den transadriatischen Ländern.

Gehen wir aus dem Süden zu den Nordgrenzen des mittleren Donaubeckens hinüber, so finden wir die gewaltige Bergmasse des karpatischen Gebirgstockes. Derselbe bildet zwei Hauptcomplexe oder Knoten: erstlich im Nordwesten, wo das Tatragebirge mit seinen Zweigen (den slowakischen Gebirgszügen) ein Bergland von 30 Meilen Länge und Breite erfüllt; dann im Südwesten, wo die siebenbürgischen Karpaten mit ihren zahllosen Zweigen ein noch größeres und unwegsameres Bergland formiren. Zwischen diesen beiden breiten Erhebungsmassen, die sich dem Norden und Osten verkehrhindernd entgegenwerfen, zieht sich der schmälere und niedrigere Höhenzug der mittleren Karpaten verbindend hin. Zwischen beiden Gebirgsmassen, der slowakischen und der siebenbürgischen, liegt das flache Theißland, das mit seinen Ebenen und vielen Thälern tief in die Karpaten hineingreift und sich den jenseitigen Thälern und Ebenen am Dniestr, an der Weichsel so weit nähert, daß nur noch ein schmaler Wald- und Höhendamm dazwischen bleibt. Durch die zahlreichen Thore dieses Dammes wird der Verkehr der Theiß- und Donauländer mit den Weichsel-, Dniepr- und Dniestrländern vermittelt. Da

der Uebergang nicht schwer war, so brachen hier auch von jeher viele Völker zur Theiß und Donau herein, namentlich die Magyaren, nach ihnen noch ein Mal die Mongolen, häufig die Polen, im letzten unglückseligen Kriege die Russen.

Wie das Zwischenbassin der mährischen Morawa im Norden, so ist auch das der serbischen Morawa im Süden für die Beziehung der Donauländer zur nahen und fernen Nachbarschaft von äußerster Wichtigkeit. Um seine Bedeutung ganz zu verstehen, muß man einen Blick auf die Gestaltung des ägäischen Meeres und der Länderbrücke bei Konstantinopel werfen. Das ägäische Meer bringt mit seiner nordwestlichen Spitze, dem Busen von Salonichi, am tiefsten in die Ländermasse der griechisch-türkischen Halbinsel hinein. Hier mußte sich ein bedeutender Marktplatz, ein großes Emporium bilden (Thessalonich, Salonichi). Am Bosporus, mitten auf der großen europäisch-asiatischen Völkerbrücke, mußte gleichfalls ein großer Völkermarkt entstehen (Byzanz, Konstantinopel). Von der Donau aus mußte man von jeher Bedürfniß fühlen, sich mit beiden Punkten in Verbindung zu setzen. Die Donau selbst wirft sich nun, nachdem sie sich beiden Punkten bedeutend genähert, in ihrem unteren Laufe wieder nach Norden herum. Dagegen aber bietet sich das Thal der serbischen Morawa, das sich kurz vor dem Punkte, wo die Donau, durch das eiserne Thor stürzend, ihr unteres Tiefland betritt, zur Vermittelung dar. Durch die Stromschnellen und durch den Riegel unwegsamer Gebirgsmassen beim eisernen Thore war ohnedieß der Donauverkehr so gut wie abgeschnitten. Er verließ daher hier seit alten Zeiten zum großen Theile die Hauptstrombahn und trat in die Morawathäler ein. Die Morawa giebt auf der einen Seite (besonders ihr östlichster Zweig, die Nissawa) der in derselben Richtung auf Konstantinopel gehenden Maritza durch die Vermittelung des Iskerthales bei Sofia die Hand, auf der anderen Seite aber den macedonischen Flüssen Vardar und Karasu (Strymon), die nach Thessalonich führen. Sie vermittelt auf diese Weise den Verkehr der Donau mit dem ägäischen Meere, mit der Propontis, mit Byzanz, mit Kleinasien. Die Hauptstraße ist die südwestliche durch die Morawa-, Isker- und Maritzathäler auf Byzanz, von der die macedonische Straße auf Thessalonich sich abzweigt. Wer mag die macedonischen, griechischen, persischen und römischen Heere alle nennen, die auf dieser großen Straße

zur Donau sich ergossen. Wer kann die Schlachten zählen, die hier, längs dieses Tractes, in den Thälern der Morawa, der Nissawa, des oberen Isker und der Maritza den zur Donau hinabsteigenden oder den nach Byzanz von jenem Strome her vordringenden Feinden geliefert wurden? Durch diese Thäler wälzten sich, Lawinen gleich, die Kelten, welche auf der einen Seite Macedonien und Griechenland bis Delphi, auf der anderen Thrazien bis zum Bosporus und sogar Kleinasien verwüsteten. Hier bei der Morawa verließen die Kreuzfahrer den Donauweg und wanderten durch dieselbe Thälerkette ins Morgenland. Unzählige Mal erschallte auf dieser wichtigsten Straße der türkischen Halbinse die Janitscharenmusik der Großveziere, die in Serbien oder ins mittlere Donaubecken einbrachen. Ebenso zogen in Friedenszeiten die Karavanen der asiatischen und europäischen Kaufleute seit Jahrtausenden diese Straße und gaben Anlaß zur Errichtung großer Bazare und Marktplätze, sowie zur Anlage der menschenreichen Städte Adrianopel, Philippopel, Sofia rc. Noch jetzt ist sie die große Post- und Courierstraße für viele Reisende und alle Depeschen, die aus den Donaugegenden in den Orient abgehen.

Das untere Donaubecken endlich, oder das Donautiefland, das von dem mittleren Donaubecken durch hohe Bergmassen äußerst scharf abgeschnitten ist, öffnet sich weit gegen das schwarze Meer und gegen die Steppen im Norden desselben. Die Reihe der hohen siebenbürgischen Gebirge endigt gegen Osten in einer Entfernung von 40 Meilen von der Meeresküste, und somit bleibt gegen Norden hin das ganze Donauland ohne Schutz. Das Gebiet des Sereth und Pruth ist blos von niedrigen Hügeln umgeben, und die Mündungsgegenden der Donau liegen ebenso flach wie die pontischen Steppenländer, mit denen sie verschmelzen, und deren Natur und Beschaffenheit sie theilen. Da demnach auch die Producte der unteren Donauländer denen der übrigen Pontusgegenden im Norden ziemlich gleichen, so war der Waarenaustausch und Handel in dieser Richtung nie sehr bedeutend. Desto bedeutender dagegen entwickelte sich der kriegerische Verkehr. Das fruchtbare Donautiefland erschien den Nationen Scythiens oder Rußlands in ähnlicher Weise als gelobtes Land wie die schöne Lombardei den Völkern Germaniens. Frei und ungehindert drangen alle Reitervölker und barbarischen Nomaden, die das schwarze

Meer, vom Kaukasus oder Ural kommend, umkreisten, hier zur Donau ein und ergriffen meistens Besitz von der ganzen Donaugegend bis aufwärts zu den ersten Katarakten. So die alten Daker und Geten, später die Gothen und viele andere Völkerschaften während der Völkerwanderung; so die Hunnen, die Avaren, die Bulgaren, die Petschenegen, die Kumanen, die Mongolen, die Türken und Tataren. Jetzt dringen in dieses selbe breite, weit offene Steppenthor zwischen Siebenbürgen und dem Pontus die Russen herein. Jedes Volk, das, den Pontus im Norden umwandernd, in Europa einzog, nahm vor allen Dingen zuerst das untere Donauland weg. Im Süden wird dieses untere Donauland von den hohen Mauern des Balkan oder Hämus umschlungen, der es von Thracien scheidet. Der Balkan ist von mehren Pässen durchschnitten, von denen im Westen die berühmte Porta Trajana, im Osten der Paß von Nadir-Derbent und seine Nebenthore bei Varna und Schumla die wichtigsten sind. Durch diese Pässe gehen Handelsstraßen von Konstantinopel her ins untere Donaugebiet hinein, auf denen orientalische Waaren zugeführt und danubische Producte ausgeführt werden. Die wichtigste Straße aus den unteren Donaugegenden geht unweit der Küste des schwarzen Meeres über Varna und Schumla. Auch ist dieß eine sehr gewöhnliche Heerstraße nach Norden gewesen, auf der Griechen, Römer und Türken zur Donau vordrangen, und welche die Barbaren aus dem Norden, die Gothen, die Bulgaren, dann die Ungarn und Russen häufig betraten, auf der sie einander einige der berühmtesten Schlachten lieferten.

Im Angesichte der Donau ausgebreitet liegt das schwarze Meer, das sich mit seiner größten Ausdehnung in der Richtung des Donaulaufes von Westen nach Osten forterstreckt und mit seinem äußersten Busen beim Phasis tief in die asiatischen Länder eindringt. Vermittels der Wasserstraße, welche das schwarze Meer in dieser Richtung eröffnet, tritt die Donau mit den Handelsstraßen in Verbindung, welche vom Lande des goldenen Vließes und von Trapezunt aus sich zum Euphrat und Tigris, dann zum Kur nach Georgien und zum kaspischen Meere hin auszweigen und die nördlichen Aeste der großen indischen Handelsstraße bilden. Es gab Zeiten, wo durch die Venetianer ein lebhafter Frachtverkehr zwischen der Donaumündung und diesem Osten de des schwarzen Meeres unterhalten wurde, während die Deutschen

(Regensburger, Wiener rc.) die indischen Waaren von der Donau weiter aufwärts spedirten. Jetzt, wo die Donau ganz mit Dampfschiffen befahren ist, und leicht auch eine directe Dampfschiffslinie von der Donaumündung nach Trapezunt und zum Phasis eröffnet werden könnte, wäre es möglich, diese alte Handelsstraße wieder zu beleben. Freilich müßten dazu die Russen nicht an der Donaumündung sitzen. Es thut der Donau, diesem Könige der europäischen Flüsse, gewaltigen Abbruch, daß sie in ein so beschränktes und verschlossenes Meerbecken mündet. Das schwarze Meer bietet eine Fläche dar, die fast nur zur Hälfte die Ausdehnung des ganzen Donaugebietes hat, aus dem ihm die Gewässer zuströmen. Auch besitzt dieses Meer nur einen einzigen schmalen Ausgang zu anderen Meeren, den Bosporus. Daher ist es möglich, daß ein einziges Volk diese Küsten und das Meer selbst beherrschen und das enge Eingangsthor jedem fremden Verkehre und Interesse versperren kann. Eine solche einseitige Sperrung hat auch der Pontus (das schwarze Meer) häufiger erlitten als irgend ein anderes Meer. Erst waren die Griechen, namentlich die Milesier, hier die ausschließenden Herren, dann war es Mithridates. Hierauf kamen die Römer, und später kämpften die Genueser und Venetianer lange um den Schlüssel zum schwarzen Meere und entrissen ihn sich wechselsweise. Endlich erschienen die Türken und übten das Monopol des Handels und der Schifffahrt mit Ausschluß aller anderen Nationen. Jetzt, nachdem die Türken von den Russen aus der Hälfte der Küstenlänge des schwarzen Meeres verdrängt worden sind, ist vorläufig das Meer wieder allen Völkern geöffnet. Aber die Russen streben leider mit vielem Glück nach der Alleinherrschaft auf und an dem Pontus und werden, sollten sie früher oder später ihr Ziel erreichen, dann auch nach Belieben den Verkehr selbst hindern oder gestatten. Diese Beschaffenheit des schwarzen Meeres, und besonders der Umstand, daß dessen einziges Ausgangsthor, der Bosporus, gleichsam eine zweite, äußere, leicht zu verstopfende Mündung des Donauflusses bildet, die erst zu anderen Meeren und Ländern führt, hat natürlich den Donauverkehr von jeher außerordentlich gelähmt. Außerdem aber führt auch der Bosporus mit seinen Fortsetzungen zum ägäischen Meere eigentlich rückwärts und eröffnet daher der Donau keine weiten und directen Verbindungskanäle. Es wird den Donauländern in vielen Fällen leich-

ter, sich über Triest, Salonichi, Konstantinopel auf Landwegen mit den Ländern jenseit des Meeres in Verbindung zu setzen, als von der Mündung aus auf dem Seewege über das schwarze Meer, den Bosporus, den Hellespont und den Archipel.

---

4. Die Donauvölker.

a) Die Donaudeutschen.

Nach den drei scharf geschiedenen Becken, in welche das ganze Donaugebiet zerfällt, gliedern sich auch naturgemäß die Völkergruppen, die hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen und behauptet haben. In dem oberen Becken dominiren die Deutschen, in dem mittleren die Magyaren und Slawen, in dem unteren die Dakoromanen (Walachen) und Bulgaren. Man kann daher diesen Becken kurzweg den Namen des deutschen, des magyarisch-slawischen, des walachisch-bulgarischen geben. Die Deutschen allein haben das ganze obere Donaubecken mit allen seinen Haupt- und Nebenflüssen und Thälern besetzt. Von der Quelle der Donau an sitzen sie längs des Stromes 100 Meilen abwärts, bis zu dem Thore bei Presburg. In den Thälern der Alpen sich ausbreitend, sind sie auch noch über die Wasserscheide des oberen Beckens hinausgegangen und halten auch die oberen Zuflüsse der Raab, der Mur und der Drau fest. Namentlich besitzen sie fast das ganze Murgebiet, das Draugebiet 25 Meilen abwärts bis in die Nähe von Klagenfurt, vom Raabgebiete eine Reihe kleiner Zuflüsse und Nebenthäler. Innerhalb dieses ganzen oberen Donaulandes haben die Deutschen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Race zur Alleinherrschaft gebracht und alles Fremdartige, was sie hier vorfanden, oder was hier eindrang, vertilgt. Die einzigen Ausnahmen davon bilden: 1) das obere Innthal, das Engadin, wo sich Romanorhätier erhielten, 2) das Nebenbecken der Morawa, in dessen mittleren Theil Slawen, nämlich czechische Morawen, eingedrungen sind. Die Deutschen breiten sich inner-

halb des oberen Donaugebietes etwa über 3000 Quadratmeilen aus. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwas über 10 Millionen Seelen. Die Donaudeutschen theilen sich in vier Hauptstämme: in Schwaben, Baiern, Franken, Oestreicher. Die Schwaben haben die Donauquelle inne und breiten sich längs der Donau 30 Meilen weit bis zur Mündung des Lech aus; auch wohnen sie längs der Iller und der rechten Seite des Lech bis zu den Quellen dieser Flüsse. Sie sind die Wächter der Donauquellen gegen Westen und vermitteln in ihren Städten Ulm und Regensburg den Verkehr der Donau mit dem Rhein, Frankreich und der Schweiz. Die Schwaben haben von jeher bedeutenden Antheil an allen Donauangelegenheiten genommen. Bei allen Donaukriegen und Expeditionen waren sie zahlreicher als andere nicht danubische Deutsche repräsentirt; so bei den Kriegen Karl's des Großen gegen die Avaren, bei den Kreuzzügen, bei den Türkenkriegen, insbesondere auch bei den deutschen Wanderungen in die unteren Donauländer. In Bezug auf die Auswanderungen waren sie so thätig, daß bei den Walachen und Ungarn fast alle einwandernden Deutschen „Schwaben" genannt wurden. Dasselbe gilt von den Baiern, die sich von der Lechmündung bis zum Inn längs der Donau 30 Meilen weit ausdehnen. Sie sitzen längs der Ostseite des Lech, längs der ganzen Isar und längs der Westseite des Inn, sowie jenseits der Donau bis zu den böhmischen Waldgegenden hinauf. Ihr Hauptstromgebiet ist das der Isar. Die Franken wohnen den Baiern gegenüber auf der linken Seite der Donau, etwa von der Lechmündung bis in die Nähe des Einmündungspunktes der Isar. Ihre Hauptflüsse im Donaugebiete sind: Altmühl, Naab und Regen. Die (deutschen) Oestreicher gingen aus einer Menge mit Schwaben, Franken, Baiern und auch anderen Deutschen bevölkerten Colonieen hervor. Doch nahmen die Baiern, ihre Nachbarn, einen so überwiegenden Antheil an der Colonisirung der östreichisch-deutschen Donauländer, daß man sie der Hauptsache nach als das Muttervolk der östreichischen Deutschen betrachten kann. Man hat daher auch die östreichischen Deutschen in Bezug auf Abstammung den Baiern zugezählt und diesen ganzen Stamm den bairisch-östreichischen genannt. Die östreichischen Deutschen haben sich längs der Donau an beiden Ufern 40 Meilen weit von der Innmündung bis zur Morawa oder bis zum Donauthore bei Presburg verbreitet.

Dann sind sie längs des ganzen Inn und seiner Nebenzweige, längs der Traun, der Ens bis zur Quelle hinaufgedrungen und in das Raab-, Mur- und Draugebiet eingetreten. Auf der linken Seite der Donau haben sie sämmtliche kleinere Flüsse und Thäler, die von den böhmischen Gebirgen herabkommen, besetzt, und jenseits der Wasserscheide dieser Gebirge stoßen sie mit den Czechen und Morawen zusammen.

Die Oestreicher sind von den Donaudeutschen das bedeutendste Volk. Ihre Tapferkeit und Staatskunst hat den größten Donaustaat gestiftet, den die neuere Zeit gesehen, das Kaiserthum Oestreich, das beinahe die Hälfte aller Donauländer und die schönsten, reichsten und fruchtbarsten Theile des Donaugebietes umfaßt. Sie und mit ihnen im Bunde die anderen Donaudeutschen, die Baiern, Franken und Schwaben, überhaupt dann auch alle deutschen Stämme haben nach den Zeiten der Römer am meisten zur Verbreitung der Cultur längs der Donau beigetragen. Ja sie sind die einzigen Träger der Civilisation an der mittleren und unteren Donau gewesen; wohin sie nicht kamen, da hatte keine Culturentwickelung stattgefunden. Zunächst haben sie am meisten auf das mittlere oder magyarisch-slawische Donaubassin eingewirkt. Deutsche (Oestreicher, Baiern, Franken, Schwaben) waren die Apostel, welche den Magyaren das Christenthum predigten. Deutsche waren die Staatsmänner, welche von den ungarischen Königen berufen wurden, ihre Staatsangelegenheiten zu ordnen, die Trabanten und Krieger, ihr Land zu vertheidigen. Deutsche Kaiser, Feldherren und Truppen erretteten Ungarn aus den Händen der barbarischen Türken. Deutsche, mit Musterwirthschaft vorangehend, lehrten den Ungarn den Ackerbau, den Handel und alle segensreichen Künste des Friedens; selbst die Pflege des vielgepriesenen Ungarweins besorgten Deutsche. Alle Gebildeten bei den unteren Donauvölkern haben sich den deutschen Bildungstypus angeeignet. Eine deutsche Idee war die Gründung des merkwürdigen Contumazcordons an der Donau, der Europa von den Verheerungen der Pest errettete. Wo die Römer eine Handelsstraße ausgeführt oder angefangen hatten, da vollendeten oder restaurirten sie die Deutschen. Von jeher wurden Deutsche von den nichtdeutschen Donauvölkern und ihren Fürsten berufen, um bei ihnen im Dienste der Civilisation zu wirken. Und so finden wir denn die Deutschen selbst außerhalb ihrer eigenen Donau-

heimat in allen anderen Donaustrichen verbreitet. Um die ganze Stellung, welche die Deutschen an der Donau einnehmen, zu bezeichnen, ist es wichtig, gleich hier auch jene weiteren deutschen Ansiedelungen längs der mittleren und unteren Donau ins Auge zu fassen.

In größeren Gruppen beisammen sitzen die Deutschen an der mittleren und unteren Donau erstlich in der Nachbarschaft von Ofen und Pesth, dann am Fuße der Karpaten in der Nähe von Leutschau und Käsmark (in der sogenannten Zips), weiterhin in einem großen Striche längs der Donau bei Fünfkirchen, ferner in einem bedeutenden Striche längs der Maros im Banat, in einigen anderen Strichen im Banat, endlich in mehren Thälern und Landschaften im Innern von Siebenbürgen. Auch außer jenen zusammenhängenden Gruppen sind sie in zahllosen vereinzelten Ackerbau- und Bergbaucolonieen im mittleren Donaugebiete verstreut. Ueberall aber, wo man aus den Gebieten der Walachen, Slawen oder Magyaren in die Dörfer, Aecker und Gemeinden der Deutschen gelangt, glaubt man in ein Paradies zu treten, so gewaltig und glücklich wirkt deutsches Leben und deutscher Betrieb auf die reichen Donaugefilde ein. In den ungarischen Städten ist die Hauptmasse der mit Industrie beschäftigten Bürger deutsch oder deutscher Herkunft. Nur diejenigen Ortschaften haben ein städtisches und civilisirtes Ansehen, die von Deutschen oder unter ihrer Leitung gebaut und organisirt wurden. Die Städte, bei welchen die deutsche Hand nicht geholfen, gleichen mehr lagerartigen Sammelplätzen von Menschen als civilisirten Wohnsitzen. Die meisten nützlichen städtischen Einrichtungen rühren von Deutschen her, und die vornehmste Sprache der ganzen Donau, bis in die Walachei hinab, ist die deutsche. Selbst in die Länder an der serbischen Morawa und im Donautieflande wurden beständig, und namentlich auch in neuerer Zeit, Deutsche berufen. Deutsche Bergleute und Fabrikanten gingen nach Serbien und Bulgarien zur Eröffnung irgend eines Bergwerkbetriebes oder zur Begründung irgend eines neuen Industriezweiges. Deutsche Handwerker, Manufacturisten, Kaufleute zogen nach der Moldau und Walachei. Deutsche Apotheker und Aerzte wanderten in Menge nach diesen Gegenden. Im Ganzen kann man alle im mittleren und unteren Donaugebiete (außerhalb des oben als eigentliches deutsches Heimatland bezeichneten Bezirks) lebenden

Deutschen auf anderthalb Millionen*), demnach die ganze Summe aller Donaudeutschen auf etwa 12 Millionen anschlagen, was ungefähr ein Drittel der ganzen Masse der Bevölkerung des Donaugebietes vorstellen möchte. Der Einfluß deutscher Macht ging im vorigen Jahrhunderte, von 1718—39, oder vom Frieden zu Passarowitz bis zum fluchwürdigen Frieden zu Belgrad, an der Donau herunter bis zur Aluta in die Walachei und weit an der Morawa herauf bis tief nach Serbien hinein. Seitdem haben freilich östreichische Macht und deutscher Einfluß an der Donau Rückschritte gethan. Eine Weltcalamität, ein bedauernswerther Verlust nicht blos für Deutschland, sondern für die ganze europäische Civilisation würde es aber sein, wenn das deutsche Leben sein Primat an der Donau ganz verlieren sollte; denn kein Volk hat nach den Römern so viel für die Cultur jener Länder gethan als die Deutschen. Sie sind die Wohlthäter des Donaugebietes.

b) Die nördlichen Donauslawen.

Die Gebiete, welche die Slawen innerhalb des Donausystems besetzt haben, bieten kein so massenhaftes und compactes Stück dar wie die der Deutschen. Durch Deutsche, Magyaren, Walachen werden die Slawen in zwei Hälften auseinandergehalten; dazu sind sie in eine Menge Stämme getheilt und unter die Oberherrschaft sehr verschiedener fremder Völker, der Deutschen, der Magyaren, der Türken, der Russen, gestellt. Man kann sie in zwei Hauptabtheilungen bringen, in die der nördlichen und in die der südlichen Donauslawen. Die Ersteren haben sich in einem langen Striche längs des ganzen Südabhanges der mittleren und westlichen Karpaten, in den Quellengebieten und oberen Thälern der Theiß und anderer Donauzuflüsse, verbreitet; sie gehören theils dem russischen, theils dem czechischen, zum kleinsten Theile dem polnischen Slawenstamme an. Ihre Hauptabtheilungen sind von Westen nach Osten: die Morawen, die Slowaken, die Ruthenen.

*) Nur für Ungarn giebt Häufler's historisch-geographisches Tableau der östreichischen Monarchie 986,000 Deutsche an, für Siebenbürgen 250,000, für die Militärgrenze 185,000.

Die Morawen wohnen im mittleren Gebiete der Morawa (March) und theilen sich in Hannaken, Horaken, Sabetschaken und andere Stämme. Die höheren Stände und Stadtbewohner bei ihnen sind entweder Deutsche oder haben doch deutsche Bildung empfangen. Sie reichen nirgend bis zum Hauptfaden der Donau, von welchem der Strom der deutschen Bevölkerung sie fern hielt. Ihre Zahl beläuft sich auf anderthalb Millionen. Die Slowaken haben sich längs der oben beschriebenen Gruppe von Flüssen im Norden des Pesther Donauwinkels verbreitet, längs der Waag, der Neitra und des Gran und müssen hier wahrscheinlich als uralte Bewohner angesehen werden. Auch sie kommen nirgend, nur mit Ausnahme des Punktes bei Presburg, der Donau nahe. Der Strom der magyarischen Bevölkerung trieb sie von da zurück. Ihr Hauptflußgebiet ist das der Waag. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwas mehr als zwei Millionen. Die Ruthenen oder Russinen sind die Nachbarn der Slowaken im Osten und bewohnen fast alle die oberen Thäler der kleinen Theißzuflüsse. Sie theilen sich in die Stämme der Lissaken und Lemaken. Zusammen zählen sie 400,000 Seelen. Sie bilden einen Keil, mit dem der große russische Volksstamm aus seinen gewaltigen Steppenländern des Ostens ins Donaugebiet hineinragt. Dieser Völkerkeil ist um so merkwürdiger, weil er gerade in der von uns schon bezeichneten mittleren Karpatensenkung liegt, in jenen Pässen und Thoren, durch welche ehemals auch die Magyaren und nachher die Mongolen ins Donauland vordrangen. Auch an den Quellen des Pruth, in einem Theile der Bukowina berühren die Ruthenen das Donaugebiet. Die Ruthenen sind zwar in Bezug auf Religion mit der westeuropäischen katholischen Christenheit unirte Griechen; aber diese Union ist nicht nach dem Herzen der Nation. In Bezug auf Sprache, Sitte, Körperbau und Geistesanlagen sehen sie den Unterthanen des Zaren ähnlich wie Zwillingsbrüder. Die ganze Masse der nördlichen Donauslawen beläuft sich auf die Summe von etwa vier Millionen.

c) Die südlichen Donauslawen.

Weit zahlreicher und viel wichtiger als die nördlichen sind die südlichen Donauslawen. Sie haben sich längs der ganzen

Südseite der Donau vom schwarzen Meere bis zur Spitze des adriatischen Meeres ausgebreitet. Ihre Hauptstämme sind von Westen nach Osten: die Slowenzen oder Winden, die Slowenokroaten, die Serben und das Volk der Bulgaren. Die Slowenzen oder Winden sitzen neben den östreichischen Deutschen in den oberen Theilen der Sau- und Drauthäler, in den Provinzen Kärnten, Krain und Steiermark. Ihre Anzahl beläuft sich auf etwa 1,200,000. Sie sind von jeher nicht sehr wichtig gewesen, weil sie sich wie die Morawen unter dem Uebergewicht der Bildung und des Einflusses der Deutschen verlieren. Nur in den ältesten Zeiten, und zuweilen im Verein mit den Kroaten, haben sie eine Art von politischer Unabhängigkeit und Bedeutung erlangt. Sie theilen sich in Gorenzi (Bergleute), in dem obersten Thalbecken der Sau, in Dolenzi (Thalleute), in Unterkrain, in Kareter (Bewohner des Karstgebirges in der Nähe von Triest) und in sogenannte Wandalen (Wenden in Ungarn). Die Nachbarn der Slowenzen im Osten sind die Kroaten oder die Slowenokroaten, die sich selbst Chorwati nennen. Sie sitzen längs der mittleren und unteren Drau, in dem Mesopotamien zwischen Drau und Sau, an der mittleren Sau und an einigen Nebenflüssen der letzteren, in den Flußgebieten der Kulpa, der Unna und des Verbas, theils unter östreichischer, theils unter türkischer Herrschaft. Sie zählen beinahe zwei Millionen Seelen, nämlich in der Militärgrenze 700,000, in Ungarn eben so viele. Der Rest sitzt in der Türkei. An die Kroaten grenzen wieder weiter östlich die Serben, die in dem Flußgebiete der Bosna (Bosniaken), der Drinna und der serbischen Morawa (Serben im engeren Sinne) ihre Heimat besitzen und von da aus sich in der Gegend an der Mündung der Morawa, der Sau und der Theiß ausgebreitet haben. An der Donau und Theiß aufwärts wohnen sie bis tief nach Ungarn hinein, bis zum Franzenskanal (in der Bacska) und bis zur Mündung der Maros bis Szegedin (im Temesvarer Banat). Im Osten stoßen sie an die Bulgaren, im Süden an die Macedonier. Sie sind ein kriegslustiges und unternehmendes Volk und die Hauptkaufleute und Karavanenführer auf jener großen Handelsstraße, die durch das Morawathal nach Constantinopel führt. Zugleich geben sie die zahlreichsten Schiffer und Matrosen ab auf der ganzen mittleren Donau und Theiß, von Bulgarien bis Szegedin und Pesth. Kleine Colonieen der Ser-

ben, die Handel, Krämerei und niedere städtische Gewerbe betreiben, giebt es fast in allen ungarischen Städten, wo sie Raizen oder Rascier (von der Provinz Rascia in Serbien) genannt werden. Als Wächter der großen Donauhandels- und Kriegsstraße, die sich bei Belgrad in die türkische Halbinsel abzweigt, nehmen sie von allen Südslawen sowohl in commercieller als politischer Beziehung die bedeutendste Stellung ein. Ihre Anzahl beträgt innerhalb des Donaugebietes nahe an drei Millionen, nämlich 750,000 in Ungarn, 200,000 in der Militärgrenze, über eine Million in Serbien und über 700,000 in Bosnien. Die Winden, die Kroaten, die Slawonier, die Bosniaken, die Serben im engeren Sinne sind sämmtlich nur die Glieder eines großen slawischen Stammes. Man nennte diesen bisher wohl nach den Hauptvölkern den serbischen, oder auch den kroatisch-serbischen; der neuere und historisch am meisten begründete Name aber, den auch die Eingeborenen selbst adoptirt haben, ist der des illyrischen Stammes. Vergleicht man die Wohngebiete dieser Slawen mit der Grenze des alten Illyricum der Römer, d. h. des Landes zwischen Drau, Sau und der nordöstlichen Küste des adriatischen Meeres, so findet sich, daß sie gerade diese Grenzen ausfüllen. Der Hauptfluß der illyrischen Slawen ist die Sau, deren Gebiet sie bis zur Mündung herab, bis zu den Quellen hinauf, mit allen ihren Nebenflüssen und mit Einschluß der benachbarten Morawa, bewohnen. Sie ist die Hauptpulsader ihres Lebens. Auch haben sie die Grenzen des Flußgebietes nur bis zum schmalen Küstenlande am adriatischen Meere, zur Drau und zur unteren Theiß hin, überschritten. Die Gesammtzahl aller slawischen Illyrier beläuft sich auf nahe an sechs Millionen Seelen (innerhalb des Donaugebietes). Kein slawischer Volksstamm hat in neuer und neuester Zeit in so hohem Maße die Aufmerksamkeit auf sich gezogen wie die Illyrier. Ein Theil derselben (die Serben im engeren Sinne) hat sich durch eine Reihe blutiger Kämpfe und Revolutionen vom türkischen Joche frei gemacht und fast völlig unabhängig hingestellt. Ein anderer Theil, die Kroaten, haben sich seit zwei Jahrzehnten eben so eifrig im Namen ihrer alten Privilegien gegen die Ungarn gerührt und in den neuesten Tagen das Schwert gegen sie gezogen.

Oestlich von den Illyriern, im unteren Donaugebiete auf der rechten Seite des Stromes, wohnen die Bulgaren, ein ur-

altes finnisches Volk, das seinen Namen von einem uralisch-tatarischen Völkerstamme bekam, der sie einst beherrschte. Sie wohnen auf dem ganzen Nordabhange des Balkan, in allen Thälern der kleinen Flüsse Timok, Isker u. s. w., welche von hier der Donau zufließen, und in einer Reihe von Städten längs dieses Flusses selbst bis zu den Mündungen und zur Küste des schwarzen Meeres. Sie sind fleißige Ackerbauer. Mit Hülfe der Russen hat sich ein Theil von ihnen auch von der Donaumündung aus am unteren Pruth hin in neu angelegten Colonieen verbreitet. Eben so giebt es einige von ihnen begründete Ansiedelungen in Ungarn und Siebenbürgen. Man berechnet ihre Anzahl innerhalb des Donaugebietes auf etwa 1½ Million. Obwohl die Bulgaren noch unter türkischer Herrschaft stehen, so haben doch auch sie an dem allgemeinen Gährungsprocesse der slawischen Völker Theil genommen und in neuerer Zeit einige Revolutionen durchgemacht, die man in Europa wenig kennt. Ihre Anzahl ist in einem bemerkenswerthen Wachsthume begriffen; ihre Bodencultur hebt sich, ihre Handelsbeziehungen vermehren sich. Die Bulgaren, als die Bewohner des ganzen Donaudeltas und des danubischen Küstenlandes, sind die Hauptschiffer auf der unteren Donau und die thätigsten Kaufleute auf der großen Straße von Constantinopel zur Donaumündung, sowie auch auf der Hälfte der großen Karawanenstraße von Constantinopel nach Serbien und Belgrad. Sie wünschen eine Trennung von der Türkei, aber keine Vereinigung mit Rußland. Die bei ihren Patrioten beliebteste Idee ist eine serbisch-bulgarische Union. Fassen wir alle südöstlichen (bulgarischen), südwestlichen (illyrischen), nordöstlichen (russinischen) und nordwestlichen (czechischen) Slawen innerhalb des Donaugebietes zusammen, so erhalten wir eine Anzahl von etwa 11½ Millionen, die sich freilich außerordentlich vertheilen und zersplittern.

d) Die Magyaren oder Donaufinnen.

Die Magyaren, gleich ihren Vorgängern ein uralisch-asiatischer Stamm, haben sich, von den Deutschen gegen die czechischen Slawen zu Hülfe gerufen, seit dem 9. Jahrhundert ins Donaugebiet eingedrängt und daselbst alle Reste der ihnen verwandten

und schon früher dort eingedrungenen asiatischen Völker, der Hunnen, Avaren und später der Petschenegen, Kumanen, Jassen, sowie auch viele slawische Elemente, in den Schooß ihrer Nationalität aufgenommen. Als ein Reiter- und Hirtenvolk nahmen sie das große, flache, weiden- und steppenreiche Centralstück des mittleren Donaubeckens, das im Kleinen ein Bild der russischen Steppenlandschaften giebt, in Besitz — ein compactes Ganze von etwa 1500 Quadratmeilen. Sie wohnen zu beiden Seiten der mittleren Donau von Presburg 50 Meilen abwärts bis in die Nähe der Draumündung, in dem größten Theile des Raabgebietes, der Sarvitza und des Plattensees. Doch leben sie in diesen westlichen Gegenden vielfach mit deutschen Colonisten untermischt. Weniger oder fast gar nicht findet dieß an der Theiß statt. Ueber die Karpaten eindringend, erreichten die Magyaren zuerst die Theiß und breiteten sich längs dieses Flusses zu beiden Seiten aus. Die Theiß wurde der ungarische Nationalfluß, sowie die Sau als der illyrisch-serbische Hauptfluß angesehen wird. An beiden Ufern ist die Theiß auf einer Längenerstreckung von 60 Meilen vom magyarischen Elemente bevölkert. Hier liegt die Hauptkraft der Nation, von hier kommen die besten Reiter; hier liegen die echt magyarischen Städte Debreczin, Szolnok, Czongrad, Szegedin u. s. w. Nur die Mündung der Theiß ist von Serben und ein Theil ihrer oberen Quellen und Zuflüsse von Ruthenen und Walachen besetzt. Der Hauptsammler des ganzen Stromgebietes, der Faden der Donau selbst, wird von den Magyaren, die geringes Handelsgenie haben, am wenigsten benutzt. Deutsche und Slawen sind die vornehmsten Handelsleute auf dieser großen Wasserlinie. Dagegen zogen die Magyaren hundert Mal mit kriegslustigen Heeren den Strom entlang, auf der einen Seite durch das Thor bei Presburg nach Deutschland hinein, auf der anderen durch das Thor bei Belgrad in die griechisch-türkische Halbinsel hinab. Die Magyaren haben sich zwischen die Slawen (im Norden und Süden), die Deutschen (im Westen), die Walachen (im Osten) eingekeilt. Nach allen vier Seiten hin hatten sie daher Gelegenheit zu beständigen Kämpfen. Von den Slawen haben sie, so weit nämlich das Donaugebiet reicht, einen Theil unterjocht; die Slowaken und einen anderen Theil haben sie zur Union mit ihrem Staatswesen gezwungen: die Kroaten und Slawonier. Von den Deutschen empfingen sie ihre Könige und ihre

Cultur. Am meisten unterdrückten sie ihre östlichen Nachbarn, die Walachen und Dakoromanen, die sie fast ganz rechtlos machten. Auch besetzten sie in den walachischen Landen, an der Aluta, Maros und Samos, ganze Striche mit eigenen Volksgenossen, indem sie die walachischen Urbewohner ausrotteten. Die von Magyaren bevölkerten Landschaften in Siebenbürgen sind nur um Weniges größer als die von Deutschen dort colonisirten. Den magyarischen Hauptstamm bilden hier die Szekler. Ein ganz kleiner Strich im Serethgebiete, jenseits der Karpaten, in der Bukowina, ist ebenfalls von den Magyaren bevölkert. Die Anzahl der Magyaren im Donaugebiete, zugleich ihr ganzer Bestand in der Welt, beläuft sich auf 4,800,000 Seelen. Während die übrigen Donauvölker alle noch außerhalb des Donaugebietes eine große Masse mit ihnen sympathisirender Stammbrüder besitzen, stehen die Magyaren ganz isolirt unter den Völkern. Ihre gelehrten Reisenden haben den ganzen Osten, sogar das ferne Indien vergebens durchstreift, um das Mutterland oder ein mächtiges nahestehendes Brudervolk aufzufinden. Die Magyaren sind von allen Donauvölkern das einzige, das ganz allein auf die Donau angewiesen ist und innerhalb dieses Stromgebietes seine ganze Existenz erfüllt.

e) Die Dakoromanen.

Das Hauptland der Dacier oder, wie sie sich seit ihrer Romanisirung durch den Kaiser Trajan nennen, der Dakoromanen, oder, wie Deutsche und Slawen sie heißen, der Walachen, war von alten Zeiten her Siebenbürgen, der Kern von Dacien. Hier lag Sarmizegethusa, die alte Hauptstadt ihres großen Königs Decebalus. Von hier aus verbreiteten sie sich längs der nach allen Seiten hin abfließenden Gewässer in die am Fuße jenes Berg- und Quellenlandes liegenden Ebenen. Dieß geschah im Süden längs der Aluta, des Schiul, der Dumbowitza u. s. w. bis zur Donau, im Westen und Nordwesten längs der Maros, Körös, Samos u. s. w. bis zur Theiß, im Osten und Nordosten längs der Zuflüsse des Sereth und des Pruth bis zum Pruth und Dniestr. In dieser Weise geben schon die alten Schriftsteller die Grenzen Daciens an. Aus den Ebenen wurden

sie in den Zeiten der Völkerwanderungen häufig vertrieben. Dann zogen sie sich (oder vielmehr wohl nur ihre Krieger, ihre Patrioten, die tonangebende Partei) in die siebenbürgischen Gebirge zurück, die bis auf den heutigen Tag ein gewöhnlicher Zufluchtsort vertriebener walachischer Fürsten waren. In ruhigen und günstigen Zeiten kamen sie dann aus jenen Bergen hervor und nahmen wieder Besitz vom Lande ihrer Väter. Da der größte Theil ihres Vaterlandes in dem nach Osten geöffneten Donautieflande, gerade im Wege der großen Völkerströmung aus Asien liegt, so hat ihre Nationalität und ihr Staatswesen nie zu rechter Blüte und völliger Unabhängigkeit gedeihen können. Seit den Römerzeiten haben sie fast immer nur halbsouveraine Staaten gebildet, und ihre Fürsten waren bald südlichen Nationen (den Byzantinern, den Türken), bald westlichen (den Ungarn), bald östlichen (den Avaren, Bulgaren, Petschenegen, Tataren u. s. w.), bald nördlichen (den Polen und jetzt neuerdings den Russen) tributpflichtig oder unterworfen. Trotzdem nehmen sie als Grundbevölkerung noch jetzt so ziemlich dieselben Wohnsitze ein, die sie schon in den frühesten Zeiten inne hatten. Nur längs der Theiß sind sie von den Magyaren und ihren Vorgängern völlig vertrieben, sowie auch im inneren Kerne ihres Berglandes (in Siebenbürgen) aus vielen Strichen durch magyarische und deutsche Colonisten verdrängt worden. Im Ganzen besetzen sie innerhalb des Donaugebietes beinahe 3000 Quadratmeilen, und ihre Volkszahl mag sich auf mehr als fünf Millionen Seelen belaufen, nämlich: in Siebenbürgen 1,300,000, in Ungarn 1,000,000, in der Militärgrenze 100,000, in den Fürstenthümern Moldau und Walachei 3,000,000, in Bessarabien, soweit es zum Pruth- und Donaugebiete gehört, 300,000. Ein großes Stück ihres Landes, das Mesopotamien zwischen Dniestr und Pruth (Bessarabien), ist Rußland bereits incorporirt. Die fruchtbarsten reichsten Provinzen desselben, Moldau und Walachei, sind im Begriff, nach Erlangung einer vorübergehenden Halbsouveraineтät, die türkische mit der russischen Herrschaft zu vertauschen. Von Europa, und namentlich von den uneinigen Deutschen und Magyaren verlassen, werden diese herrlichen Landschaften, die mit Deutschland und Ungarn durch ein starkes Lebensband, die Donau, verbunden sind, jetzt vom nordischen Coloß mit Füßen getreten. Diese Russificirung wird nicht ohne die empfindlichsten

Schmerzen für Deutschland ausgeführt werden; zu ihrer Verhinderung gelobte einst Metternich „den letzten Thaler und den letzten Soldaten" hingeben zu wollen.

Dieß nun sind die Nationen, welche die Grundbevölkerung des Donaugebietes ausmachen, die dort entweder seit uralten Zeiten (wie die Donaudeutschen, die Donauslawen, die Dakoromanen), oder doch seit 1000 Jahren (wie die Magyaren) vollkommen einheimisch geworden sind. Man sieht, daß es keinen großen Volksstamm in Europa giebt, der nicht an der Donau repräsentirt wäre; wir finden sowohl den germanischen, den slawischen, den finnischen als auch den romanischen (letzteren an den Innquellen und in dem Lande der Dakoromanen). Es erklärt sich diese Erscheinung aus der Weltstellung der Donau, als des von Osten nach Westen langgestreckten Centralflusses Europas, der zur Hälfte dem Occident, den Weströmern, den karolingischen Franken, den Deutschen, der occidentalischen Cultur, zur anderen Hälfte dem Orient, den Griechen, den Oströmern, den Nachbarvölkern Asiens, der asiatischen Barbarei anheim fiel und von den Wanderungen der Völker aus Norden eben so erreicht und gekreuzt werden mußte, wie von den europäischen Völkerbewegungen aus Süden.

f) Die vereinzelten Einwanderer im Donaugebiete.

Die Weltstellung der Donau, die einen so bunten Völkercomplex an ihre Ufer und Flußadern zog, hat auch den vereinzelten Einwanderungen in die Gebiete des Stromes den Charakter außerordentlicher Mannichfaltigkeit aufgedrückt. Der wichtigen Rolle wegen, welche diese vereinzelten Einwanderer im Leben der Donauvölker spielen, müssen wir ihnen hier ebenfalls einige Aufmerksamkeit widmen. Wir können die vereinzelten Einwanderer in occidentalische und orientalische theilen und begreifen unter den Ersteren: Italiener, Franzosen und außerdanubische Deutsche. Die Italiener leben in vielen Donaustädten, z. B. in Wien und Pesth, verstreut, sind besonders in Kroatien, Kärnten, Krain und anderen Italien benachbarten Donaustrichen eingedrungen und haben sich in verschiedene Gesellschaftsclassen, in die Kaufmannschaft, den Adel, gemischt, wo sie stets bedeutenden Einfluß

täten. Die Franzosen finden wir als Lehrer, Erzieher, Künstler, Kaufleute ebenfalls in allen Donaustädten, als Ackerbauer aber in einigen Colonieen des Banats, wo sie sich jedoch verdeutscht haben. Außerdanubische Deutsche haben sich aus der Rheinpfalz, aus Nassau, Hessen, Sachsen, sogar aus Niedersachsen, Friesland und Flandern zu verschiedenen Zeiten im Donaugebiete als Colonisten ansässig gemacht und dabei zum Theil ihre Nationaleigenheiten bewahrt. Deutsche aller Stämme wandern auch noch jetzt häufig in die Donaugegenden ein, um sich bald als Ackerbauer, bald als Industrielle in den Städten niederzulassen.

Unter den orientalischen Einwanderern haben wir Griechen, Türken, orientalische Juden, Armenier und Zigeuner zu nennen. Die Griechen betrieben den Seehandel an der unteren Donau seit uralten Zeiten. Sie gründeten dort Handelsstädte und sind noch jetzt die vornehmsten Schiffer und Kaufleute in Galatsch, Braila und anderen Donauhäfen. Sie brachten der Mehrzahl der unteren Donauvölker das Christenthum, und Letztere erkennen zum Theil noch den griechischen Patriarchen als ihr kirchliches Oberhaupt an. Mit Hülfe der Türken gelangten seit einem Jahrhundert (seit 1709) viele Griechen zur Herrschaft in den türkischen Lehnsfürstenthümern. Griechische Familien, griechische Sprache, Sitte breiteten sich dort bis zu den Quellen des Pruth aus. Griechische Handelsetablissements wurden selbst in den Städten an der mittleren Donau gegründet. Und wie es schon griechische Kaufleute und Banquiers an dem Hofe Attila's gab, so finden wir sie auch zu allen Zeiten in der Hauptstadt von Ungarn (Buda-Pesth); sogar in Wien sind noch jetzt einige der ersten Banquiers Griechen. Die Türken, aus Kleinasien und vom Bosporus her vordringend, sind auf denselben Wegen zur Donau gekommen, auf denen Sesostris, Darius und andere südwest-asiatische Eroberer kamen. Sie machten längs der Morawa, der mittleren Donau, der Drau und Sau, der Aluta, Theiß und Maros zahllose verheerende Einfälle und unterwarfen sich endlich die ganze Donau bis über Pesth hinaus. Durch die Deutschen, später durch die Russen zurückgedrängt, haben sie jetzt von allen ihren ehemaligen Donauprovinzen nur noch Bulgarien und Bosnien besetzt. Da sie an der Donau, wie überall in Europa, nur im Feldlager standen, so haben sie in den verlassenen Provinzen keinen Theil ihres Volksstammes zurückgelassen.

Selbst in Bosnien und Bulgarien giebt es nur wenige Türken als Handelsleute, Beamte und Wächter der ruinenhaften Donaufestungen. Einzelne erscheinen auch als Handelsleute in Pesth, Semlin, Brod und anderen Donaustädten. Die Gesammtzahl der wirklichen Türken im Donaugebiete beläuft sich kaum auf 100,000 Seelen.

Außer denjenigen Juden, die, durchweg deutsch redend, sich im ganzen Donaugebiete verbreitet haben, sind auch mit den Türken noch Juden eingedrungen, welche von den aus Spanien vor 400 Jahren vertriebenen und zu den Türken geflüchteten Israeliten abstammen und die man orientalische Juden zu nennen pflegt. Türkisch und spanisch redend und Handel mit der Levante betreibend, besitzen sie fast auf der ganzen großen unteren Donauhandelsstraße Comptoire, namentlich in Wien, Pesth, Semlin, Salonichi und Constantinopel. Die Armenier sind von zwei Seiten ins Donaugebiet gekommen, vom Süden des schwarzen Meeres her mit den Türken, von dessen Norden her seit dem Falle ihres Reiches im 15. Jahrhundert. Auch die Russen haben in neuer und neuester Zeit große Partieen Armenier zur Auswanderung veranlaßt, von denen dann auch wieder Viele in die Karpaten und Donauländer kamen. Einige Donaustädte, wie Samos-Ujvar und Elisabethstadt, sind fast ganz von Armeniern bewohnt. Dann aber findet man sie auch überall unter den Walachen und Magyaren als Viehhändler, Weidenpächter, zum Theil auch als große Gutsbesitzer selbst unter dem Adel dieser Länder. In den türkischen Donaustädten sind sie vornehmlich die Zollpächter und Banquiers, und als solche oder als Kaufleute trifft man sie bis Wien und Triest. Die Zigeuner, die sich seit dem 15. Jahrhundert mit unerhörter Schnelligkeit bis an die äußersten Enden Europas verbreiteten, fanden sich auch, und zwar zahlreicher als irgendwo, in dem Gebiete der Donau ein und erlangten hier eine zweite Heimat. Sie haben sich zahlreich unter die Magyaren, in viel größerem Maße aber noch unter die Dakoromanen gemischt. Als Pferdehändler, Schmiede, Musikanten durchziehen sie das ganze mittlere und untere Donauland, als Goldwäscher wandern sie an den siebenbürgischen Flüssen auf und ab. Sie sind die Nationalmusiker der Magyaren und Walachen geworden. Ihre Anzahl wird sehr verschieden angegeben; gewiß aber ist es, daß sie sich auf mehr als 200,000 Seelen beläuft; nämlich

30,000 in Ungarn, 50,000 in Siebenbürgen, 30,000 in Illyrien und der Bulgarei und zum wenigsten 100,000 in der Moldau und Walachei. Es giebt daher ohne Zweifel mehr Zigeuner im Donaugebiete als in allen übrigen Stromgebieten Europas zusammengenommen.

Stellen wir sämmtliche Donauvölker zusammen, so ergiebt sich, daß vom deutschen Stamme über 12, vom slawischen nicht ganz 11, vom magyarischen nicht ganz 5, vom dakoromanischen beinahe 6 Millionen, von vereinzelten fremden Elementen (Italienern, Rhätoromanen, Franzosen, Griechen, Türken, Armeniern, Juden, Zigeunern) etwa 1 Million, also im Ganzen 35 Millionen Menschen das Gebiet des Stromes bewohnen. Die südlichen Slawen, mit der Donau liebäugelnd, pflegen dieselbe wohl „Matwa Dunai" (Mutter Donau) zu nennen. Die Donau spielt in allen slawischen Volksliedern, sogar in denen der Südrussen (der Kosaken), eine große Rolle; sie betrachten die Donau gewissermaßen als ihren eigenen, ihren heiligen Fluß. Viel mehr Recht zu dieser Aneignung hätten freilich die Deutschen, die nicht nur in Bezug auf ihre Anzahl, sondern auch in Rücksicht auf Bildung, Industrie und welthistorische Thätigkeit überhaupt unter den Donauvölkern die erste Stelle einnehmen und mit ihren wichtigsten Interessen an den Strom geknüpft sind.

---

5. Die Donaustaaten und Donauprovinzen.

Eine Untersuchung über die Einwirkung des Stromgebietes und seiner Verzweigung auf die Gestaltung der Donaustaaten, auf ihre Abgrenzung, ihre innere Gliederung in Provinzen, würde ein tiefes Eingehen sowohl auf die geographischen Einzelheiten des Flußgebietes als auch auf die politische Entwickelungsgeschichte jener Staaten voraussetzen. Beides würde uns hier zu weit führen, und es kann nur unsere Aufgabe sein, in allgemeinen Zügen das Bestehende zu schildern. Die Staaten, deren Geschicke und Existenz sich mehr oder weniger an das Donaugebiet knüpfen, sind folgende: die Schweiz, Baden, Sigmaringen, Würtemberg,

[illegible] die österreichische Monarchie mit einem Theile ihres Länder- [illegible] die Türkei, Rußland.

Der Schweiz, mit zwar nur dem Canton Graubünden, gehört nur bis [illegible] des Inn an, das Land Engadin, eingeschlossen zwischen Bergketten der rhätischen Alpen und geöffnet in dem engen Passe von Finstermünz. Ebenso erstreckt sich der Antheil des Großherzogthums Baden nur auf die kleinen Donauquellenflüsse Brege und Brigach und einige kleine Landschaften an der oberen Donau über. Das Fürstenthum Sigmaringen [illegible] sich von der Donau aus zu beiden Seiten in einigen kleinen Nebenflußthälern. Das Königreich Würtemberg, dessen Hauptzweig das Neckarthal bildet, zieht sich längs der Donau hin bis zu dem Punkte, wo sie schiffbar wird, bis zur Einmündung der Iller bei Ulm, und gewährt von hier an der Iller hinauf auf der einen Seite bis zum Fuße der Alpen, auf der anderen bis zur Höhe der rauhen Alp seinen Donaukreis. Das Königreich Baiern besteht zur einen Hälfte aus Main- und Rhein-, zur anderen aus Donaugebieten. Von der Iller bis zur Mündung des Inn und vom fränkischen Jura bis an den Fuß der Alpen hat es, allmälig wachsend, alle Donaulandschaften seinem Staatsgebiete einverleibt. Es sind dieß ungefähr die Grenzen der alten römischen Provinz Vindelicien. Iller und Lech bestimmen die Grenzen der bairischen Provinz Schwaben. Die oberen Isarthäler mit Stücken der Inn-, Lech- und Salzathäler bilden die Provinz Oberbaiern. Das untere Isarland und die Landschaften am unteren Laufe der bairischen Donau bis zum Kamme des Böhmerwaldes hinauf sind in der Provinz Niederbaiern zusammengefaßt. Das Naabthal (der alte Nordgau) ist die jetzige Oberpfalz.

Das Kaiserthum Oestreich umfaßt zu beiden Seiten des Stromes alle Donauländer vom Beginn der ersten Donauenge bei Passau bis zum eisernen Thore beim Ausgange der zweiten Donauenge. Die verschiedenen Provinzen und Länder vertheilen sich nach den natürlichen Abtheilungen des Flußgebietes also: 1) Das Erzherzogthum Oestreich streckt sich als schmales Uferland auf beiden Seiten des Stromes vom Thore bei Passau bis zum Thore bei Presburg hin und ist im Norden von den böhmischen Bergen, im Süden von den norischen Alpen begrenzt. Es umfaßt alle die kleinen Thäler und Flüsse, welche von diesen Bergen

herabkommen, und wird nach diesen Flüssen und nach einigen das Land quer durchschneidenden Gebirgsarmen in verschiedene Kreise getheilt, und zwar in den Traun-, Inn-, Salzach-, Mühlkreis, in den Kreis ob und unter dem Wiener Walde, den Kreis ob und unter dem Mannhardsberge. Die Römer nannten dieses Uferland: Noricum ripense (Ufernoricum). 2) Die Markgrafschaft Mähren erfüllt das ganze Flußgebiet der Morawa bis zu dem Punkte, wo die Morawa sich mit ihrem Hauptnebenflusse, der Thaya, vereinigt, und von da aufwärts bis zu den Quellen aller Morawaadern in den Sudeten, den Karpaten und dem mährisch-böhmischen Gebirge. Zu allen Zeiten der Geschichte zeigt sich Mähren innerhalb dieser natürlichen Grenzen als ein besonderes Land. 3) Die Grafschaft Tirol, das alte Rhaetia prima, wird gebildet aus dem oberen Etschthale bis dahin, wo dasselbe in die lombardische Ebene mündet, dann aus dem oberen Thale des Inn bis dahin, wo dieser Fluß in die bairische Ebene hinaustritt, endlich aus allen den Nebenthälern und Nebenflüssen dieser beiden Hauptthäler. Tirol gehört also nur zur Hälfte zum Donaugebiete. 4) Innerösterreich (Steiermark, Kärnten, Krain), das Noricum mediterraneum der Römer, besteht aus allen oberen Thälern der Mur, der Sau und Drau, von den Quellen dieser Flüsse bis dahin, wo sie in die pannonische Ebene hinaustreten. Davon dehnt sich Steiermark längs des oberen Murthales aus und vereinigt außerdem noch einige Strecken anderer Thäler mit diesem seinem Hauptkörper. Kärnten umfaßt völlig und fast ausschließlich das obere Draubecken bis zu dem Thore bei Unterdrauburg. Ebenso erstreckt sich Krain durch das obere Saubecken bis zu dem Thore bei Rann. Jede der drei Provinzen ist von hohen Gebirgen umgürtet. 5) Das Königreich Ungarn, mit der Militairgrenze, umfaßt sämmtliche Thäler und Ebenen längs der Donau und ihrer Zuflüsse im Süden bis an die Sau-Donaulinie, im Osten bis an den Fuß der siebenbürgischen Gebirge, im Norden bis auf den Rücken und die Wasserscheide der Karpaten, im Westen bis an den Fuß der Alpen. Seine Unterabtheilungen werden ebenfalls durch die Flüsse und Gebirge gebildet. Es zerfällt in die Kreise diesseits und jenseits der Donau, diesseits und jenseits der Theiß. Der Kreis diesseit der Donau erstreckt sich längs der linken Seite der Donau. Derselbe besteht aus Slowakien, das sich zwischen dem Pesther Donauwinkel und den

Karpaten einkeilt und auf die Flüsse Waag, Neitra, Gran beschränkt, dann aus dem großen ungarischen Pustenlande, dem merkwürdigen Mesopotamien zwischen Donau und Theiß. Der Kreis jenseit der Donau erstreckt sich auf die Ebene, die von Drau und Donau herausgeschnitten wird und von Westen bis an den Fuß der Alpen geht. Es ist das Hauptstück des alten Pannoniens. Der Kreis diesseit der Theiß besteht aus allen den Flußthälern, die der oberen Theiß von der rechten Seite zufließen. Der Kreis jenseit der Theiß ist das lange Uferland, das sich an der ganzen linken Seite der Theiß zwischen ihr und dem Fuße der siebenbürgischen Gebirge hinzieht. Das quadratische Stück, das Theiß, Donau und Maros herausschneiden, hat den besonderen Namen des Banats von Temeswar. Die mittleren und unteren Drau- und Sauländer sind in Ungarn: Kroatien und Slawonien, jenes zwischen Kulpa, Sau und Drau, dieses das lange Mesopotamien zwischen Drau und Sau, das alte Savia. Das mit dem ungarischen Reiche vereinigte Großfürstenthum Siebenbürgen, der Kern des alten Daciens, erstreckt sich über das große viereckige Hochland, das aus den Quellenbecken der Aluta, der Maros, der Körös, der Samos und anderer Donaunebenflüsse gebildet wird. Sein Gebiet schreitet an allen diesen Flüssen bis zu dem Punkte vor, wo dieselben durch große und berühmte Bergthore zur Ebene übertreten. Auch die meisten Comitate von Siebenbürgen und Ungarn finden ihre Grenze und Absonderung in irgend einem mit dem Zuge der Gebirge und dem Laufe der Flüsse zusammenhängenden Naturverhältnisse.

Zu den Donauländern unter türkischer Herrschaft gehört zuvörderst Türkisch-Kroatien, die westlichste türkische Donauprovinz. Sie besteht aus den Thälern und Flußsystemen der Unna und des Verbas. Die zweite Provinz ist Bosnien, das sich auf die Flußsysteme der Bosna und Drinna beschränkt. Die dritte, Serbien (das alte Moesia superior), hat sich in dem weiten Flußgebiete der Morawa entfaltet, dieses ganz an sich gerissen und noch einen Theil des naturgemäß damit zusammenhängenden Uferlandes längs der Sau und Donau hinzugefügt. Eine vierte Provinz ist Bulgarien (Moesia inferior), das lange Uferland längs der unteren Donau, zwischen dieser und dem Balkan. Als eine besondere Unterabtheilung Bulgariens gliedert sich zunächst die Dobrudscha (bei den Alten Scythia minor genannt) ab. Sie

keilt sich in das Innerste des unteren Donauwinkels ein und wird von dem Donauarme und dem schwarzen Meere umgrenzt und umschlungen. Einen anderen Hauptabschnitt Bulgariens macht der Isker, der größte bulgarische Fluß, der wie die anderen kleinen Flüsse quer durch das Land geht und das Sandschak von Widdin, das ehemalige Dacia ripensis (Uferdacien), abschneidet. Die zur Zeit der Ueberschwemmung meilenbreite, im Norden viele Sümpfe bildende, schwer zu überschreitende Donau hat hier immer zwischen den nördlichen und südlichen Uferländern eine scharfe Naturgrenze gemacht. Zwischen der Donau und den siebenbürgischen Gebirgen liegt die Walachei, ein türkisches Lehnsfürstenthum, das sich längs der Donau vom eisernen Thore bis zu dem großen Donauwinkel bei Galatsch, bei der Einmündung des Sereth, hinerstreckt. Den Haupteinschnitt in diesem Lande macht die Aluta, die quer durchschneidet und die kleine Walachei oder das Banat von Krajowa von dem übrigen Körper der Walachei absondert. Die Moldau, der andere türkische Vasallenstaat, hat sich zwischen dem Dniestr im Osten und Norden, den siebenbürgischen Gebirgen im Westen und dem Donaudelta im Süden gestaltet. Ihr oberes Quellenland, die Bukowina, gehört jetzt zu Oestreich, das Mesopotamien zwischen Dniestr und Pruth (Bessarabien) zu Rußland. Den Hauptkörper der türkischen Moldau bildet das Stromgebiet des Sereth mit seinen Nebenflüssen. Was die russische Herrschaft in den unteren Donauländern betrifft, so hat sich dieselbe erst in neuerer Zeit eingedrängt. Rußland hält das linke Uferland des Pruth (Bessarabien) und das Donaudelta mit allen Mündungsarmen des Stromes besetzt. Es hat sonach den Schlüssel des Donaustromes in seinen Händen. Außerdem wußte es durch schlaue Politik, unter dem Titel einer Schutzmacht, seinen eisernen Arm auf die Fürstenthümer Moldau und Walachei zu legen und überschwemmt gegenwärtig mit seinen Truppen diese Donauländer.

6. Die Donaustädte.

Nachdem wir flüchtig die kleinen und großen Staaten berührt, die direct an den Donauangelegenheiten betheiligt sind, deren Gestalt und Grenzen im Ganzen aus der natürlichen Organisation und Verzweigung des Flußsystemes und seiner Thäler hervorging, und die auf die Donau als die Hauptpulsader ihres Lebens hindrücken, indem wir nun die geographische Position der verschiedenen Donaustädte, d. h. die Stellung, welche sie durch die Naturverhältnisse im Gesammtorganismus des Stromgebietes einnehmen, in Kürze anzudeuten. Wir beginnen damit im Westen. Hier bietet sich zunächst Ulm (15,000 Einwohner) an der Mündung der Iller dar, wo die Donau schiffbar wird. Ulm ist darum Ausgangs- und Endpunkt aller Donauschifffahrt und wird mit Konstantinopel durch eine ununterbrochene Dampfschifffahrtslinie verbunden. Von Ulm aus zweigt sich der Donauhandel zum Rhein, nach Frankreich, zur Schweiz hinüber. Ulm ist zugleich Festung und als solche die Wächterin der Donaulande gegen Westen. An Ulm reiht sich Augsburg am Lech, der, mit dem Donaulaufe einen rechten Winkel bildend, eine treffliche Operationslinie gegen alle längs der Donau fortschreitenden Kriegsstürme aus Westen oder Osten abgiebt. Daher ist das in der Nähe liegende Lechfeld berühmt durch die Schlachten, die auf ihm geschlagen wurden. Die Stadt (Augusta Vindelicorum) war schon zur Römerzeit blühend, erlebte dann im Mittelalter eine zweite Periode der Handelsblüthe und schwingt sich jetzt, bereits 40,000 Einwohner zählend, von Neuem empor. Sie liegt gerade im Centrum der Ebene des oberen Donaubeckens. Aus diesem Becken laufen hier bequem alle Straßen zusammen. Aus Süden tritt die italienische Straße durch das Lechthal herein, aus Norden die mitteldeutsche Centralstraße von Nürnberg, die im Rednitzthale, das direct südlich auf Augsburg hinweist, herauskommt. Auf Augsburg folgt Regensburg (30,000 Einwohner), eine seit uralten Zeiten wichtige Position, an dem am weitesten nach Norden und ins Innere von Deutschland eintretenden Donauwinkel, in dessen Spitze die Flüsse Regen, Naab und Altmühl münden. Bei Regensburg stoßen demnach die Schenkel dieses Donauwinkels (aus Südwesten und aus Südosten) zusammen. Von Regensburg aus geht dann der Donauverkehr ins Innere von

Deutschland auf Landstraßen über, die in derselben Richtung fortgebaut wurden, nordwestlich auf Nürnberg, nordöstlich auf Prag. Die Stadt war in Folge ihrer Lage einst der Hauptflußhafen Deutschlands für den orientalischen und italienischen Handel. Die bairische Hauptstadt München an der Isar gehört zwar ebenfalls in dieses Donaustück, doch ist dieselbe nicht durch ihre natürliche Position, sondern nur durch fürstliche Laune bedeutend geworden. Geographisch wichtiger hingegen ist die an der Grenzscheide zweier deutscher Staaten gelegene Donaufestung Passau (12,000 Einwohner) am Zusammenfluß des Inn und der Donau. Hier, im Einigungspunkte dreier schiffbarer Straßen, findet die Vermittelung des Inn- und Donauhandels statt. Den Inn hinauf treffen wir auf Innsbruck (12,000 Einwohner), in dessen Nähe der Inn schiffbar zu werden beginnt. Die Stadt liegt am Fuße des bequemsten Passes über die Alpen nach Süden, des Brenner, und eines anderen Passes nach Norden ins Isarthal. Innsbruck bildet demnach den Kreuzungspunkt der westöstlich gerichteten Innstraße und der nordsüdlich gerichteten Isar-Etschlinie. Zur Römerzeit hieß der Punkt Veldidena. Weiter nordöstlich liegt Salzburg (15,000 Einwohner), bei welchem Orte die Salza schiffbar wird und aus dem Gebirge in die Ebene hinaustritt. Es ist hier ein Haupteinbruchsthor in die Alpen. Aus den Ens-, Drau- und Sauthälern kommen Straßen über bequeme benachbarte Päſſe an der Salza herab. Die Traunlinie ist von der Donau aus, eben so wie das Unterinnthal, direct auf den Punkt Salzburg gerichtet, so daß Straßen hierher führen. Schon zur Römerzeit war Salzburg (Juvavia) ein Hauptstraßenknoten. Wenden wir uns wieder zur Donau selbst, so finden wir Linz (26,000 Einwohner) an der Ausmündung der Traun in die Donau, sowie auch in der Nähe der Ausmündung der Ens. Auf der Nordseite tritt das Elbsystem mit der Moldau nahe herzu und eröffnet von diesem Punkte aus eine große Straße nach Norden. So wird Linz ein Hauptort zur Vermittelung des Elb- und Donaugebietes. Darum lag in dieser Gegend immer eine wichtige Handelsstadt, zur Römerzeit Lauriacum, im Mittelalter Lorch. Rings umher blühen die Nachbarstädte Ens, Steier, Wels.

Ehe wir am rechten Stromufer weiter gehen, werfen wir einen Blick hinüber auf die Morawastädte Olmütz und Brünn, die in der Mittelrinne des merkwürdigen Bassins liegen, das

zwischen den Karpaten und den böhmischen Bergen zum Odergebiete durchgeht. Hier trat seit alter Zeit der nordöstliche Handels- und Völkerstrom in das Donaugebiet ein. Hier wurden stets die Beziehungen der Donau zur Oder und Weichsel vermittelt, und Flußlinien, Kunststraßen, Eisenbahnen führen von jenen Stromgebieten hier zur Donau heran. Olmütz (15,000 Einwohner) ist die Festung dieses Donauthores gegen Nordosten und zugleich der Sammelplatz und Markt für die großen Viehheerden, welche aus Polen und Rußland die Karpaten umwandern. Brünn (42,000 Einwohner), in der Mitte des Morawabeckens, bildet die Hauptstadt desselben und war als wichtiger Punkt, gleich Olmütz, schon von den Römern besetzt. Durch Handel- und Fabrikindustrie blühte der Ort in neuester Zeit ungemein empor. Treten wir auf das rechte Donauufer zurück, so bietet sich uns Wien dar, in der Ebene hart an der Ostseite der östreichischen Donauenge, am Fuße des vom Wiener Walde (Mons Cetius) gebildeten Donauthores, in der Gegend des Morawabeckens und seiner Natur- und Kunststraßen zur Donau. Während oberhalb Wien die Donau durch raschen Lauf, durch Wasserwirbel und andere Umstände noch vielfach verhindert wird, erlangt der Strom hier, in das mittlere Becken übertretend, eine großartige Entwickelung, es beginnt seine bedeutendste Schiffbarkeit und der Verkehr mit Fahrzeugen von 3000 Centnern. Zugleich ist die Donau an diesem Punkte der Spitze des adriatischen Meeres am nächsten. Ebenso wird von hier der adriatische Golf leichter als auf einer anderen Linie erreicht, indem sich in dieser Richtung die Alpen, mit dem Wienerwalde sich gegen Nordosten wendend, mit geringeren Schwierigkeiten überschreiten lassen als von irgend einem anderen weiter westlich liegenden Punkte aus. Die Hauptmasse der Alpen umgehend, liefen schon zur Römerzeit und im Mittelalter die Hauptstraßen zwischen der Donau und der Adria auf diesen Punkt hin. Die große nordsüdliche Verkehrsstraße aus der Oder durch Mähren zum Golf von Triest und Venedig kreuzt sich hier mit der großen Donaustraße nach Osten und Westen. Im Alterthume finden wir darum hier die bedeutenden Handelsstädte Carnuntum, Vindobona und im Mittelalter Fabiana, Petronel, die jetzt in Wien vertreten werden. Wien, mit 400,000 Einwohnern, ist die moderne Capitale der Donau, der Centralpunkt des ganzen Systems, der Sammelplatz der meisten Donau-

völker, die Residenz des Kaisers von Oestreich und des Adels der Monarchie, die vornehmste Fabrik- und Handelsstadt von den Donauquellen bis zum schwarzen Meere. Wien ist der Culturheerd für die Ungarn, für die östlichen Slawen und die Walachen, und die Tonangeberin der Sitten und Moden in allen mittleren und unteren Donauprovinzen. Selbst im Orient ist Wien weit und breit unter dem Namen „Becsht" berühmt. Wie zu Friedensverhandlungen, so begegneten sich auch im Kampfe die Donauvölker am häufigsten an diesem merkwürdigen Punkte. Hier hatten schon die römischen Kaiser eine ihrer vornehmsten Donaustationen. Bis hierher kamen aus Westen Karl der Große und die Franken gegen die Avaren, Rudolf von Habsburg und die Westdeutschen gegen die Czechen, sowie zuletzt Napoleon und die Franzosen. Bis hierher gelangten aus Osten die Avaren, die Hunnen. Hier wurden glorreiche Schlachten gegen die Magyaren und Mongolen geschlagen. Von diesem Punkte aus wurden die Türken zurückgeworfen, und in der Nähe dieses Herzpunktes der Donau scharen sich jetzt wiederum die streitenden Donauvölker, um vielleicht abermals in einer Marchfeldschlacht das Schicksal der Länder und Staaten, welche das Stromgebiet berühren, zu entscheiden. In der Mitte der großen Verkehrslinie von Wien nach dem adriatischen Meere liegt Grätz (50,000 Einwohner), der Centralpunkt von Steiermark, an der Mur, die hier schiffbar wird und eine Wasserstraße zu den fruchtbaren Gefilden Pannoniens eröffnet. Die Mur und die Drau führen aus den reichen Donaugegenden Getreide hinauf, das dann durch den Markt von Grätz in den kornarmen Gebirgen vertheilt wird. Noch weiter südlich treffen wir sodann auf die Städte Klagenfurt und Laibach, jenes mit 12,000, dieses mit 15,000 Einwohnern, welche die Centralpunkte der oberen Drau- und Saubassins in Kärnten und Krain bilden und die Knotenpunkte an den Wien-Triester Straßen geben, die sie durch Drau und Sau mit den illyrischen Ländern in Verbindung setzen. Endlich müssen wir hier auch Triest nennen, das zwar nicht im Donaustromgebiete liegt, aber doch der Hauptsache nach auf die Donau angewiesen ist. An den nördlichen Endpunkt der adriatischen Meerschifffahrtslinie gestellt, empfängt und befördert Triest fast alle nach dem mittleren und oberen Donaubecken bestimmten orientalischen Waaren, sowie es umgekehrt die Güter, welche die Donau der Levante zuführt, aufnimmt und über das

Mittelmeer expedirt. Obwohl Triests Straßennetz noch keineswegs vollständig entfaltet ist, so hat sich doch die Stadt in Verbindung mit der blühenden Entwickelung des Donaugebietes in dem letzten Jahrhundert von einem kleinen, unbekannten Orte zu einer Welthandelsstadt zweiten Ranges emporgehoben.

Kehren wir an die Donau zurück, so finden wir, unterhalb Wien, auf der linken Uferseite, in dem Eingangsthore aus Oestreich nach Ungarn, die Stadt Presburg. Dieselbe theilt mit dem benachbarten Wien die gleichen Vortheile der geographischen Lage, wurde aber nicht in so hohem Grade von mächtigen Fürsten und einem unternehmenden Volksgeiste gefördert. Weiter abwärts gelangen wir, die Städte Raab, Komorn, Gran an den Mündungen der kleinen Flüsse Raab, Waag, Gran nur berührend, zu der großen Doppeldonaustadt Pesth und Ofen, mit vollem Recht von den Ungarn Buda-Pesth genannt. Der erste Anbau dieser Niederlassung fand auf dem zur Befestigung geeigneten Ofener Berge statt. Hier hatten schon die Römer die wichtige Station und Stadt Aquincum. Pesth, in der Ebene auf der linken Seite der Donau, bildete sich erst später heran. Dem Donauwinkel, in dessen Nähe sie liegt, und ihrer centralen Position in dem großen ungarischen Donaubecken verdankt die Stadt ihre Bedeutung. Sie ward in Folge ihrer Lage die Capitale der Magyaren, der Hauptmarktplatz der Slowaken, Magyaren und Serben, der vornehmste Hafen der mittleren Donau, sowie die Residenz der ungarischen Könige. Zur Zeit der Türkenherrschaft residirten hier auch die Statthalter von ganz Türkisch-Ungarn, und selbst Attila schlug in der Nähe von Buda-Pesth seinen Wohnsitz auf. Die Straßenzüge der oberen Theiß, der Samos, der Maros, der Gran, der Waag, längs der oberen und der unteren Donau, längs des Plattensees, sie alle führen, Naturbahnen folgend, auf den Punkt bei Buda-Pesth, wo sie sich am bequemsten die Hand reichen können. Mit dem Aufschwunge der Bevölkerung, des Verkehres und überhaupt aller Verhältnisse in Ungarn hat auch diese Stadt (130,000 Einwohner) sich mächtig entwickelt. Sie ist nach Wien die zweite Stadt im ganzen Donaugebiete, und nirgend gestaltete sich der Donauhandel und -verkehr so lebhaft als auf dem 40 Meilen langen Flußstück zwischen diesen beiden Städten. Steigen wir von Pesth die Donau weiter hinab, so gelangen wir zu den Städten der Drau,

von denen wir, außer dem schon erwähnten Klagenfurt, Warasdin und Esseg als die wichtigsten bezeichnen müssen. Jenes (mit nicht ganz 10,000 Einwohnern) liegt an der Stelle, wo die Drau in die pannonische Ebene hinaustritt, dieses (mit 12,000 Einwohnern) in der Nähe der Draumündung. Schon zur Römerzeit war letzterer Ort (Mursa major) ein Hauptplatz; jetzt giebt er den wichtigsten Marktplatz der Drau- und Sauländer ab, namentlich für Slawonien. Unter den Saustädten nennen wir Karlstadt, an der hier schiffbar werdenden Kulpa. An diesem Punkte endigt oder beginnt aller Sauhandel aus Osten und Westen; hier in der Nähe von Fiume und Triest ist einer der Hauptübergangspunkte aus dem Saugebiet zum adriatischen Golf. Da, wo die Sau aus dem Gebirge hervortritt, liegt Agram (15,000 Einwohner), die Hauptstadt und der Hauptmarkt von Kroatien. Am Zusammenfluß der Kulpa und Sau steht die Stadt Sissek (das römische Siscia), bis zu welchem Orte die Donauschifffahrt auf der Sau reicht. Novi- und Banja-Luka sind die Centralstädte der Thäler und Flußsysteme der Unna und des Verbas. Bosna-Serai ist die Hauptstadt (angeblich über 50,000 Einwohner) im Bosnagebiete, sowie Zwornik an der Drinna. Von allen diesen Städten geht der Verkehr nach Norden zur Sau, nach Süden zu den kleinen Hafenplätzen des adriatischen Meeres hinab. An der Mündung der Sau in die Donau treffen wir auf Semlin-Belgrad. In dieser Doppelstadt (20,000 Einwohner) laufen die Linien der Sau, Theiß, Drau, der serbischen Morawa, der oberen und unteren Donau zusammen. Wäre der Punkt mit seiner Umgebung nicht in den Händen der Türken und Slawonier, so würde er als Marktplatz mit Pesth und Wien rivalisiren. Aber auch so ist er von jeher wichtig gewesen. Zur Römerzeit lagen in der Nähe die großen Kriegs- und Handelsstationen Sirmium, Taurunum, Singidunum. Semlin-Belgrad ist auch der Schlüssel zu Serbien und dem mittleren Donaukessel, sowie die Einbruchsstation in die türkisch-griechische Halbinsel. Da durch die Klissura und das eiserne Thor, sowie durch den zwischentretenden Gebirgsriegel, die Straße längs der Donau nach unten gehindert wird, so wurden hier alle Armee- und Handelszüge aus der Donaubahn heraus und in die Morawastraße hineingetrieben. Daher ist auch dieser Punkt ein ebenso berühmtes Schlachtfeld als das Marchfeld bei Wien. Römer, Deutsche, Ungarn, Slawen

und Türken vergossen hier unzählige Male ihrer Feinde Blut. Die Deutschen waren im vorigen Jahrhundert eine Zeit lang im Besitz der ausgezeichneten Position; doch überließen sie dieselbe abermals den Türken und Serbiern, und es ist jetzt die Gefahr vorhanden, daß sie endlich in die Hände der Russen gerathe. Andere wichtige Handelsplätze für die fruchtreichen Länder in der Nähe der Theiß-, Drau- und Saumündungen sind: Neusatz und Peterwardein (zusammen 30,000 Einwohner), Karlowitz, Pancsowa (13,000 Einwohner); dieselben nehmen mehr oder weniger Antheil an den Vortheilen der geographischen Position von Semlin-Belgrad.

Schreiten wir auf dem linken Ufer der Donau den großen Theißfluß hinauf, so bieten sich als die vornehmsten Theißstädte folgende dar: Szigeth, im Quellengebiete der Theiß in der Marmaros, Eperies, Kaschau, St.-Miklosch, Erlau — sämmtlich Centren verschiedener kleiner Nebenthäler der Theiß. Dann Czongrad an der Mündung der Körös in die Theiß. Szegedin (35,000 Einwohner) an der Mündung der Maros. Letztere Stadt concentrirt auf ihrem Markte den ganzen Handel der oberen und mittleren Theiß und der ganzen Maros. Ueberall, wo die großen Nebenflüsse der Theiß aus den siebenbürgischen Gebirgen in die Theißebene hervortreten, hat sich eine den Verkehr des Gebirges mit der Ebene vermittelnde Stadt ausgebildet: so Szathmar an der Samos, Großwardein (20,000 Einwohner) an der Körös, Arad (20,000 Einwohner) an der Maros, Temeswar (16,000 Einwohner) an der Temes. In den Mittelpunkten der oberen Hauptbecken dieser Theißzuflüsse liegen die siebenbürgischen Städte: Bistritz, Klausenburg, Maros-Vasarhely, Karlsburg. Auf dem rechten Donauufer, fast gegenüber dem Theißgebiete, erstreckt sich das Gebiet der serbischen Morawa. Unter die Hauptpositionen im Gebiete der serbischen Morawa müssen wir rechnen: Semendria an der Mündung; Kruschewatz an dem Zusammenfluß der Ost- und Westmorawa; Novi-Bazar, die Haupthandelsstadt im Systeme der Westmorawa; Nissa (das alte berühmte Naissus), die Haupthandelsstadt im Systeme der Ostmorawa und Hauptknotenpunkt an der großen Straße von Konstantinopel zur Donau.

Von den unteren Donaustädten des rechten Ufers bietet sich zuerst Widdin (20,000 Einwohner) dar. Dasselbe ist die

Hauptfestung der unteren Donau gegen Westen, beim Austritt aus dem eisernen Thore, an der Spitze eines nicht unbedeutenden Donauwinkels und daher von vielen Waarenzügen aus Serbien und der Walachei aufgesucht. Dann Sofia, das berühmte Serdica der Römer, das heilige Triaditza der Bulgaren, in der Mitte des Quellenbeckens des Donauflusses Isker gelegen. Der Ort war von jeher eine große Handels- und Provinzialhauptstadt, durch viele Volksversammlungen, Synoden und Schlachten berühmt. Auch ist sie Hauptkreuzpunkt der Straßen, von denen eine längs des Isker zur Donau, eine längs der Nissawa und Morawa nach Belgrad, eine durch die Porta Trajana nach Konstantinopel, und eine durch ein anderes Balkanthor nach Macedonien führt. Da sie gerade im Mittelpunkte der großen Handelsstraße vom Bosporus zur Donau liegt, so haben die Karavanen hier einen ihrer vornehmsten Bazare. Weiter: Nikopoli (mit 10,000 Einwohnern) in der Gegend der Einmündung der Aluta aus Norden und der Osme aus Süden in die Donau. An der breiten, meeresarmartigen Unterdonau wird die Lage der Städte oft durch Furtstellen und Verengungen des Donaubettes, wo also der Uebergang bequem ist, bestimmt. So die Lage von Sistowo (20,000 Einwohner) und Simnitza ihm gegenüber, von Rustschuk mit Giurgewo (zusammen 40,000 Einwohner), von Silistria (20,000 Einwohner), welches Letztere zugleich wichtige Festung und Handelsstadt ist. Ferner Czernawoda und Rassowa, an einem Donauwinkel, dessen Spitze sich am meisten der Küste des schwarzen Meeres nähert. Von hier ist der Uebergang zum schwarzen Meere leicht, und um den winkelreichen Bogen der Donau zu umgehen, hat man vorgeschlagen, von diesem Winkel aus einen kurzen Kanal nach dem Meereshafen Kustendje (Konstantina) zu graben. Endlich Schumla, eine Hauptfestung mit 30,000 Einwohnern am Fuße der bezeichneten Pässe des östlichen Balkan, deren Straßen sich hier concentriren, und Varna, ebenfalls Festung und Hafenplatz an der Küste des schwarzen Meeres, von dem besonders das Getreide eines Theiles des bulgarischen Donaulandes ausgeführt wird.

Die wichtigsten Städte auf der linken Seite der unteren Donau sind: Krajowa (10,000 Einwohner) im mittleren Laufe des Flusses, wo er die Ebenen erreicht, die Hauptstadt der kleinen Walachei. Slatina in einer ganz ähnlichen Position an der Aluta.

Hermannſtadt im Thale der Aluta in Siebenbürgen (mit 20,000 Einwohnern), in der Nähe des großen Winkels, den die Aluta hier macht und der Straßenzüge in verſchiedenen Richtungen anbahnt, am Fuße des rothen Thurmpaſſes, auf einem Iſthmus zwiſchen Aluta und Maros, deren Linien ſich hier nähern. An dieſem Punkte concentrirt ſich die Verkehrsrichtung nach Süden die Aluta hinunter zur Donau, nach Weſten die Maros hinunter zur Theiß, nach Oſten die Aluta aufwärts. Kronſtadt (30,000 Einwohner), ebenfalls im Alutathale in der Nähe des zweiten großen Winkels, den die Aluta macht, am Fuße des Torzburger Paſſes, durch den die Straße längs der Dumbowitza nach Bukareſcht und zur Donau führt. Der Ort iſt Haupthandelsplatz zwiſchen Walachei und Siebenbürgen. Bukareſcht (60,000 Einwohner), im Centrum der Längen- und Breitenausdehnung der großen Walachei gelegen und daher Hauptſtadt derſelben, zugleich Fürſten- und Bojarenſitz. Jaſſy (40,000 Einwohner), in der Nähe des Pruth, in der Mitte der Entwickelung ſeines Laufes und überhaupt im Centrum der Moldau nach den Grenzen, die ſie vor der ruſſiſchen Eroberung von Beſſarabien hatte, gleich weit vom Dnieſtr im Oſten, von den ſiebenbürgiſchen Gebirgen im Weſten, vom ſchwarzen Meere im Süden und von den Pruthquellen im Norden entfernt und ſeit der ruſſiſchen Eroberung Grenzſtadt. Als die Donaumündungsſtädte, bis zu denen Seeſchiffe vordringen, nennen wir: Braila und Galatſch, jenes der Haupthafen der Walachei, dieſes der Moldau. Beide Städte liegen in der Nähe des letzten großen Donauwinkels, der tief in die Moldau und Walachei eintritt. Bis zu dieſem Punkte können Seeſchiffe vordringen, und darum findet hier der Hauptverkehr der unteren Donauländer mit der See und den transpontiſchen Ländern ſtatt. Matſchin, Iſakdſcha, Tuldſcha ſind kleine bulgariſche Seeplätze in dem Donaudelta; Reni, Ismail, Kilia, beſſarabiſche oder ruſſiſche. Ihre Lage wird durch Verengungen oder Verzweigungen des Fluſſes, oder durch Bequemlichkeiten, welche das Flußufer für Hafenanlage darbietet, beſtimmt.

---

7. Zustände und Verbesserungen des Donauverkehrs in der Neuzeit.

Je zweckmäßiger die verschiedenen Flußadern eines Stromgebietes regulirt und kanalisirt sind, je leichter und zugleich solider der Bau der Schiffe, welche diese Flüsse befahren, je thätiger und gewandter die Schiffsmannschaft ist, je bessere Landstraßen von allen Seiten zu den Ufern des Flusses herbei- und längs derselben hinführen, je weniger Abgaben der Handel zu tragen, je weniger Zollgrenzen er zu passiren hat, je wohlhabender und industrieller, je productions- und consumtionsfähiger die Bewohner des Stromgebietes, je mehr Unternehmungsgeist und Gemeinsinn unter ihnen wach, je freisinniger die Gesetzgebungen der Länder, welche in dem Stromgebiete liegen, mit einem Worte je besser alle politischen und nationalökonomischen Zustände — desto verkehrsfähiger, handelskräftiger, ausgebahnter, in moralischer wie in physischer Beziehung, ist alsdann ein solches Stromgebiet. Man sieht hieraus, daß wir, um uns vollständig über die Zustände und die Entwickelung des Donauverkehrs zu verbreiten, alle politischen und geselligen Fortschritte in sämmtlichen Donaustaaten, die hier seit etwa 100—150 Jahren (denn so alt ist ungefähr für die Donau die Neuzeit, so lange ist sie im Aufsteigen begriffen), seit dem Sinken Venedigs, seit der Erklärung Triests zu einem Freihafen, seit dem Zurückweichen der Türken, seit den Straßenbauten Karl's VI., seit den Reformen Joseph's II., seit der Eröffnung des schwarzen Meeres gemacht worden sind, in Betracht nehmen müßten. Dieß würde indessen viel zu weit führen. Wir wollen uns darum nur auf das beschränken, was unmittelbar mit dem Donauverkehr zusammenhängt, und können selbst hierbei nur andeutungsweise verfahren.

Flußregulirung. Baiern ist es, das in neuerer Zeit am meisten für die Regulirung des Donaustromes gethan. Man hat hier mehre Donaumoose ausgetrocknet, für bessere Leinpfade an den Flußufern gesorgt, hier und da Durchstiche und Uferbefestigungen unternommen und den prachtvollen Ludwigskanal gebaut, der im Jahre 1847 beinahe zwei Millionen Centner Waaren zwischen Main und Donau hinüber und herübertrug. In Oestreich ist zu verschiedenen Zeiten an den Felsen der Stru-

del in der Nachbarschaft von Linz gearbeitet und hier am Ende die Passage gefahrlos gemacht worden. Außerdem führte man mehre Kanäle bei Wien zur Donau, unternahm an der Morawa einige Arbeiten und kanalisirte sehr viele kleine Wildgewässer in den Alpen. In Ungarn ward ein Kanal an der Sarvitz ausgeführt, sowie die Theiß und Donau durch den großen Kaiser-Franzkanal verbunden, und die Bega und zwei Nebenflüsse der Temes durch Kanalbau regulirt. An der Verbesserung des Bettes der Donau und Sau hat man schon seit dem vorigen Jahrhundert mehrfach gearbeitet. In neuester Zeit trat eine Gesellschaft zur Rectificirung der Theiß zusammen, und namentlich wirkte für dieses Theißproject, das die Ungarn besonders beschäftigte, der edle Graf Szechenyi. Demselben für die Entwickelung der ungarischen Verkehrsmittel höchst thätigen Manne ist es auch zu danken, daß einige der schlimmsten Felsköpfe der Klissura und im eisernen Thore beseitigt und diese Riffe der Schifffahrt einigermaßen geöffnet wurden. In der Walachei und überhaupt im türkischen Donaugebiete ist nichts für die Flüsse geschehen. Im Ganzen aber bleibt rücksichtlich der Flußregulirung bei der Donau, von den Quellen bis zur Mündung, noch Unermeßliches zu schaffen übrig.

Verbesserung der Schifffahrt. Die Einführung der Dampfschiffe hat in der Donauschifffahrt den größten Umschwung hervorgebracht. Seit dem Jahre 1830 wurde die Donau mit Dampfschiffen befahren, zuerst die Strecke zwischen Wien und Pesth, dann auch die Strecke bis Orsowa und die untere Donau. Seit dem Jahre 1837 erschienen die Dampfer auf der oberen Donau bis Linz, dann 1838 bis Regensburg und endlich seit 1847 auch bis Ulm. Außerdem ward seit mehren Jahren auf der Sau, Drau und Theiß mit Dampfschiffen verkehrt. Im ganzen Donaugebiete werden jetzt ungefähr 470 Meilen Flußlauf mit Dampfschiffen befahren. Es gab bis zu den Ereignissen seit dem Jahre 1848 auf der Donau selbst ungefähr 50 Dampfschiffe, die Dampfschleppschiffe und die Seedampfschiffe, welche die untere Donau bis Galatsch besuchen, eingerechnet. Es wurden in den letzten Jahren durch diese Dampfschiffe ungefähr 700,000 Passagiere und (ohne die Dampfschleppschiffe) 1½ Millionen Centner Waaren in Umschwung gesetzt. Die Dampfschiffe, die als Schleppschiffe und Waarentransportschiffe auch mit den Segel- und

Ruderfahrzeugen concurriren, haben denn auch in diesen Zweig der Schifffahrt mehr Leben und Reform gebracht. Bisher gehörten die Donauschiffe, von den Fahrzeugen der deutschen Donauschiffer bis zu den „Telyfohajos" der Ungarn und den „Tschams" der Serben und Bulgaren herab, zu den plumpsten und widerspänstigsten Flußschiffen, die man sehen konnte. Das Schiffsvolk war voll von Vorurtheilen, ungeschickt, eigensinnig und für Verbesserungen und Reformen wenig empfänglich. Würde ein Amerikaner es wohl glauben wollen, daß auf der ganzen Donau vom Wind ein sehr geringer oder fast gar kein Gebrauch gemacht wurde? Es gab fast gar keine Segelschifffahrt auf der Donau. Jetzt wird auch diese gewöhnliche Schifffahrt von den Dampfschiffen gleichsam ins Schlepptau genommen, und schon sind die Donauschiffer zu mancher Reform und zu größerer Thätigkeit gezwungen worden. In Amerika, in Holland, in England wird jeder Fluß, den die Natur als Gottesgabe gewährt, und der so breit ist, daß zwei Boote nebeneinander vorbeipassiren können, mit Schiffen besetzt. An der Donau, in deren Gebiet schon Plinius 60, Napoleon sogar 120 schiffbare Flüsse aufzählte, finden wir noch bedeutende Flüsse z. B. den Pruth, den Sereth, die Samos, die Isar rc., die entweder gar nicht beschifft sind oder auf denen doch ein Schiff ein seltener Vogel ist. Im ganzen Donaugebiete giebt es nicht mehr als höchstens 1200 Meilen beschiffte Flußlinie, und doch würde ein Amerikaner leicht 3000 Meilen der Beschiffung fähige Flußstrecken dort ausfindig machen können.

Landstraßenbau. Die Landstraßen, die natürlichen Complemente der Flußbahnen, waren im Stromgebiete der Donau zu den Zeiten der Römer auf eine Höhe der Ausbildung gebracht, die sie jetzt, wenigstens in den Unterdonaugegenden, noch nicht wieder erreicht haben. Im Mittelalter waren sie völlig verfallen und blieben in diesem Zustande bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts. Karl VI. ließ in einigen Donaugegenden verschiedene gute Straßen bauen; so nach ihm auch Maria Theresia und Joseph II. Auch in Baiern und Würtemberg geschah schon im vorigen Jahrhundert Manches; doch war Oestreich in dieser Hinsicht stets voran. Was aber in diesem Jahrhundert zum Theil auf Napoleon's Antrieb und dann nach ihm geschehen, ist gegen das Frühere ohne Gleichen. Baiern und Würtemberg und die deutschen Provinzen Oestreichs überzogen sich mit einem ziem-

lich dichten Netz von Straßen, die theils zur Donau und ihren Nebenflüssen hinführten, theils längs der Ufer dieser Flüsse liefen und sie untereinander in Verbindung setzten. Auch in der Militärgrenze, sowie in den gebirgigen Theilen von Ungarn und Siebenbürgen, wurden ziemlich lange Strecken von Kunststraßen zu Stande gebracht. In neuester Zeit sind selbst in den Hauptstädten der Moldau und Walachei die Straßen gepflastert und hier und da einige, aber nur wenige Stunden lange Chausseestücke ausgeführt worden. Im Ganzen giebt es jetzt (ohne die Eisenbahnen) im deutschen Donaugebiete ungefähr 1100 Meilen Kunststraßen, so daß etwas mehr als ein Drittel Meile Kunststraße auf die Quadratmeile kommt. In den ungarischen Donauländern (mit Siebenbürgen und der Militärgrenze) sind ungefähr 450 Meilen Kunststraßen, d. h. nicht ganz ein Zwölftel Meile Kunststraße auf der Quadratmeile. Rechnet man dazu die wenigen Meilen Chaussee, die in der Moldau und Walachei vorhanden, so besitzt die ganze Donau ein Chausseenetz, dessen einzelne Fäden zusammengesetzt eine Länge von etwa 1600 Meilen haben.

In der Entwickelung des gewaltigsten Verkehrsmittels der Neuzeit, im Bau der Eisenbahnen, hat sich unter allen Donaustaaten Oestreich ebenfalls ganz besonders hervorgethan. Baiern und Würtemberg sind zurückgeblieben. Ungarn hat sich der Eisenbahnbewegung nur langsam angeschlossen, obschon wie gewöhnlich mit vielen Projecten. In den türkischen Donaustaaten ist natürlich noch nichts gethan. Fast alle Donaueisenbahnen sind Flügelbahnen, die senkrecht auf der Linie des Hauptflusses stehen. An den Centralbahnen längs des Flusses hat man erst bei Wien und Pesth zu bauen angefangen. Es erklärt sich dieß daraus, daß auf dem Hauptsammler die Dampfschiffe den Transport schon ziemlich schnell besorgen. Die Punkte an der Donau, von denen bereits fertige Eisenbahnen ausgehen, sind: Ulm, Donauwörth, Linz, Wien, Presburg, Pesth. Im Ganzen giebt es jetzt im Donaugebiete ungefähr 160 Meilen Eisenbahnen, welche dem Verkehre übergeben sind. Davon fallen allein 110 Meilen (mit den Linzer Pferdeeisenbahnen) auf Oestreich. Fügt man diese Eisenbahnen zu den Kunststraßen, und zu ihnen auch die Dampf-, Segel- und Ruderschifffahrtslinien, so erlangt man für das ganze Donaugebiet eine Summe von Verkehrsbahnen von etwa 3000 Meilen Länge, die mit Locomotiven, oder mit Dampf-

schiffen, oder mit Segel- und Ruderschiffen, oder mit Wagen bequem befahren werden können. Alle anderen Straßenzüge im Donaugebiete sind verwahrloste Naturwege, bei denen die Kunst wenig oder nichts gethan hat: so in dem größten Theile von Ungarn, ja in Bulgarien und der Walachei, wo die herkömmliche Art des Wegebaues in einer Belegung der Wege mit Baumästen besteht. In einem großen Theile des mit Gebirgen so vielfach ausgefüllten Donaugebietes wird der Waarentransport auf dem Rücken von Saumrossen, Mauleseln, Menschen auf schmalen Gebirgspfaden vorgenommen. Es giebt kein zweites Stromgebiet in Europa, in welchem die Dampflocomotive und uralter Karavanentransport sich so nahe berühren wie im Donaugebiete.

Beseitigung der Zollschranken und Monopole. Die Byzantiner, die Türken, die ungarischen Könige, die Erzherzoge von Oestreich, die Herzoge von Baiern und andere Fürsten der deutschen Donaustaaten haben es zwar nie vergessen, die Waaren der Schiffer, Fuhr- und Kaufleute längs der Donau mit Zöllen zu belegen; allein im Ganzen kann man sagen, daß die Donau früher weniger mit Flußzöllen belastet war als der Rhein, die Elbe und andere deutsche Flüsse. Dagegen hatten sich die Mauth- und Zolllinien von Staat zu Staat und von Provinz zu Provinz an der Donau desto mehr vervielfacht, und besonders seit Joseph II., dann seit Würtembergs und Baierns Erhebung durch Napoleon in der neueren Zeit sehr scharf herausgebildet. Eine Mauthlinie greift durch ein Stromgebiet wie ein Schnitt durch den lebendigen Körper, oder wie ein Damm mitten durch eine See, und noch vor 15 Jahren konnte man im Donaugebiete nicht verkehren, ohne bei den Grenzen jedes Fürstenthums, ja jeder Provinz auf eine solche Mauer zu stoßen. Seitdem sind einige dieser Verkehrsfesseln glücklich gesprengt und andere von allen Seiten bestürmt und angegriffen worden, so daß vor dem Ausbruche der gegenwärtigen Umwälzung, die freilich Vieles in Frage stellt, Aussicht auf Beseitigung derselben vorhanden war. Zuerst haben die oberen Donaustaaten, Baden, Würtemberg, Hohenzollern, Baiern, im Vereine mit anderen deutschen Regierungen alle Zollschranken unter sich fallen lassen, und es bewegt sich wenigstens der Donauverkehr innerhalb des ganzen oberen Gebietes vollkommen frei. Alsdann hat auch Oestreich einen Zollverein zwischen allen seinen deutschen Donauprovinzen

gestiftet, so daß sich der Verkehr innerhalb dieser Provinzen ebenfalls freier bewegt, während die doppelte Zollschranke an der ungarisch-östreichischen Grenze blieb. Endlich hat die Türkei manche Schranken sinken lassen, welche den Verkehr mit ihren Donauprovinzen, wie mit ihren anderen Ländern, theilweise ganz unzugänglich machten. Sie hat sich zur Oeffnung des schwarzen Meeres gezwungen gesehen, hat ein wunderliches System von Ausfuhrverboten aufgegeben, die Ausfuhr von landwirthschaftlichen Producten bewilligt und durch eine Reihe von Verträgen mit den meisten Handelsstaaten Europas die ausländische Einfuhr gestattet.

Auch in der Ausübung der Monopole, mit welcher einige Donaustaaten, insbesondere Oestreich und die Türkei, gewisse Waaren drückten, sind bedeutende und den Handel erleichternde Reformen vorgenommen worden. So in der Ausübung des Tabackmonopols, das die östreichische Regierung in allen ihren nichtungarischen Ländern übt. Ebenso in der Ausübung des Salzmonopols, das sie in allen ihren Staaten besitzt. Ehemals wurde der ganze Salzhandel durch kaiserliche Regierungsbeamte betrieben. Jetzt ist der Kleinhandel damit freigegeben. Die türkische Regierung übte sonst in ihren Donauprovinzen das Monopol, Getreide und überhaupt Lebensmittel allein aufkaufen zu dürfen, und zwar zu Preisen, die sie selbst bestimmte. Jetzt hat dieß aufgehört. Ein sehr wesentliches Hinderniß der freien Bewegung des Donauverkehrs war und ist der Pestcordon und die Reihe von Contumazanstalten, welche Oestreich längs der Sau und Donau gegen die Türkei errichtet hatte. Seit zehn Jahren, seitdem auch die türkischen Donauprovinzen sich der Sanitätspolizei befleißigten und Contumazanstalten gründeten, hat Oestreich auch hierin reformirt und bedeutende Erleichterungen des Verkehrs eintreten lassen. Es waren bisher zwar noch mehre Pestcordons längs der Donau vorhanden, aber mit Ausnahme des russischen belästigten sie doch jetzt weniger als ehemals.

Ist indessen auch Manches in neuerer Zeit für die Erleichterung des Donauverkehrs geschehen, so bleibt doch noch sehr Vieles wegzuräumen und zu reformiren übrig. Außerdem aber ist bereits an der unteren Donau ein neues Zollsystem aufgetreten, das schlimmer als alle anderen in das Donauleben einschneidet und noch mehr einschneiden wird: das russische Zollsystem.

Um einigermaßen einen Begriff von dem Drucke zu geben, der eigentlich noch jetzt, abgesehen von den Ausnahmezuständen in Folge des Krieges, den Donauverkehr sowohl in seiner inneren Bewegung als in seiner Verbindung mit den Nachbarstromgebieten und den Meeren belastet, wollen wir hier die noch bestehenden Zoll- und Mauthlinien, die Monopol- und Contumazanstalten der Reihe nach aufführen: 1) Die Zollgrenze des deutschen Zollvereins gegen Oestreich und die ihr gegenüberstehende Oestreichs gegen den deutschen Zollverein. Sie durchschneidet das Inngebiet, die Lech- und Isarquellen, die Donau bei Passau, und umklammert die Morawaquellen. 2) Die östreichische Zolllinie gegen Ungarn und die ungarische Zolllinie gegen Oestreich. Sie durchschneidet die Sau- und Drauflüsse in der Mitte, die Donau bei Presburg und läuft über den ganzen Kamm der Karpaten hin. 3) Die Militärgrenze mit den östreichischen Zoll- und Contumazanstalten gegen die Türkei. Sie trennt die südlichen Zuflüsse der Sau und Donau ab, durchschneidet die Donau bei Orsowa und zieht sich über den Kamm der siebenbürgischen Gebirge hin. 4) Die Zölle des Paschas von Bosnien. 5) Die Zölle und Contumazanstalten des Fürsten von Serbien. 6) Der Zoll- und Pestcordon des Hospodars der Walachei längs der unteren Donau und der siebenbürgischen Gebirge. 7) Der Zoll- und Pestcordon des Hospodars der Moldau. 8) Die türkischen Zölle längs den Grenzen Bulgariens. 9) Der Zoll- und Pestcordon der Russen längs des Pruth und der Mündungsarme der Donau. 10) Die Monopole des Kaisers von Oestreich in Bezug auf den Handel mit Salz, Taback und Salpeter. 11) Zahllose Einrichtungen in den türkischen Donauprovinzen, welche ebenfalls wie Monopole wirken.

Ueberblickt man diese Reihe von Hindernissen und vergleicht man damit den Zustand, wir wollen nicht sagen der freien russischen oder amerikanischen Ströme, sondern den aller übrigen Ströme der Welt, selbst den der sämmtlichen anderen deutschen Flüsse, so möchte sich herausstellen, daß die Donau, selbst noch nach den in den letzten Jahren vorgenommenen Reformen, der am meisten belastete Strom der civilisirten Welt ist. Er ist noch immer ein mit vielen Banden geketteter Prometheus. Die mit dem Jahre 1848 abgelaufene Friedenszeit war dabei, seine Fesseln mit leiser Hand und allmälig zu lösen. Ob das, was

jetzt an der Donau vorgeht, die Folge haben könnte, einen Theil dieser Fesseln plötzlich zu brechen, oder ob jener verheerende Kampf dem herrlichen Strome, dem Könige der europäischen Flüsse, neue Lasten aufbürden und die kaum entfalteten Blüthen der Cultur zugleich erdrücken wird — wer möchte dieß im Maimonate des Jahres 1849 beantworten!

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.

